Wilh. Kopp

Gottlob Barth's Leben


HIERONYMUS



D.r Chr. Gottl. Barth.

Calwer Familienbibliothek.
1. Band.

Chr. Gottlob Barth's

Leben und Wirken.

Von

Wilh. Kopp.

Mit Bildnis.

Calw & Stuttgart, 1886.
Verlag der Vereinsbuchhandlung.

Druck der Stuttgarter Vereins-Buchdruckerei.

1. Das Elternhaus und die ersten Schuljahre.

Es war im Jahr 1799, draußen an den Grenzen des Reiches bis zu den geheimnisvollen Pyramiden hin hörte man die Kriegstrommel schlagen, Österreicher und Russen, Engländer und Italiener stritten wider das ungestüme Franzosenvolk, des Hand wider jedermann war: in dieser unruhigen Zeit, am 31. Juli wurde in der schwäbischen Hauptstadt Stuttgart ein Knäblein geboren, das einst „seine Hände in fünf Erdteilen" haben sollte, doch nur um Werke des Friedens zu fördern.

Der Vater des Kindes, Christian Friedrich Barth, Ipser und Maler, schrieb die fröhliche Kunde am selben Tag seinem Schwager, voll Jubel über die Barmherzigkeit Gottes, der ihm „ein großes Söhnlein geschenket." Nach alter, frommer Sitte ließ er das Kind schon am dritten Tag zur heiligen Taufe tragen, in welcher es Christian Gottlob genannt wurde.

Die glückliche Mutter, Beate Katharine, war eine geborene Engelmann von Kirchheim am Neckar. Sie stammte aus einer Familie, die zu den Stillen im Lande gehörte, denn ihr Vater, der Herrenküfer Engelmann, war nnter den Gemeinschaftsleuten ein wohlbekannter und geachteter Mann, und seine gleichgesinnte

Ehefrau lernte ihren Glauben noch tiefer gründen, als sie frühe (1785) mit sieben Kindern Witwe wurde. So wuchs Beate Katharine in ernster Zucht und Vermahnung zum Herrn heran. Der Tod des Vaters mochte auf das elfjährige Mädchen einen tiefen Eindruck gemacht haben; und die Sorgen des verwaisten Hauses sind gewiß auch nicht ohne Segen an ihrem Gemüte vorübergegangen. Im achtzehnten Jahr kam sie als Dienstmädchen nach Stuttgart und wurde dort mit den Gemeinschaftskreisen bekannt. Als dann der Sohn des Strumpfstrickerobermeisters Barth, ein christlich gesinnter junger Mann, nach manchen Wanderungen in die Heimat zurückkehrte und als Ipsermeister gerne einen eigenen Hausstand gegründet hätte, da machte der Bruder Meebold für ihn den Brautwerber und fragte bei Beate Katharine Engelmann an. Dieser wollte zwar anfangs die Ipserwerkstatt nicht recht gefallen, sie fürchtete, viel Farben reiben zu müssen und hielt den jungen Barth auch für kränklich, aber ein Brief von Meebold zerstreute ihre Bedenken. Da lesen wir in dem herzlichen Schreiben die ahnungsvollen Worte: „Wenn Du einen Wink kriegest, der Herr wolle Dir durch den Ehestand Kinderseelen für sein Reich schenken, Er habe Dir diese Gelegenheit zum Wucher für sein Reich ausgemacht und bestimmt, — würdest Du wohl dem Herrn Jesu Dich entziehen und sagen können, ja das mögest Du nicht?"

Die junge Engelmännin hat bald nach diesem Brief ihr Jawort gegeben, und einige Monate später, am 7. Mai 1798, zog das neue Ehepaar beim alten Strumpfwirker Barth ein. Sein Haus stand an der Ecke der Karls- und Marktstraße gegenüber dem heutigen Reihlenschen Haus.

Der Schwiegervater war Witwer und überließ seinen Kindern den unteren Stock im Haus. Also dort in einem der bewegtesten Teile der alten Stadt kam Christian Gottlob Barth zur Welt. Da dürfen wir uns den Knaben oft am Fenster denken, wie er neugierig in die belebte Straße hinabschaut. Seine Auffassungsgabe muß schon damals eine sehr lebendige gewesen sein, denn ein irrsinniger Knecht im „Wilden Mann“ prägte sich seinem Gedächtnis so tief ein, daß er noch als alter Mann seine Gesichtszüge zeichnen konnte.

Nur die ersten Kinderjahre brachte Barth in dem großväterlichen Haus zu, wo er auch noch (1800) ein Schwesterlein Beate und (1802) ein Brüderlein Gottlob erhielt. Wahrscheinlich nach des Großvaters Tod zog die Familie in eine Wohnung am sogenannten alten Hafenmarkt (in der Karlsstraße). „Wie manche heiteren und trüben Erinnerungen,“ schreibt Barth später, „knüpfen sich an dich, du altes Gebäude mit deinem hölzernen Altan, welcher der Schauplatz meiner ersten Kinderspiele gewesen ist!“ Seine Eltern hielten sich zur Gemeinschaft; von seinem Vater wissen wir, daß er in der Versammlung im Haus des Schullehrer Gundert herzlich zu beten verstand, besonders, wenn es sich um die Ausbreitung des Reiches Gottes handelte. Man schätzte den milden und doch so festen Mann, bei dem die Angefochtenen Trost und die Verirrten Zurechtweisung fanden. Seine Gattin betete oft mit ihren einzelnen Kindern auf den Knieen. Sie war eng verbunden mit der frommen Frau des Kaufmann Johann Jakob Häring, dessen Haus bis in unsre Tage ein Mittelpunkt brüderlicher Gemeinschaft geblieben

ist. Auch das Barthsche Haus wurde bald eine Herberge der Brüder verschiedener Richtungen. Es waltete dort ein Geist der Weitherzigkeit und Christenfreude, der den heranwachsenden Kindern ihre Jugend verklärte. „Wie eine junge Amsel bin ich unter viel Gesang aufgewachsen," bezeugt uns Barth. Die Mutter sang gut und der Vater spielte mehrere Instrumente, wie sollte sich da keine Sangeslust auf den Sohn vererben! Waren zu Haus die christlichen Lieder verklungen, dann ging der muntere Knabe oft in ein Nachbarhaus, wo in einer unbenützten Küche ein altes Klavier stand; er setzte sich daran und griff willkürlich in die Tasten, sang aber dazu so kräftig, daß seine helle Stimme das falsche Spiel weit übertönte. Der Kleine wunderte sich, so gut Klavier spielen zu können, ohne daß er es zuvor gelernt hatte. So hat später der Mann auch manche Saiten des geistigen Lebens angeschlagen, ohne viel Lehrmeister zu haben, und es gab doch einen guten hellen Klang. Die Lieder seiner Jugendjahre hat er darüber nie vergessen und noch in späten Jahren in England eine Abendgesellschaft erfreut, als er seine Lieblingsweise, das frische Streitlied vortrug: „Wer will ein Jünger Jesu sein!" und seinen Gesang auf dem Klavier begleitete.

Wie freuten sich die Eltern, als ihr Erstgeborener mit dem Büchersack zur Schule gehen durfte und dort für seinen lebhaften Geist Arbeit und Nahrung fand! Da Gott etwas Besonderes mit dem Kind vorhatte, so setzte er ihm beizeiten treffliche Lehrer. Zuerst kam er in die Klasse des schon genannten Schullehrers Gundert; dieser hatte den Christian Gottlob als Freund seiner

Eltern einst aus der Taufe gehoben, sein Auge ruhte darum mit besonderer Teilnahme auf dem jungen Schüler, der den zweiten Platz unter seinen Altersgenossen behauptete. Erster war er nie, vielleicht scheute sich sein Pate vor dem Verdacht der Parteilichkeit. Barth klagte in späteren Jahren, sein Gedächtnis, das immer wie ein Bohnensieb gewesen sei, habe ihm damals manchen Streich gespielt. Wenn es aber beim Aufsagen von Sprüchen und Liedern fehlte, dann gab es Nachsitzen; zur Verschärfung wurde der kleine Christian bisweilen auch eine Stunde in das Ofenloch gestellt. „Da war's finster wie in einem Weinfaß, wenn der Spunden zu ist," und es hieß Achtung geben, damit der Vergeßliche kein schwarzes Andenken nach Haus mitbrachte, das der strenge Vater bald ausgeklopft hätte; denn auf eine Schulstrafe folgte immer noch ein Nachtisch zu Haus. Aus der Pflege seines Paten Gundert kam Barth in die Abteilung des nachmaligen Pfarrer Bezner; in Privatstunden lernte er schon die Anfangsgründe des Lateinischen. Drei Lehrer unterrichteten ihre Klassen zusammen in einem Raum der deutschen Schule unter der Stadtmauer. Da konnte ein Knabe, der für alles offene Augen hatte, bei jüngeren und älteren Schülern allerlei Beobachtungen anstellen und wir dürfen uns nicht wundern, daß Barth aus seinen ersten Schuljahren so viel zu erzählen wußte. Die Schule beschäftigte seinen regen Geist nicht vollauf, er konnte noch den Privatunterricht des frommen Hauslehrers Jeremias Flatt genießen und auch kindlichen Einfällen und Liebhabereien nachgehen, in welchen wir schon die vielseitige Thätigkeit des künftigen Mannes ahnen.

Frühe erwachte in dem Knaben eine große Leselust, und da seine Eltern in diesem Stück weise Beschränkung walten ließen, so las er die wenigen Bücher immer und immer wieder, bis sie ganz sein Eigentum waren. Manche Stunde saß er beim Zeichnen und Malen, das er vom Vater geerbt oder abgesehen haben wird. Hatten Erzählungen wie die damals erscheinenden „Beispiele des Guten" Eindruck auf ihn gemacht, so suchte er sie auch bildlich darzustellen. Bis in das späte Alter hat er manchen Freund durch seine wohlgetroffenen Porträtzeichnungen überrascht, die aber fast immer etwas schalkhaft karikiert ausfielen. Als ein Freund seines Vaters, ein Kupferstecher, einst eine Karte von Spanien sah, die der neunjährige Schüler gezeichnet hatte, riet er ernstlich, ihn Kupferstecher werden zu lassen.

Ein anderer Zug in Barths Wesen offenbarte sich gleichfalls frühe, nämlich der große Sammeleifer, mit dem er alle möglichen seltsamen Dinge, von einem merkwürdig gestalteten Pfeifenraumer oder „Pfeifenstierer" an, zusammentrug. Zu seiner Zeit war eine Wappensammlung der Stolz eines Knaben. Lange ging sein Sehnen nach dem Besitz eines türkischen Wappens, endlich fand er in einem Wappenbuch seines Vaters wenigstens eine Abbildung desselben. Jetzt wußte sich der erfinderische junge Künstler zu helfen; er stach den Halbmond mit den beiden Roßschweifen in weiche Kreide und konnte nun nach Belieben das Wappen abdrucken, als wäre er der Siegelbewahrer des Sultans selbst. Seine Sammlung ward um eine Seltenheit reicher und die überzähligen Abdrücke dienten zum Eintauschen anderer Wappen. Daß

er in seiner Kunstfertigkeit eigentlich eine Fälschung begangen hatte, dessen war sich der kleine Sammler natürlich nicht bewußt.

Doch das sind Dinge, wie sie manche Knaben treiben; ungewöhnlicher war es, daß Barth schon im zehnten Jahre eine kleine Sammlung biblischer Geschichten schrieb und eigenhändig Bilder dazu zeichnete. Das Büchlein trug den Titel: Eine Aufmunterung für die Seele. Herausgegeben von Chr. G. Barth. Erste Auflage. Verkaufspreis: Ein Groschen. Im Jahr Christi 1809. Auf der Rückseite des Titelblatts stand das Motto: Setzer, setz es in Fraktur: Jesus ist mein Alles nur! Auch eine Vorrede fehlte nicht und dann folgten Geschichten der Patriarchen bis zu Mose. Zwanzig Exemplare hat er so geschrieben und die meisten an Mitschüler verschenkt. Damals hätte niemand geahnt, daß gerade „Biblische Geschichten“ desselben Verfassers einst in Millionen verbreitet werden sollten.

Seither haben wir die künstlerischen und schriftstellerischen Neigungen Barths in seinen Kinderspielen entdeckt, er war aber später in seiner Art auch ein tüchtiger Geschäftsmann. Sein erster nur teilweise gelungener Versuch, Geschäfte zu machen, führt uns gleichfalls in seine Jugendzeit. Als neunjähriger Knabe hatte er auf Weihnachten 1808 eine Kompagnie Soldaten gezeichnet und „angemalt“, dieselben ausgeschnitten und auf Blöcklein geleimt, und dann seine Eltern so lange bestürmt, bis sie ihm erlaubten, mit seinen Kunstwerken auf die Christmesse zu gehen. Blau gefroren saß er dort vor seinem Tischlein, auf dem die Papiersoldaten aufgestellt waren. Kein

Käufer wollte kommen. Endlich wurde er um einen Groschen einen Teil seiner Armee los. Als es Mittag wurde und immer noch kein zweiter Kunde kam, packte er den Rest seiner Truppen zusammen und schenkte sie einem Freunde.

Unter solchen Spielen und Arbeiten war des Ipsermeisters Ältester 12 Jahre alt geworden und durch die christliche Zucht im Elternhaus und in der Schule vor Abwegen bewahrt geblieben; aber jetzt zogen dunkle Wolken am Horizont der friedlichen Familie herauf. Der Hausvater hatte schon länger gekränkelt. Im Winter 1809/10 erkannten die Seinigen, es werde an ein Scheiden gehen, und in christlicher Aufrichtigkeit verbargen sie dies weder sich noch dem Kranken. Am 9. Mai 1810 durfte der treue Vater heimgehen, und drei Tage darauf folgte ihm die betagte Mutter seiner Witwe, welche zuerst bei ihren Barthischen Kindern, später bei ihrem Sohn in Mundelsheim gelebt hatte. Sie hatte vor ihrem Tod dem kranken Schwiegersohn in einem Trostbrief voll Glaubensfreudigkeit geschrieben: „Ach lieber Sohn, Du bist jetzt das Meiste gestorben und bei Deinem letzten Atemzug wird Dein Leiden vollends sterben. So sauer es Deiner l. Beate geschehen wird, so wohl ist es Dir zu gönnen.

O wie sanft wirds sichs doch nach der Arbeit ruhn,
Wie wohl wirds thun!“

Für die verwaiste Familie war es eine freundliche Fügung Gottes, daß bald darauf der ehrenfeste Bruder von Barths Mutter als Hofkammerküfer nach Stuttgart kam. In der Hofküferei auf dem großen Graben, da

wo heute der Bazar steht, fand Barth eine zweite Heimat, und seine Mutter hatte an Bruder und Schwägerin treue Gefreundte.

---

2. Im Gymnasium.

Bald nach des Vaters Tod trat im Leben Barths eine neue Wendung ein. Sein Taufpate Gundert und Präzeptor Werner hatten in dem Knaben besondere Gaben erkannt und rieten zum Studium. Der Eltern Sinn scheint ursprünglich nicht so hoch gestanden zu sein, denn die Zeit zum Eintritt ins Gymnasium war eigentlich schon verpaßt. Präzeptor Werner nahm sich jedoch unseres Lateiners an und förderte ihn im ersten Jahr so weit, daß er die folgende Klasse überspringen konnte und seine Altersgenossen noch einholte. Damals entwickelte sich in dem künftigen Schriftsteller schon seine Erzählungsgabe. Wenn er abends unter der Aufsicht seines väterlichen Lehrers mit dessen andern Zöglingen spazieren ging, so fand er an seinen Kameraden staunende Zuhörer für selbsterfundene Rittergeschichten. Er setzte auch seine Malereien fort und beschenkte seine Mitschüler mit kleinen Gemälden, die er mit Wasserfarben in origineller Weise auf kleinen Sandsteinplättchen aus einem nahen Steinbruch entwarf. Im Jahr 1812 kam er unter die Leitung des sittlich strengen Professor Roth; wenn dieser seinen Schülern vor anderem die Pflicht der Arbeit einschärfte, so sind diese Ermahnungen an Barth jedenfalls nicht verloren gegangen. Ergänzend trat dazu der Ein-

fluß des mutigen Hospitalhelfers Dann, der in Kinderlehren (Katechismusstunden) der Jugend seine brennende Jesusliebe einpflanzte. Leider wurde jener Mann gerade in jenem Jahr wegen seiner offenen Worte am Grab eines Schauspielers von König Friedrich in Ungnaden als Pfarrer nach Öschingen versetzt. Der junge Gymnasist hatte aber offenbar schon Geistessamen von ihm erhalten, man hat wenigstens von seiner Hand Nachschriften einiger der letzten Predigten Danns gefunden.

Während der Kriegssturm durch die Länder ging und viele deutsche Christen ihren Gott erst wieder suchen lernten, brannte in den württembergischen Gemeinschaften hell und warm das Glaubenslicht, das auch die langen Winterjahre der Aufklärung überdauert hatte. Dieser Kirchlein innerhalb der Kirche waren es gerade in jener Zeit noch mehr geworden, denn zu den Brüdern der altpietistischen und Herrnhuter Richtung traten die durch den Theosophen Michael Hahn erweckten Kreise. Wer will es den damaligen Christen verdenken, daß sie in jener großen Zeit, die gewiß für die letzten Tage viel Vorbildliches enthält, ihren Glauben allzugerne mit apokalyptischen Betrachtungen stärkten. Als Napoleon mit der großen Armee nach Rußland zog und sich der entscheidende Wendepunkt in der Geschichte unsres Jahrhunderts näherte, erreichte die Spannung ihren Höhepunkt. Auch Gymnasisten standen, wie Barth schreibt, in den Dämmerstunden beisammen und sprachen über die Weissagungen Daniels und Johannis. Barth selbst blieb nicht unberührt von der allgemeinen Erregung, hatte er doch schon frühe Jung-Stillings Schriften so liebgewonnen, daß er Stillings Heimweh

bis in sein Alter jährlich einmal las. Zudem fiel seine Konfirmation gerade in das Jahr 1813.

Nach der Konfirmation besuchte Barth die Klassen des Oberen Gymnasiums und bekam an dem edlen Professor (später Prälat) Klaiber wieder einen Lehrer, der durch seinen Unterricht begießen half, was im Elternhaus in das Herz seines Schülers gepflanzt wurde. In dieser Zeit bahnten sich für den Jüngling schon die weiten Beziehungen an, welche ihn im späteren Leben mit so vielen hervorragenden Freunden des Reiches Gottes verbanden; dazu trugen damals wie später seine Reisen viel bei. In der Ostervakanz 1814 durfte er mit seinem älteren Freund und Vetter Bernhard Kübler das württembergische Unterland besuchen. Von Oertingen, dem Geburtsort Küblers, ritten die beiden Reisegefährten über Bretten und Durlach nach Karlsruhe, um den verehrten Jung-Stilling zu begrüßen. Sie wurden nicht bloß von diesem freundlich aufgenommen, sondern durften auch Frau von Krüdener kennen lernen. Barth war schon zum Studium der Theologie entschieden; als dies die merkwürdige Frau hörte, ermahnte sie ihn, doch ja zuvor seine eigene Seele retten zu lassen, ehe er andern predige. In der folgenden Nacht verkündigte Kanonendonner die Einnahme der Stadt Paris durch die Alliierten. Das waren der Eindrücke genug, um den Gesichtskreis des aufstrebenden Jünglings zu erweitern und Spuren in seinem leicht erregbaren Gemüte zu hinterlassen. Auf dem Heimweg war freilich der wegmüde Gymnasist froh, sein Rößlein mit einem bequemen Platz im Wagen vertauschen zu können, den der sorgsame Vetter besorgt hatte; später

gings aber wieder rüstig zu Fuß weiter. Barth hat auf dieser Reise zum erstenmal ein größeres Stück unseres schönen Vaterlandes gesehen, und an Liebe zu demselben fehlte es ihm nicht. So hat er auch mitgejubelt, als der württembergische Kronprinz Wilhelm nach seiner siegreichen Rückkehr aus Frankreich (1815) in Stuttgart einzog und die Weingärtnersöhne in ihrer stürmischen Freude den jugendlichen Helden vom Königsthor an auf ihren Händen ins Schloß trugen, und wie in lateinischen Versen, unter die der Professor sein Laudo schrieb, so besang er in einem seiner ersten deutschen Gedichte 1815 „Germaniens Söhne", welche den aus Elba entkommenen Napoleon nach heißem Ringen zum zweitenmal niederwarfen.

In einer großen Zeit wuchs der begabte Jüngling heran, und im Haus der Eltern und Verwandten wie in der Schule war schon viel heller Sonnenschein auf das junge Bäumlein gefallen, das anfing, in die Höhe und Breite zu wachsen und sich mit Blüten zu bedecken. Seine vielseitige Begabung erschloß dem Gymnasisten, der für alles Edle empfänglich war, reiche Genüsse, eben dadurch aber scheint er der Gefahr der Zerstreuung nicht immer entgangen zu sein. Barth selbst erzählt uns, die Begegnung mit Stilling und der herzliche Zuspruch der Frau von Krüdener sei ihm nicht so zum Segen geworden, wie es hätte geschehen können, es sei „die jugendliche Flatterhaftigkeit dazwischen gekommen, die sich nur an den bunten Blütenblättern ergötzt und die kleinen Saatkörner zerstreut." Um so segensreicher war es für seine weitere Entwicklung, daß ihm Gott ältere Freunde zuführte, deren Umgang den vielbewegten Geist vertiefen konnte. Unter ihnen ist außer

dem schon erwähnten Bernhard Kübler, der Sohn seines Onkels, des Hofkammerküfers, zu nennen: Christian Gotthold Engelmann, der als Apotheker in seinem Vetter die Liebe zu den Naturwissenschaften bestärkte. Auch der frühverstorbene Maler Johannes Schnaitmann aus Fellbach gehörte zu diesem Freundeskreis. In ein Album, das Barth von ihm zu Weihnachten 1815 erhielt, schrieb er alle seine jugendliche Gedichte; auf diese Weise ist gerade von seinen poetischen Erstlingsarbeiten eine ziemlich vollständige Sammlung auf uns gekommen.

War Barth diesen Freunden gegenüber mehr der Empfangende, so wurde er hinwiederum der ältere Beschützer entfernter Vettern aus dem Bayrischen, welche seiner Mutter in die Kost gegeben waren, um das Stuttgarter Gymnasium zu besuchen. In der Herbstvakanz 1816 durfte er seine Schützlinge in ihre Heimat am Main begleiten, in das stille Dörflein Segnitz gegenüber Marktbreit. Dort trieb ihr zweiter Vater Karl Köllner einen Weinhandel. Diese Reise scheint für Barths inneres Leben von großer Bedeutung gewesen zu sein. Stuttgart war mit seinen 15000 Einwohnern noch keine Großstadt, doch gehörte die Magd des Postmeisters, welche die Briefe im Schurz auf den Wochenmarkt trug, um sie dort gelegentlich den Hausfrauen zu übergeben, schon zur gemütlichen Vergangenheit und die Kriegsereignisse hatten in den letzten Jahrzehnten auch in die württembergische Hauptstadt Aufregung genug gebracht. In Segnitz umgab den Stuttgarter doch eine ganz andere Stille. Auf dem alten Gemäuer am Main saß Barth gar oft in Gedanken versunken. Die Fähre fuhr langsam über den Fluß hin und

her, drüben in Marktbreit wurden unter einförmigem Gesang die Handelsschiffe ausgeladen und oben auf dem Berg schien die Sonne durch die kahlen Fenster einer zerfallenen Kirche. Meist war es nur ein mattes Leuchten, denn das Jahr 1816 brachte mehr Regen als Sonnenschein. Am 6. Oktober, einem Sonntag, saß Barth auch wieder früh morgens auf seinem einsamen Platz, der Main war hoch angeschwollen und rauschte wie zürnend durchs Thal, schwere Nebel verhüllten der Sonne Licht, da ergriff Sehnsucht nach Gott das Gemüt des Jünglings, und aus seinem Herzen hervor drang das Gedicht:

Staub, der zu Gott emporgedrungen,
Am Fuße seines Thrones klimmt,
Zu Gott, dem jetzt von Millionen Zungen
Ein Hallelujah stimmt:
Blick auf mein Geist und schwöre hier, dein Leben
Und deine Kräfte Gott zu weihn.
Und du, Allvater, der sie mir gegeben,
Erhalte meine Seele rein!
Daß, wenn ich einst aus diesem Thal der Zähren
Zur Ruhe jenes Lebens geh,
Der Fruchtstaub vieler guten Ähren
Um meinen Grabeshügel weh'!

„Solch einen Morgen habe ich noch nie erlebt," schrieb Barth an einen Freund. Wenn uns auch die gesuchte, unbiblische Sprache des jugendlichen Dichters, der in der Ausdrucksweise seiner Zeit gefangen war, nicht gefällt, so dürfen wir doch annehmen, der Schwur, sein Leben Gott zu weihen, sei ihm heiliger Ernst gewesen, und es war gerade die rechte Zeit, daß ihn sein Vetter nach Nürnberg begleitete und dort zu Männern, wie

Pfarrer Schöner, Professor Kanne und Tobias Kießling führte.

Nun fing auch das Bücherschreiben ernstlicher an. Unter den Kindern in Segnitz hatte Barth besonders den kleinen Christian liebgewonnen, der an unheilbarer Krankheit dahinsiechte. Ihm zum Trost schrieb er die Leidensgeschichte eines frommen schlesischen Knaben unter dem Titel: „Huldreich Mirken“; diese samt einem Nachwort an den Kranken und mehreren Trostliedern wurde 1817 gedruckt. Eine Jugendschrift war also die erste Arbeit Barths, welche den Druck erlebte. In demselben Jahr erschien aus der Feder des jungen Schriftstellers ohne Namensnennung „Alles in Einem und Eines in Allem,“ ein Schriftlein, dem der alte Pfarrer W. Köllner sogar „apostolischen Geist“ nachrühmte; auch wurden in Nürnberg zwei seiner Lieder: „Zur Beförderung des Vertrauens auf Gott“, gedruckt. Inzwischen ging das letzte Semester im Gymnasium zu Ende. In jenem Notjahr 1817 richtete die 300jährige Gedenkfeier der Reformation den Mut des evangelischen Volks wieder auf. Die Feststimmung erstreckte sich auch auf das Gymnasium, und Barth, der schon im Frühjahr Brenz in einer lateinischen Rede gefeiert hatte, hielt am 2. September eine deutsche Lobrede auf Melanchthon, leider ganz in der im Gymnasium herrschenden rationalistischen Redeweise. Seiner religiösen Überzeugung entsprach es besser, Luthers 95 Sätze deutsch und lateinisch mit Anmerkungen herauszugeben, und „Stillings Siegesfeier, eine Scene aus der Geisterwelt“, zu schreiben, ein Gedicht, welches in vier Scenen darstellt, wie der am 2. April

d. J. verstorbene Stilling zum Himmel eingeht und endlich den Herrn selbst schauen darf. „Kurz ist der Erde Schmach und ewig der Seligkeit Wonne"! Mit diesen Worten schließt das poetische Büchlein, das wie Luthers Sätze im Oktober anonym erschien und bald zum zweitenmal aufgelegt wurde. Schon zuvor hatte Barth die Aufnahmeprüfung in das theologische Seminar zu Tübingen bestanden und die verschiedenen Veröffentlichungen des jungen Mannes lassen erkennen, daß er über das Gymnasium hinausgewachsen war und stärkerer Geistesnahrung bedurfte.

---

3. Auf der Hochschule.

Es giebt in Württemberg nicht leicht ein anderes Gebäude, welches so enge mit der Geschichte vieler wackeren Söhne Schwabens verbunden ist, wie das theologische Seminar oder „Stift" in Tübingen. Seit im Jahre 1548 die evangelischen Stipendiaten an Stelle der Augustiner dort einzogen, sind aus diesem hochgebauten Hause der berühmten und unberühmten Männer genug hervorgegangen, um seinen Namen weit über die Grenzen Württembergs hinaus bekannt zu machen. Es sind zunächst bloß Theologen oder Kandidaten des höheren Lehrfachs, welche dort aus der Quelle der Wissenschaften schöpfen; doch auch manche Angehörige entfernt liegender Berufsarten haben ihre Stiftserinnerungen, denn es ist ein alter Grundsatz, daß aus einem „Stiftler" noch alles werden kann. In dieser ehrwürdigen Anstalt, welche damals von Ephorus Jäger geleitet wurde, ging nun auch

Barth seit dem 22. Oktober 1817 aus und ein, und zwar noch in der alten geistlichen Tracht mit Kniehosen, Mantel und Patenthut. Hoch oben im Dachstock bewohnte er mit einigen anderen Zöglingen die Stube Zion, welche auch den wenig geistlichen Namen Lettenhaus führte.

Die Reformationsfeier fiel fast in die ersten Tage des Semesters und bildete einen weihevollen Anfang der Studienlaufbahn des neuen Seminaristen. Am Abend des 31. Oktober sang auch Barth mit der Studentenschaft, die um ein Freudenfeuer auf dem Österberg versammelt war, „Ein feste Burg ist unser Gott“ und ging dann am folgenden Sonntag mit vielen andern zum hl. Abendmahl.

In diesem Geiste trat Barth seine Studienzeit an, er wollte „ein rechter Theologe werden, koste es, was es wolle“, und dachte nicht daran, seine Herkunft als Pietistensohn zu verleugnen. Bei seinem sprudelnden Witz und heiterem Sinn hätte er ein flotter Bruder Studio werden können, aber Gottes Gnade bewahrte ihn, und er durfte erfahren: „Es hält nicht so schwer, von dem Unchristlichen sich rein zu halten: man muß nur mit sich selber kämpfen, und dazu giebt Gott den Bittenden Kraft.“ Im Anschluß an die Gemeinschaft im Hause der Geschwister Schnürle wurde Barth in seinen Grundsätzen bestärkt, und bald sammelte sich mit ihm ein kleiner Freundeskreis um die beiden Repetenten Osiander zu gemeinsamer Erbauung. Nach seiner Bekehrung trat auch der Magister Ludwig Hofacker dieser Studentengemeinschaft bei, in welcher Prof. Dr. Steudel wie ein Freund unter Freunden verkehrte.

Vor einem Übermaß geselliger Vergnügungen war der junge Studiosus schon durch die große Aufgabe bewahrt, die er seinem Fleiße stellte. Er gab nicht bloß mehrere Privatstunden, um seiner Mutter die Kosten zu erleichtern, sondern setzte auch noch manche Privatstudien fort, die er im Gymnasium liebgewonnen hatte. Die nötige Zeit mußte am Schlaf abgebrochen werden, denn so selbständig er auch seine Studien betrieb, die Kollegien besuchte er doch regelmäßig. Auf einem Wappen, das er in jener Zeit entwarf, war ein Schiff zu sehen, das mit vollen Segeln dahintrieb und darunter stand der Wahlspruch „odi tranquillitatem“ (Unthätigkeit hasse ich). Dies war ein Bild seines Wesens.

Frühmorgens, wenn noch alles in tiefem Schlummer liegt, treffen wir Barth schon bei der Arbeit, und er schreibt am 19. Januar 1818: „Ich habe meinen Morgenstudienplan seit einigen Tagen angefangen; vielleicht wird er auch noch verändert. Zuerst, wenn ich vom Bette komme, um drei Uhr, lese ich zwei Kapitel im Brief an die Römer im französischen Testament, sodann zwei Psalmen hebräisch und holländisch, ferner 30—40 Verse aus der Ilias, 10—12 Stanzen aus Gerusalemme liberata, ferner ein Kapitel aus den Sketches by George Klate, endlich ein Kapitel aus Seneka (wegen meines Aufsatzes über die Eigenheit seines Stils), einige Briefe aus Cicero und etwas aus meiner spanischen Grammatik.“ Wir wissen nicht, ob Barth so vielerlei fortsetzte, jedenfalls lag die Zersplitterung seiner Kraft sehr nahe und hatte wohl auch zur Folge, daß er am Schlusse des ersten Semesters in der Lokation nur der fünfzehnte wurde, worüber er

seine Mutter, die besseres erwartet hatte, beruhigen zu müssen glaubte.

Über dem vielen Arbeiten vergaß Barth doch des Leibes nicht. Im Essen und Trinken hat er ihn allerdings kurz gehalten und mit starkem Stiftskaffee seinen Magen wenig verdorben. Die Seminaristen erhalten nämlich kein Frühstück und brauen sich darum bis heute ihren Morgenkaffee selbst, wobei es fast Ehrensache ist, keine Cichorie, dagegen möglichst viel Bohnen zu verbrauchen. Barth aß zuerst Äpfel zum Frühstück, später ließ er sich aus seinen Brotresten vom Mittag und Abend eine Suppe bereiten und schrieb: „Ich halte mich für glücklicher bei meiner Suppe als alle Kaffeetrinker.“ Zur Erholung und Erfrischung dienten regelmäßige Spaziergänge und Fechtübungen, oder bisweilen ein Ritt nach Öschingen zum verehrten Pfarrer Dann. Die jungen Männer, welche damals mit Barth arbeiteten, beteten und sich freuten, sind nun auch alle heimgegangen, aber ihre Namen haben noch einen guten Klang; sie sind treue Lehrer des Wortes geworden, von denen wir hoffen, daß sie einst „leuchten wie die Sterne immer und ewiglich.“ Tafel, Baumann, Bezner, Roos, Moser, Schmid sind Namen, die uns häufig begegnen; auch Schweizer wie die beiden Burkhardt und Passavant gehören hierher. Sie haben das ihrige dazu beigetragen, ihren Freund zum Manne zu machen, und weil man nirgends unter Freunden ehrlicher ist als in studentischen Kreisen, konnten sie ihn vor manchen Abwegen und Auswüchsen seiner Originalität bewahren.

Barth war der fröhlichste unter ihnen; um seines

sprudelnden Witzes willen und seiner Dichtergabe, die ihn jederzeit zu Gelegenheitsgedichten bereit sein ließ, schätzte man ihn als angenehmen Gesellschafter. Die Freunde fühlten sich wohl bei ihm, das merken wir an einer Beschreibung seines Studentenzimmers, die uns der selige Heinrich Zeller aus Nagold giebt. Im letzten Semester bezog nämlich Barth nach altem Kandidatenbrauch ein eigenes Zimmer in der Stadt. Bei Schuhmacher Erhard in der Münzgasse bekam er seine Stube, in der sehr viele, meist alte Bücher herumstanden, „voran die frommen Schwabenväter Andreä, Bengel, Rieger zween, samt Ötinger waren hier zu sehen.“ Neben dem Bücher- und Gelehrtenduft bemerkte ein Chemiker aber auch noch ein Büchlein Rauchtabak nebst den Destillationsapparaten zur Darstellung dieses Parfüms. Auch eine Guitarre zierte dieses Laboratorium, in welchem ... der „delapsus in errores mysticismi“ (s. S. 37) stattgefunden.

Manche konnten es nicht recht verstehen, wie Barth in seiner angeborenen Heiterkeit so fröhlich scherzen konnte und doch in Glaubenssachen so unerbittlich streng war. Ein Schweizer Freund schreibt von ihm: „Man traute damals Barth nicht recht oder es war unklar, wie sich sein Geist noch entwickeln werde“, und sogar Pfarrer Dann sprach sich mißbilligend über den animus juvenilis exultans (übersprudelnde Jünglingsart) aus. Ohne Zweifel bargen die glänzenden frühentwickelten Gaben des Jünglings, die ihm seinen Lebensgang erleichterten, ernste Gefahren in sich, und Gottes Gnade wollen wir es vor allem zuschreiben, daß jener Schweizer ferner bezeugen konnte: „Mein Respekt (vor Barth) vermehrte sich von

Jahr zu Jahr, indem ich merkte, daß hier nicht Strohfeuer und Liebhaberei ihr Spiel treiben, sondern daß es sich um ernste Sachen handle."

Für die Mutter Barths gab es keine größere Freude, als wenn ihr Bruder J. H. Engelmann schrieb: „Dein Christian, meine ich, sei dir schon geschenkt worden," oder wenn der greise Tobias Kießling in einem Brief an sie die Hoffnung aussprach: „Der heilige Geist wird ihn vollbereiten, stärken, kräftigen, gründen und ein Etwas aus ihm machen zum Lobe seiner Herrlichkeit." Sie hat aber auch ihren Sohn nie verhätschelt, vielmehr wurde sie nicht müde, ihn mit ernsten Worten auf sein eigenes Herz, auf das Eine, das not thut, hinzuweisen, und hat dazu ihre Hände treulich für ihn zum Herrn erhoben.

In einem Brief, den sie im Jahr 1819 ihrem Christian zum Geburtstag schrieb, lesen wir die herzlichen Ermahnungen: „Eile in die Stille, falle auf Deine Kniee, bitte den Herrn mit Thränen um Vergebung aller Deiner Sünden, besonders auch der Versäumungen des Guten ... Ach es giebt ja im Himmel und auf Erden nichts, das Deiner Liebe so wert ist, als er es ist! Er wirbt nun schon zwanzig Jahre um Dich, laß Ihn nicht länger warten auf Deine ganze, ernste Hingebung in seine Gnadenbearbeitung."

Das Predigen hat Barth wie das Bücherschreiben bald angefangen. Am Johannisfeiertag, in der ersten Weihnachtsvakanz, trat er in Kemnath bei Stuttgart zum erstenmal vor die Gemeinde. Die Predigt war wohl memoriert, aber das Gedächtnis ließ ihn im Stich, so oft er einen neuen Abschnitt anfangen sollte; er mußte daher

viel einschalten. Diese Erfahrung hat dazu beigetragen, daß der junge Prediger sich bald weniger auf sein Gedächtnis verließ und freier redete. In späteren Jahren predigte er mit Freudigkeit, wo ihm eine Kanzel offenstand, am häufigsten in Dußlingen, und während bei Studentenpredigten die Gemeinde unter der Kanzel bisweilen ebenso ängstlich als der Redner auf der Kanzel den glücklichen Verlauf der Predigt verfolgt, sagten die Herrenberger nach einer Epiphanienpredigt Barths im Jahr 1820: „Der darf kommen und predigen, so oft er will“. Bald kamen auch die Leute zu ihm. Der gemeine Mann erkannte am schnellsten, daß hinter dem schlanken, schmächtigen Studenten etwas besonderes stecke, daß er reines Quellwasser, unverfälschtes Gotteswort ausschenke. Die evangelischen Seminaristen müssen im letzten Universitätsjahr zur Übung in der Tübinger Schloßkirche predigen. Eine Anzahl Studenten, welche begierig darauf warten, ob ihnen der Freund nicht das Vergnügen bereitet, stecken zu bleiben, und einzelne neugierige Leute aus der Stadt, die hier den kürzesten und für ihr Gewissen schonendsten Gottesdienst aufsuchen, bilden gewöhnlich mit dem zur Beurteilung anwesenden Professor oder Repetenten die kleine Zuhörerschaft. Wenn Barth predigte, war das anders, sogar aus den umliegenden Dörfern kamen Zuhörer herbei; und die Studenten und Herren aus der Stadt mußten es sich gefallen lassen, unter Knechten und Mägden eingepreßt zu stehen. So vergalt das Volk die Liebe, in welcher sich Barth mehr als jeder andere Student zu den Versammlungen der Schneider und Schuster und anderer „Philister“ bekannte, ohne den Spott zu fürchten.

Es muß dem eifrigen Kandidaten ungewöhnlich leicht geworden sein zu bezeugen, wovon das Herz voll war, denn er hat bisweilen dreimal an einem Sonntag gepredigt. Seine Mutter fürchtete, er nehme es zu leicht, und ermahnte ihn, doch nicht ohne schriftliche Vorbereitung aufzutreten, oder schrieb sie ihm: „Versäume nicht, täglich Deine Kniee zu beugen vor dem, der Deiner Arbeit das Gedeihen beilegen kann, ohne welchen es leere Worte sind.“

Ganz ohne Predigtnot ging es aber auch bei Barth nicht ab. Nach einer Predigt in den Osterfeiertagen 1821 schrieb er: „Es ging sehr elend; ich war nur wenig vorbereitet und die Schloßkirche so voll, daß viele Leute wieder zurückgingen. Unter anderen kam Dr. Steudel und seine Frau: eine rechte Demütigung! — Am ersten Mai habe ich wieder zwei Predigten und ebensowenig Hoffnung zu etwas Besserem. Der Herr wolle mich nur nicht ganz verlassen.“

Der Zulauf in Barths Predigten war zum Teil auch die Folge seiner schriftstellerischen Thätigkeit, durch welche sein Name in der Leute Mund gekommen war. Im ersten Jahr seiner Studentenzeit wurde bekannt, daß die früher anonym herausgegebenen Schriften ihn zum Verfasser haben. Seine älteren Freunde hatten sie verbreiten helfen, ehe sie dies geahnt hatten.

Als „Fuchs“ auf dem Lettenhaus versuchte sich Barth auch in lyrischen Gedichten allgemeiner, weltlicher Art und er wollte sie unter dem Titel „Akkorde einer suevischen Leier“ drucken lassen. Daß dies nicht gelang, wies den Dichter auf das christliche Gebiet zurück, dem er seine Gaben weihen sollte. Im zweiten Semester wählte er

sich darum wieder einen religiösen Gegenstand zur Bearbeitung. Er schrieb eine Legende über die Geschichte des Lucius von Cyrene, hatte aber damit ebenso wenig Glück, wie mit den vorhin genannten Liedern. Die seitherigen schriftstellerischen Versuche Barths waren harmlose Ausflüsse seiner christlichen Überzeugung, sich und andern zur Erbauung geschrieben. Aber im Jahr 1819 trat der Jüngling mit einer Streitschrift in den damaligen Geisteskampf ein. Das Ringen des neugestärkten Glaubenslebens der Pietisten mit dem gewaltthätigen Rationalismus hatte in Württemberg zu einem eigentümlichen Schritt geführt. Die Pietisten waren durch die gewaltsame Einführung eines neuen Gesangbuchs (1791) und einer neuen Liturgie (1810) im Gewissen bedrängt, Kriegs- und Hungerjahre traten dazu, da griffen viele nach dem Wanderstab und suchten in Südrußland und anderswo Bergungsorte vor dem erwarteten Antichrist. Als nun der fromme Bürgermeister Hoffmann von Leonberg im Namen vieler hundert Familien den König Wilhelm bat, selbständige vom Konsistorium unabhängige Gemeinden gründen zu dürfen, gab dieser die Erlaubnis, weil er hoffte, dadurch der Auswanderung Einhalt thun zu können. Das war der Anfang zur Gründung der Gemeinde Kornthal. Die Erlaubnis des gerechten Königs war für viele eine unangenehme Überraschung, und die Pietistenfeindschaft erhielt dadurch neue Nahrung. Auch in Tübingen mußte Barth manche harte Urteile über die kirchengefährlichen Leute hören, und im überwallenden Jugendmut entschloß er sich für die Brüder, seine geistlichen Väter, eine Lanze einzulegen. Dies that er, indem er (1819) ein Büchlein „Über die

Pietisten“ schrieb, darin er sich entschieden auf die Seite der Angefochtenen stellte. Er nennt sie die „Überbliebenen nach der Wahl der Gnaden“ und verteidigt in 13 Kapiteln die wichtigsten Grundsätze der „Christianer“, wie er lieber statt „Pietisten“ sagt. In einem Anhang wendet er sich gegen einen „Bruder Ulrich“, der die neue Liturgie in Schutz genommen hatte, und nimmt zum Schluß die Traktatgesellschaften als wertvolle Anstalten zur Förderung des Reiches Gottes in Schutz.

Das Schriftlein erschien ohne Namensnennung, ja Barth suchte in einer Weise von sich abzulenken, die wir nicht billigen können. Dazu gehört, daß er den Verfasser auf dem Titelblatt einen Landgeistlichen nannte, daß er die Vorrede mit den Worten schloß: „Hätte ich auch nur weniges zum Heil einiger Mitbrüder beigetragen, das wäre ein Trost in meinem Alter,“ daß er endlich das letzte (27.) Kapitel überschrieb: „Kurze Sprüche aus langer Erfahrung.“ Es ist überhaupt manchen fraglich erschienen, ob der noch nicht zwanzigjährige Jüngling zu einem solchen Eingreifen berufen war, und Barths Mutter hatte schwere Bedenken. Aber ihr zuversichtlicher Sohn ließ sich nicht bange machen, er beruhigte sie auch über die Furcht, daß er wegen der Nebengeschäfte einen geringeren Platz in der Lokation erhalten werde, nur in den Erholungsstunden habe er die Schrift ausgearbeitet und dabei seinen Geist erheitert.

Eine große Ermutigung war es für den jungen Schriftsteller, daß Prof. Gotth. Heinr. Schubert in Erlangen das Büchlein als ein „treues Bekenntnis“ billigte und den jungen Schriftsteller brieflich ermahnte, unverzagt

auf dem betretenen Weg fortzufahren. Dieser Brief war der Anfang einer mehr als vierzigjährigen Freundschaft der beiden Streitgenossen für Christi Namen.

Schon im folgenden Jahr (1820) überraschte Barth seine Freunde durch eine zweite Schrift zu gunsten der Pietisten. Er nannte sie in witziger Erinnerung an den Gründer der Gemeinde Kornthal: „Hoffmännische Tropfen wider die Glaubensohnmacht," ein Titel, auf den er durch einen Traum geführt worden war. Die ängstliche Mutter war wieder die erste, welche den Sohn warnte und schrieb: „Du hast keinen Beruf dazu gehabt". Barth berief sich auf Goßners Wort: „Wahrheit bleibt Wahrheit und zwar die alte Wahrheit, es mag sie ein Nachtwächter oder ein Professor sagen, ein Gelehrter oder Ungelehrter". Noch schärfer setzte ihm August Osiander, einer der oben genannten Repetenten, jetzt Pfarrer in Münklingen, zu; er ermahnte seinen Freund, nicht eitel zu werden und bußfertig bei sich selbst einzukehren. Sachliches hatten er und andere Gesinnungsgenossen gegen die Schrift kaum einzuwenden. Freunde wie Karl Köllner in Basel tadelten nur den ironischen Ton, in welchem man nicht über heilige Dinge schreiben dürfe; er prophezeite Barth, man werde ihm mit gleicher Münze zahlen und „Pfefferkörner in den Mund werfen". An den Pfefferkörnern fehlte es auch wirklich nicht. Es erschienen „Chemische Untersuchungen Hoffmännischer Tropfen," und als sogar das Gerücht ging, eine Anzahl von Geistlichen beabsichtige wegen der scharfen Urteile der Schrift über die württembergische Geistlichkeit gerichtliche Untersuchung einzuleiten, da wurde es dem kampfesmutigen Verfasser doch etwas

schwül, und er hatte schon einen Brief an den Spezial der betreffenden Diözese geschrieben, damit die Sache vielleicht noch in Güte abgemacht werde. Auf den Rat Bernhard Küblers, des nunmehrigen Konsistorialrevisors, wurde der Brief aber nicht abgesandt und auch die beleidigten Pfarrer unterließen ihren Schritt, obgleich der Verfasser der „Tropfen" nicht mehr lange verborgen blieb.

Einen unerwarteten Gegner fand Barth in seinem väterlichen Freund und Lehrer Prof. Dr. Steudel. Dieser gewissenhafte Mann ließ im Herbst 1820 „Ein Wort der Bruderliebe an und über die Gemeinschaften" ausgehen, in welchem er Barths „Tropfen" einer genauen, bisweilen etwas ängstlichen, Beurteilung unterzog, und namentlich die Ausfälle gegen Geistliche und Universitätslehrer, sowie die bestimmte Erwartung der letzten Zeit mißbilligte. In einem längeren Schreiben rechtfertigte sich Barth vor dem verehrten Lehrer, bekannte übrigens am Schluß seines Briefes: „Ich habe mich allerdings mannigfach verfehlt und im ersten Eifer zu unvorsichtig gesprochen. Ich habe auch bisher in meinem Innern Buße thun müssen und erwarte es in Geduld, bis mich der Herr wieder aufrichtet. Entziehen Sie Ihre Liebe nicht einem Menschen, der in guter Meinung gethan, was er vielleicht besser ganz unterlassen hätte ..."

Barth hat sich also wirklich gebeugt; und als seine Mutter im folgenden Jahr (1821) fürchtete, ihr Sohn wolle sein letztes Semester in einer Stadtwohnung zubringen, damit er ruhiger eine neue schriftstellerische Arbeit vollbringen könne, da schrieb sie ihm zur Warnung: „Vergiß der Kummerzeit nicht!"

Wir konnten schon aus der Gymnasistenzeit Barths von dem Ritt nach Karlsruhe und von seiner Reise ins Bayrische erzählen. Die deutsche Wanderlust hat ihn durchs Leben begleitet, und wenn in Tübingen die Ferien anbrachen, schnürte er gerne sein Bündel und zog als freier Bursch hinaus in die schöne Gotteswelt. Auf diesen Wanderungen begrüßte er überall die Freunde des Reiches Christi und knüpfte und befestigte so neue und alte Freundschaftsbande, deren Einfluß sich in seiner geistigen Entwicklung und auch in seinem äußeren Lebensgang widerspiegelt.

In der ersten Ostervakanz folgte Barth einer Einladung seiner Köllnerischen Verwandten. Diese hatten Segnitz verlassen und waren nach Würzburg übergesiedelt. Dort hielt der schwäbische Vetter seine zweite Predigt, die von Karl Köllner getreulich kritisiert wurde und dem Stadtgeistlichen, der dem jungen Studenten seine Kanzel überlassen, einen Verweis der höheren Behörde zuzog. Auf seiner Heimreise über Nürnberg scheint er Kießling und andere alte Bekannte aufgesucht zu haben. Kießling bot noch in demselben Jahr seinem jugendlichen Freund die brüderliche Sprache des „Du“ an und schrieb an Köllner in Würzburg: „Barths Wachstum im Christentum, in der Erkenntnis und Erfahrung freut mich außerordentlich. Er wird ein zweiter Timotheus werden, von dem man einstens beim allerwichtigsten Beruf im Weinberg des Herrn sagen wird: Niemand verachte deine Jugend ....!“ — Wenn so ehrwürdige Christen wie Kießling den jungen Barth in einer für diesen fast gefährlichen Weise als ebenbürtigen Bruder behandelten, noch ehe er sich eigentlich bewährt oder durch

hervorragende Leistungen ausgezeichnet hatte, so müssen wir dies durch die Zeitverhältnisse erklären. Noch herrschte der Rationalismus, und die gläubigen Kreise bildeten ein kleines, vielverdächtigtes Häuflein; um so größer war ihr Gemeinschaftsbedürfnis und mit besonderer Freude begrüßten sie in frommen Theologen einen gesinnungsverwandten Nachwuchs.

Durch seinen Sohn wurde auch der alte Pfarrer Wilhelm Köllner auf den hoffnungsvollen Studenten aufmerksam, und der übelhörige Invalide begrüßte Barth in einem herzlichen Schreiben vom 21. August 1818 als einen „Rekruten für die Fahne unseres angebeteten Gnadenkönigs Jesu Christi.“ Bald darauf sollte der würdige Mann seinen jungen Freund persönlich kennen lernen. Auf der Reise nach Basel zu seinem Freund C. F. Spittler überraschte er den Studiosus Barth in seiner Stiftsstube Lettenhaus. Dieser hätte in dem noch so rüstigen Besucher den Vater Köllner nicht vermutet, als er aber sein Hörrohr hervorzog, da erkannte er ihn „wie die Jünger den Heiland am Brotbrechen“. Köllner wurde in Basel als Arbeiter für die Christentumsgesellschaft festgehalten; das gab für Barth seine erste Verbindung mit der Missionsstadt am Rhein. In demselben Jahr kam Barth mit dem Missionsinspektor Blumhardt zusammen, und in seinem nun regeren Missionsinteresse sammelte er sofort eine Anzahl Freunde zu einem akademischen Missionsverein. Den Gedanken, selbst Missionar zu werden, gab er seiner beunruhigten Mutter zu lieb schnell wieder auf. Auch ein Brief seiner Schwester Beate vom 9. August 1819, in welchem diese voll Begeisterung die Ordination

des Missionars La Roche beschrieb, konnte ihn nicht mehr zu einem Entschluß ermutigen, den er, sich selbst zur Verleugnung, innerlich schon aufgegeben hatte.

Mit Basel wurde er noch fester verbunden, als der kindlich fromme Zaremba, der den russischen Staatsdienst verlassen hatte, um Missionszögling zu werden, Tübingen besuchte und mit Barth einen Freundschaftsbund schloß.

Damals kamen zuweilen Zöglinge aus dem Missionshaus nach Tübingen und stärkten sich in der Gemeinschaft mit gleichgesinnten Studenten. Über einen solchen Besuch schreibt Barth an seine Mutter: „Am Donnerstag begleiteten wir die lieben Brüder aus Basel bis Osterdingen. Zu fünfundzwanzig zogen wir aus und als wir uns trennten, stellten wir uns, weil es regnete, unter einen Baum und sangen: „Die wir uns allhier beisammen finden, schlagen unsre Hände ein."

Im Herbst 1820 begegnen wir dem reiselustigen Studiosus, wie er über Heidelberg nach Frankfurt zog, wo er einen Sohn seiner Köllnerischen Verwandten besuchte, zweimal in Abendversammlungen redete und gelegentlich dem nachmaligen evangelisch gesinnten Bischof Seiler von Regensburg vorgestellt wurde. Alle diese Reisen waren bisher in der Ferienzeit ausgeführt worden, aber zuletzt erfreute sich Barth des seltenen Genusses, mitten im Semester, vor seinem Abgangsexamen, noch die weiteste und folgenreichste Studentenreise machen zu dürfen. Im Sommer 1821 kam der uns schon bekannte Apotheker Engelmann, der sich inzwischen in Stuttgart niedergelassen hatte, nach Tübingen, um seinen Vetter auf eine Geschäftsreise in die Schweiz mitzunehmen. Barth war

der Erholung bedürftig, seine Frühlingsvakanz hatte er zum Teil als Schloßprediger in Tübingen zugebracht; das erklärt uns, warum die strenge Seminarordnung eine Ausnahme zuließ und der Kandidat vom Oberamt Tübingen einen Paß erhielt, nach welchem C. G. Barth aus Stuttgart, wohnhaft in Tübingen, zweiundzwanzig Jahre alt, schlanker Statur, 6 Fuß 2½ Zoll groß, bräunlicher Gesichtsfarbe, mit braunen Haaren und blauen Augen am 5. Juni 1821 von da nach der Schweiz zu seiner Erholung reisen und bei Königsfeld das Königreich ververlassen wollte.

Über die neu angelegte Brüdergemeinde Königsfeld ging die Reise nach Waldshut, Rheinfelden, und am 9. Juni betrat Barth zum erstenmal die Stadt Basel, in welcher er später Jahrzehnte lang zur gleichen Sommerszeit ein regelmäßiger Festgast war. Die Freunde kehrten im wilden Mann ein und am folgenden Tag ließ sich Barth von Köllner nötigen, im Fälkli (C. F. Spittler) eine Abendstunde zu halten, was in Zukunft zur Regel wurde. Von Basel fuhren sie nach Solothurn und besuchten unterwegs in Liestal, Zyfen und anderen Orten bekannte Brüder. In Solothurn wurde eines ihrer Pferde krank und Barth hatte Zeit, auf den Weißenstein zu steigen, von wo aus er zum erstenmal in die herrliche Bergwelt hineinschaute.

Über Bern und Neuenburg kehrten die beiden Schwaben gerade zeitig genug nach Basel zurück, um dort die Festwoche mitfeiern zu können. Es wurde in jenem Jahr das erste öffentliche Jahresfest in Basel und Beuggen gehalten, und die Festordnung ist in der Hauptsache bis

heute dieselbe geblieben. Barth wohnte bei Pfarrer von Brunn. Es lassen sich nicht alle die Namen der Gottesmänner aufzählen, mit welchen er auf diesem Fest und überhaupt während seiner Schweizerreise zusammengeführt wurde. Für ihn waren es nicht bloß leere Namen und flüchtige Begegnungen, er suchte die neuen Beziehungen zu pflegen oder zu gegebener Zeit zu erneuern. Viele der Männer, die wir noch in der Folge zu nennen haben, treten mit Barth auf dieser ersten größeren Reise in Berührung, und die großartige Weitherzigkeit, wie sie dem Reichs-Gottes-Mann Barth eigen blieb, konnte unter dem Einfluß dieser Wanderungen wohl gedeihen. Es wurden noch Aarau, Winterthur und St. Gallen besucht, ehe Engelmann mit seinem Reisegenossen in die Heimat zurückkehrte.

Wir haben nun Barth fast bis zu der ersten theologischen Dienstprüfung begleitet, wir kennen ihn als Freund unter den Studiengenossen, als Prediger und Schriftsteller, wir folgten ihm endlich auf seinen Studentenfahrten durch deutsche und schweizerische Gaue; nur von den eigentlichen Studien war noch wenig die Rede. Barth ging in diesem Stück von dem genau abgemessenen Studienplan des Seminars unbeirrt eigene Wege. Seine Lehrer, unter denen neben Steudel noch Bengel, Wurm und Schmid hervorzuheben sind, verehrte er und empfahl auf seinen Reisen die Tübinger Fakultät als eine Hüterin des alten Glaubens. Dennoch nährte sich seine Theologie mehr an den Vätern wie Zinzendorf, Bengel, Steinhofer, Rieger. Ephorus Jäger hatte zu dem strebsamen Seminaristen eine besondere Zuneigung gefaßt und gönnte

ihm daher manche Freiheiten. Es herrschte damals im Stift eine äußerlich strenge Gesetzlichkeit; wegen vergessener Schuhschnallen und ähnlicher Versäumnisse in Kleidung und Wandel brachte es Barth in einem Semester auf ungefähr hundert Noten, bei zwanzig kamen sonst schon Karzerstrafen vor, Barth aber bat beim Ephorus um Erlaß der Noten und sie wurden ihm alle geschenkt, eine Begünstigung, über welche diejenigen, die zur Abbitte zu stolz waren, offen Beschwerde führten.

Nach Beendigung der philosophischen Studien im vierten Semester erhielt Barth die übliche Magisterwürde. Im Lokus rückte er allmählich zum 10. und 8. vor, und im Lokationsbericht vom Sommer 1821 sagen die Repetenten, sie hätten vorgeschlagen, ihm noch einen besseren Platz zu geben, aber die mystische Tendenz seines Studiums habe sie davon abgehalten. Ihr lateinisches Abgangszeugnis im Herbst 1821 lautet in der Übersetzung: „Gesundheit fest, Statur über Mittelgröße, Ausdruck klar, Benehmen anständig, Begabung sehr gut, Urteil äußerst geübt, treues Gedächtnis, Handschrift leserlich, Sitten gut von Frömmigkeit zeugend, Fleiß unermüdlich, Vermögen genügend. Das theologische Studium hat er mit gutem Erfolg getrieben, ist übrigens in die Irrtümer des Mystizismus verfallen. In Philologie und Philosophie wohl bewandert.“

---

4. Im Kirchendienst.

Barth war kein Kandidat, der ängstlichen Schrittes, den Blick noch sehnsüchtig nach Tübingen gewandt, auf

sein Vikariat zog; voll jugendlichen Eifers freute er sich auf die köstliche Berufsarbeit, die er schon lange liebgewonnen hatte. Der wohlwollende Pfarrer Dornfeld in Neckarweihingen bei Ludwigsburg hatte ihn zum Vikar begehrt. Da der alte Pfarrherr nicht mehr predigte und das nahe Hoheneck zeitweise auch noch zu versehen war, fehlte es nicht an Arbeit. Nur drei Monate währte Barths Thätigkeit auf dieser ersten Stelle, aber sie genügten ihm, in der Gemeinde Missionsstunden einzuführen und eine Gemeinschaft im Haus des Matthäus Luz zu gründen. Einzelne Gemeindeglieder blieben mit ihrem ehemaligen Vikar bis zu dessen Tod verbunden.

Plötzlich mußte er davon; mitten im Winter am 18. Februar 1822 hatte er als Pfarrverweser in dem Schwarzwaldstädtlein Dornhan, O.A. Sulz, aufzuziehen. „Weib, wir haben einen Vikar bekommen, der ist so fromm als Christus der Herr," sagte Gemeinderat Mast, als er abends aus dem Pflug heimkam, wo er aus Neugierde sein Schöpplein getrunken hatte. Dort war nämlich Barth mit seinem Freund Bunz, der ihn begleitete, abgestiegen.

Im Sturm gewann der neue Pfarrverweser die Herzen der Gemeinde. Zwar die erste Predigt machte nur stutzig, niemand begriff recht, was der begeisterte Redner eigentlich wolle, denn die Leute waren zu lange eines evangelischen Zeugnisses mit Beweisen des Geistes und der Kraft entwöhnt. Als aber einzelne Bürger im Pfarrhaus freundliche Aufnahme fanden und dort Zwiegespräch halten konnten mit ihrem jungen Seelenhirten, als weitere Predigten das eine Notwendige deutlicher und deutlicher verkündigten, da gingen die Herzen auf

und ein neues Leben regte sich in dem abgelegenen Schwarzwaldort.

Barth selbst fühlte sich in seiner neuen Stellung nicht behaglich. In Neckarweihingen war er den Seinigen so nahe gewesen, die Stille des leeren Pfarrhauses in Dornhan ließ ihn nun seine Abgeschiedenheit doppelt empfinden. „Ich bin von Menschen ganz verlassen und trage schwer daran", schrieb er an seine Mutter. Dies wurde jedoch bald anders, die edle Geselligkeit, welche Barth vermißte, suchte er in der Gemeinde selbst zu finden. Fast jeden Abend öffnete sich das Pfarrhaus für eine Anzahl von jüngeren und älteren Bürgern. Entweder wurde eine Erbauungsstunde gehalten oder saßen die Gäste auch nur bei heiterem Gespräch mit ihrem Pfarrverweser zusammen. Eine ganze Wand seines Zimmers war mit langen kölnischen Pfeifen bedeckt, die da hingen, wie Kriegsgeräte in einem Zeughaus. Sie wurden an solchen Abenden ausgeteilt, und wenn einer der Freunde seine Pfeife ungeschickt zerbrach, so vermehrte dies nur die allgemeine Heiterkeit.

Als einige Brüder ihre Verwunderung nicht verschweigen konnten, daß ihr ernster Prediger doch auch so ungezwungen mit ihnen scherzen könne, antwortete Barth: „In meiner Amtsthätigkeit, besonders in der Kirche, stehe ich vor dem allmächtigen Gott, da geziemt es mir, mit tiefster Ehrfurcht vor ihm mein Amt zu thun, im Privatumgang gebrauche ich meine Freiheit." Übelgenommen hat man dem eifrigen Pfarrverweser das ungewohnte Wesen nicht, die Gemeinde liebte ihn zu sehr. Dies äußerte sich auch in kleinen, aber für das ländliche Leben bedeutsamen Dingen. Man pflegte sonst das Vieh unter viel

Geschrei am Pfarrhaus vorbei zur Tränke zu treiben, und einem wunderlichen Stadtpfarrer zu leid hatten die Treiber den Lärm früher womöglich noch größer gemacht, jetzt wurde das Vieh ohne Zuthun des Pfarrverwesers in aller Stille und Ordnung vorbeigeführt.

Aber auch an edleren Früchten der geistlichen Wirksamkeit fehlte es nicht. Man hörte weniger fluchen und die Händel unter der Jugend wurden seltener. An Sonntagen war die Kirche vormittags wie nachmittags gedrängt voll, sogar „Karfreitagschristen“, wie der reiche Pflugwirt, wollten keine Sonntagspredigt mehr versäumen. Der Pflugwirt war der Kostgeber Barths und gewann ihn so lieb, daß er es nicht ungern gesehen hätte, wenn dieser sein einziges Kind, eine liebenswürdige Jungfrau von 18 Jahren, zur Lebensgefährtin gewählt hätte. Wohlmeinende Freunde unterließen es nicht, ihren Pfarrverweser auf das dargebotene Glück aufmerksam zu machen; Barth hatte jedoch keine Freudigkeit zu der Geldheirat, war auch wahrscheinlich innerlich nicht mehr ganz frei.

Die Amtsthätigkeit in Dornhan brachte den sonst so gehorsamen Sohn in eine eigentümliche Meinungsverschiedenheit mit seiner Mutter. „Ich bin nun fest überzeugt, daß ich keine Accidenzen nehme, ich weiß, was ich thue“, schrieb Barth nach Stuttgart. Geschenke wollte er annehmen, aber für kirchliche, ja sakramentale Handlungen einen bestimmten Lohn zu erhalten, widerstrebte seinem feinen Gefühl. Dabei berief er sich auf Petri Wort: „Meinest du, daß die Gabe Gottes um Geld feil sei?“ Seine Mutter war damit nicht einverstanden, aber ihre und Onkel Engelmanns Vorstellungen blieben vergeblich.

Der Pfarrverweser selbst wußte originelle Geschenke zu geben. Er hatte einst zum Schluß einer Predigt das noch unbekannte Lied: „Himmelan nur himmelan“ gebetet; die Zuhörer waren tief ergriffen und mehrere baten um eine Abschrift. Alle erhielten darauf dieselbe Antwort: „Ihr sollt das Lied bekommen, aber gedulden müßt ihr euch noch eine Zeit lang.“ Niemand verstand, wozu in diesem Fall eine Geduldsprobe nötig sei, vollends als Woche um Woche verging und der Herr Pfarrverweser, wenn man ihn an sein Versprechen erinnerte, kurz erwiderte: „Könnt ihr nicht warten?“ Endlich kam eine Anzahl großer, runder Schnupftabaksdosen, auf jeder stand das ganze Lied zierlich gedruckt. Das gab nun eine große Freude unter den bevorzugten Schnupfern, welche damit beschenkt wurden.

Inzwischen rückte die Zeit heran, in welcher die Stadtpfarrei wieder besetzt werden sollte. Die Dornhaner hätten am liebsten ihren Pfarrverweser als Stadtpfarrer behalten und einige Bürger wagten den Gang zum König, Fürsprache einzulegen, doch alle Bemühungen blieben erfolglos. Am Morgen des neunten Mai versammelte sich eine große Menschenmenge vor dem Gasthaus zum Pflug, und lautes Schluchzen und Weinen ging durch die Reihen, als der geliebte Seelsorger heraustrat, in seinen Wagen stieg und mit freundlichem Abschiedsgruß davonfuhr. Wagen und Reiter, soviel in Dornhan aufzubringen waren, gaben dem Scheidenden das Geleit bis nach Sulz. In der Post daselbst hielt Barth noch eine Abschiedsrede, daß kein Auge trocken blieb, dann führte ihn der Pflugwirt nach Stuttgart.

Barth war nun sechs Wochen ohne Stelle, eine Zeit, die er dazu benützte, sein zweites Dienstexamen in Stuttgart zu erstehen. Am 18. Juni 1822 sollte er als Pfarrverweser in Effringen, Oberamts Nagold, aufziehen. Sein Weg führte also wieder auf den Schwarzwald. Auf weiter Höhe, oberhalb Wildbergs, steht der alte Ort, der seit 1554 keinen eigenen Pfarrer mehr gehabt hatte und nun mit Schönbronn zu einer neuen Pfarrei vereinigt werden sollte. Im C-Bund, einer seiner gelungensten Jugendschriften, macht uns Barth mit dem Schauplatz seiner neuen Wirksamkeit bekannt, (das „Quellbrunn" ist eben Schönbronn). Barth kam von Nagold her durch das liebliche Schwarzwaldthal, das er noch so liebgewinnen sollte. Mit seiner Mutter und dem Hofkammerküfer hatte er zuvor das hundertjährige Jubelfest der Brüdergemeinde im neugegründeten Königsfeld gefeiert; beide begleiteten ihn auch an seinen neuen Bestimmungsort.

In Effringen gab es noch kein Pfarrhaus, und bis im Wirtshaus ein Zimmer für den Pfarrverweser eingerichtet war, mußte Barth in Wildberg wohnen, wo er sich unter den sogenannten Honoratioren nicht recht wohl fühlte und manches Heimwehlied zur Guitarre ins Thal hinabsang und mit der Nagold fortschwimmen ließ.

Freier atmete er auf der Höhe und mit gewohntem Eifer warf er sich in die Arbeit, die ihm bald keine Zeit zu Heimwehgefühlen ließ. In Schönbronn und Effringen predigte er jeden Sonntag unter großem Zulauf aus den umliegenden Ortschaften, überdies wurden Erbauungs- und Missionsstunden gehalten, und der Stadtpfarrer von Wildberg sah sich bald genötigt, selbst Missionsstunden

einzuführen, damit er seine Gemeindeglieder daheim behalte. „Wie mirs geht?“ schrieb Barth am 22. August, „durch manches Gedränge, durch manchen Segen zur Demut.“ Fast ging es über die Kraft des jungen Mannes, und seine Mutter, die in ihrer Sorge um den Sohn herbeireiste und einen Einblick in seine aufreibende Thätigkeit gewann, schrieb ihm nachher bekümmert: „Gott möge dir Weisheit schenken, daß du in deinem Beruf Treue beweisest und doch deine Pflicht gegen dich selbst nicht verletzest.“ Auch ermahnte sie ihn, „das gesundsheitsschädliche Rauchen doch mäßiger zu treiben.“

In Neckarweihingen, Dornhan und Effringen fing der Pietistensohn Barth gleich bei seinem Eintritt an, Versammlungen zu halten! seine Beziehungen zu den Gemeinschaftskreisen, aus welchen er hervorgegangen war, wurden mit der Zeit immer innigere. Die nahe Oberamtsstadt Nagold war schon im vorigen Jahrhundert ein Vorort der Gläubigen gewesen, hier hatte sich auch schon im Jahr 1820 ein Missionsverein gebildet, und am 16. November 1822 konnte der Färbermeister Johannes Abraham Scholder an Barth berichten, es sei unter dem Vorsitz des Herrn Dekan auch ein Bibelverein mit 60 Mitgliedern gegründet worden.

Der glaubenseifrige, leider früh verstorbene Scholder fühlte sich zu dem unermüdlichen Effringer Pfarrverweser herzlich hingezogen, ebenso der alte Apotheker C. G. Zeller, der gewohnt war, im Beruf, wie in der Wirksamkeit für Gottes Reich seine volle Kraft einzusetzen. Dagegen trat Heinrich Zeller, der bekanntere Sohn des vorigen, erst allmählich in ein vertrauteres Verhältnis zu Barth, ob-

wohl er mit diesem schon in Tübingen in Berührung gekommen war. Wahrscheinlich machte ihn seine große Bescheidenheit zurückhaltend gegen einen Mann, den er bei seiner Rückkehr in die Heimat schon als den Freund seines Vaters und im Glanze einer gewissen Berühmtheit traf.

Das Wandern hat Barth auch von Effringen aus nicht schwer genommen, christliche Gemeinschaft zu genießen, war ihm eines der ersten Bedürfnisse und die beste Erholung nach schwerer Arbeit. Im Jahr 1822 kam er zum erstenmal auf das Nagolder Missionsfest, das er von jetzt an selten versäumte. Ein anderes Ziel seiner kleinen Brüderreisen war häufig Calw. In dieser Stadt hatte Michael Hahn, der bei seinen Besuchen im Federhaffschen Haus einkehrte und Stunden hielt, eine Erweckung herbeigeführt, und der edle und weltgewandte Strumpfwirker Jakob Ludwig Federhaff wurde bald ein naher Freund Barths. Schon im November 1822 hielt Barth eine Erbauungsstunde in der Stadt, die später seine zweite Heimat werden sollte.

Auch in Sindlingen näherten sich ihm Glieder der Hahnschen Gemeinschaft, und eines derselben, der ehrwürdige Johann Martin Schäffer, suchte in herzlicher Weise brieflichen Verkehr mit ihm. Zu den Freunden dieser Richtung gehört ferner der spätere Notar und Amtspfleger Louis Widmann in Calw, mit dem Barth zuerst bei Pfarrer Osiander in Münklingen zusammentraf. Später sind beide Männer oft im Hause des Schönbronner Stundenhälters Rotfuß zusammengesessen.

Als Barth in den ersten Januartagen (1823) bei J. L. Federhaff zu Gaste war, wurde er von diesem auch

zu dem todkranken Vater Widmanns geführt, mit dem er herzlich betete. Dies Gebet für seinen sterbenden Vater hat ihm Widmann nie mehr vergessen und ist lebenslang sein treuer Freund geblieben.

Das neue Jahr 1823 brachte Barth manche Prüfungen. Seine beiden Gemeinden waren von Anfang an auf einander eifersüchtig gewesen, und die bestgemeinten Vermittlungsversuche ihres Pfarrverwesers verschlimmerten die Sache eher, weil dieser beiden Orten gerecht werden wollte, während die Effringer für ihren Mutterort Bevorzugung beanspruchten. Der Bau des Pfarrhauses, die Teilung des Kirchenvermögens und der Kirchenlasten, alles führte zu widerwärtigen Streitigkeiten und die Herzen wurden darüber unempfänglicher. Die Mutter hatte jetzt in ihren Briefen den verzagten und ungeduldigen Sohn oft zu ermahnen und zu trösten: „Der Herr will uns unter solchen Umständen oft etwas aufdecken. Laß Dich nicht mutlos machen! Die himmlische Weisheit belehre Dich!“

Inzwischen bereitete sich in Basel etwas vor, das dem Arbeitsdrange Barths neue Nahrung geben sollte. Sein Vetter Karl Köllner war in Würzburg je länger je mehr von Missionseifer erfüllt worden. Die Verbindung mit seinem Vater Pfarrer Köllner und durch ihn mit Basel, das damals ein irdisches Hauptquartier für das Reich Gottes in Deutschland war, mag das ihrige dazu beigetragen haben, noch mehr aber eine Reise ins Württembergische, welche ihn mit Missionsinspektor Blumhardt aus Basel und Dr. Steinkopf aus London bekannt machte. Köllner hatte diese Reise ausschließlich in

der Absicht unternommen, den Segen der brüderlichen Gemeinschaft mit Gleichgesinnten zu genießen; oft hörte man ihn in die Worte ausbrechen: „Heilig, selig ist die Freundschaft und Gemeinschaft, die wir haben und darinnen uns erlaben.“ In Würzburg hatte er keine Ruhe mehr, dem Weinhandel konnte er ohnedies gerne entsagen.

Nach einer Beratung mit den Geschwistern in Basel wurde beschlossen, Köllner solle mit seiner Frau in der Nähe Basels ein Gut erwerben und im Dienst des Baseler Judenvereins eine Missionsanstalt für Israel gründen. Ursprünglich war eine Schwesteranstalt des Baseler Missionshauses geplant, die Brüder waren aber schließlich zufrieden, in dem lieblich gelegenen Thalorte Sitzenkirch bei Basel wenigstens ein Haus zur Erziehung jüdischer Kinder einrichten zu können. Alles war bis Januar 1823 bereit, die Beiträge flossen reichlicher, nur das wichtigste fehlte noch: die Kinder. Über dem Warten wurde es Sommer und die Jahresfeste führten auch Barth wieder nach Basel. Das erste Fest, das er zwei Jahre zuvor mitgefeiert, hatte es ihm angethan, so daß er in Zukunft selten unter den Festgästen fehlte. Die Festwoche brachte dem schwäbischen Gaste von so ausgeprägt ökumenischer Glaubensrichtung wieder reichen Genuß und neue Anregung. Als er tief befriedigt in einem Gedicht in Baseler Mundart der Feststadt Lebewohl sagte, nahm er zugleich den Entschluß mit, nach Kräften für das leerstehende Kinderhaus in Sitzenkirch zu sorgen.

Am 20. Juni, einem Buß- und Bettag, nach einer Predigt über Jer. 9, 1 wanderte Barth nach dem nahen Schwandorf hinüber, das zu jener Zeit noch eine Juden-

gemeinde beherbergte; er wollte den Versuch wagen und sehen, ob es dort keine Kinder für Sitzenkirch gebe. Sein Bemühen war vergeblich; der jüdische Lehrer, ein Freidenker, hätte gerne dem judenfreundlichen Pfarrverweser Kinder genug verschafft, mußte ihn aber versichern, daß auch die ärmsten Eltern ihre Kinder nicht hergeben werden, solange christliche Erziehung der Hauptzweck der Anstalt sei.

Barth war nicht entmutigt; „nur fortgearbeitet und fortgebetet!“ schrieb er nach Basel, und beinahe wären ihm die gesuchten Kinder wie in die Arme gelaufen. Durch Nagold wurden nämlich fünf heimatlose Judenkinder transportiert, sie sollten an die nahen Judenorte überwiesen werden. Vater Zeller benachrichtigt Barth, und dieser läßt gleich anspannen, um sie abholen und mit einem Paß versehen nach Sitzenkirch bringen zu lassen. Ein Eilbote sollte von der Kreisregierung die Genehmigung erbitten; aber da gabs begreiflicherweise noch Schwierigkeiten. Die Regierung konnte die Auslieferung nicht erlauben, solange man nicht den Eltern der Kinder nachgespürt und ihre Einwilligung erhalten hatte. Indessen kaufte man in Sitzenkirch Leinwand und Betten und Barth wurde zum auswärtigen Mitglied des Baseler Judenvereins ernannt.

Der Vater der Kinder kam endlich zum Vorschein und hätte seine Kinder abgetreten, aber weil er wegen eines Verdachtes gefänglich eingezogen wurde, ging ihm das väterliche Verfügungsrecht verloren.

Die Kinder wurden von einem Amt zum andern geschickt und als ihr Vater Levi aus der Haft entlassen war, zogen sie mit diesem weiter. Barth verfolgte sie

auf ihren Kreuz- und Querzügen mit seinen Gebeten, und wie Irrlichter tauchten sie bald hier bald dort wieder auf. Erst mit dem Antritt seiner Studienreise verlor er sie gänzlich aus den Augen. In Sitzenkirch aber hatte man nach langen Verhandlungen mit der württembergischen und badischen Regierung auf die fünf jüdischen Wandervögel verzichtet und 1824 einen Anfang mit getauften Judenkindern gemacht.

Die Gebete Barths waren jedoch nicht vergeblich gewesen, das sollte er noch am Abend seines Lebens erfahren. Einige Jahre vor seinem Tode erschien bei dem gealterten Freunde Israels ein Judenchrist Immanuel Augsburger, und es stellte sich heraus, daß er das jüngste jener Kinder war, welche damals (1823) durch Nagold kamen. Der gute Hirte hatte ihn nach langen Irrgängen gefunden und aus seinem Sündenschlaf aufgeweckt; in Eßlingen war er durch Helfer Planck im Glauben unterwiesen und 1853 in Cannstatt getauft worden. Im Nagoldthal, wo man den Getauften als Kindlein schon zu Jesu ziehen wollte, kam sein unruhiges Lebensschifflein zur Ruhe; in Rohrdorf nährt sich der stille Mann noch heute von seiner Hände Arbeit.

Gegen das Ende des Jahres 1823 that sich für Barth eine verlockende Laufbahn in der Ferne auf; Dr. Steinkopf wollte ihn als deutschen Prediger in die englische Hauptstadt ziehen. Der alte Pfarrer Köllner schrieb voll Freude seinem jungen Freund, er solle den Ruf ja nicht ausschlagen, das komme vom Herrn. Barth hatte jedoch keine Freudigkeit, und als Onkel Engelmann gleichfalls abredete, wurde der Vorschlag abgelehnt.

Nach London ging es also nicht, ja für eine Zeit lang wurden dem reiselustigen Pfarrverweser seine kleinen Wanderungen in der Umgegend niedergelegt. Mit seinem Freund und früheren Lehrer Bezner ging er eines Sonntagabends noch nach Calw. Schon leuchtete den Wanderern aus dem „Ölenderle" ein Licht entgegen, als sie am gegenüberliegenden Berge den Fußweg von Kentheim herabstiegen. So nahe dem Ziel verloren sie in der stockfinstern Nacht den Weg und Barth stürzte eine ziemlich hohe Mauer herab. Mühsam schleppte er sich in das Federhaffsche Haus, wo ihm für seinen verstauchten Fuß ärztliche Behandlung und freundliche Pflege zuteil wurde. Jetzt war er einige Wochen zur Ruhe gezwungen, und seine Mutter schrieb ihm, gewiß habe er nicht gebetet, Onkel Engelmann halte es überhaupt für einen Wink wider das zu häufige Reisen.

Die Warnung des Oheims hat bei dem reiselustigen Neffen nicht viel ausgerichtet; als das Jahr 1823 zu Ende war, kam der Wandertrieb erst recht über ihn. „Es ist eine Zeit, wo das Wort Gottes eilt, um noch überall herumzukommen, darum darf es nicht lang an einem Orte bleiben," so schrieb er am 3. Januar 1824 an seine Mutter und sprach damit nur den Drang des eigenen Herzens aus. Barth glaubte in seiner Gemeinde laut genug gezeugt zu haben, um aufzuwecken, was sich wecken ließ. In Effringen schien ihm seine Wirksamkeit gar unfruchtbar zu sein; er hatte dort sein Zimmer in einem Wirtshaus erhalten und mußte daher bei Hochzeiten und ähnlichen Gelegenheiten das weltliche Treiben aus nächster Nähe mit anhören.

Aus diesen Gründen strebte Barth fort und beabsichtigte zunächst, zur weiteren Ausbildung eine Reise nach dem Norden zu unternehmen. Die Mutter hatte nichts dagegen einzuwenden, nur ermahnte sie ihren Sohn, wenigstens über die Konfirmation noch zu bleiben. Als aber im März die königliche Erlaubnis samt einer Reiseunterstützung von 200 Gulden gewährt wurde und es ernst werden sollte, da hätte die ängstliche Mutter gerne wieder alles rückgängig gemacht. So leichten Kaufs ließ sich jedoch der Sohn seinen Lieblingsgedanken nicht ausreden; ausführlich stellte er der Mutter alles vor, was für die Reise spreche, und obwohl er zum Schluße schrieb: „Dies alles soll nichts gelten, sobald ich Ihr bestimmtes Verlangen vernehme, daß ich dableiben soll," so wollte seine Mutter dies Opfer doch nicht von ihm fordern. Mit der Konfirmationshandlung fand seine Thätigkeit in Effringen-Schönbronn ihren Abschluß und am 3. Mai 1824 stieg er als Scheidender zu Thale. „Ich habe," bezeugt uns Barth selbst, „während meines Aufenthaltes in Effringen viele wahrhaft gesegnete Stunden erlebt und von beiden Gemeinden sehr viel Liebe genossen, was ich nie vergessen werde."

5. Die Studienreise.

Nichts greifen die Menschen verschiedener an, als das Reisen. Der eine läuft über Stock und Stein nach seltenen Mineralien oder Pflanzen, einem andern ist es wichtiger, wo man „einen Guten" trinkt; der steigt am

liebsten auf alle Berge hinauf und jener ist froh, wenn er im Thal bleiben darf, da giebt es Liebhaber für Stadt oder Land, für Gesellschaft oder Einsamkeit. Barth hatte ein offenes Auge und einen empfänglichen Sinn für alle Genüsse, die das Reisen einem Christenmenschen darbietet, aber eines überwog weit, nämlich der große Menschenhunger, in welchem er mit bewundernswertem Spürsinn überall die Leiter und Träger der christlichen Bewegung aufsuchte. In seinem zur Investitur in Möttlingen selbstverfaßten Lebenslauf lesen wir: „Der Zweck dieser Reise war hauptsächlich der, ausgezeichnete Prediger in Deutschland kennen zu lernen und zu hören und dadurch von der großen Kunst, den Menschen ans Herz zu reden, ein Stücklein weiter zu lernen. Dabei war es mir natürlich auch von großer Wichtigkeit überall zu bemerken, wie sich das Reich Gottes an andern Orten gestalte.“

Im Anfang seiner Reise treffen wir unsern Wanderer auf bekannten Pfaden. Das alte Nürnberg war sein erstes Ziel, das er am 20. Mai 1824 erreichte. Der treue Zeuge Kießling weilte zwar nicht mehr unter den Lebenden, er war am 21. Februar desselben Jahres zur Ruhe eingegangen, aber andere alte und neue Freunde*) nahmen Barth herzlich auf. Ebenso ging es in Erlangen, wo er manche Stunde mit Schubert und Kanne in segensreicher Gemeinschaft zubrachte.

Länger als im Reiseplan vorgesehen war, hatte sich Barth in Nürnberg aufgehalten, er war sogar von Erlangen noch einmal dorthin zurückgekehrt. Er hatte ur-

*) Wie Kaufmann Naumann, Institutsvorsteher v. Raumer und Kandidat Ranke.

sprünglich beabsichtigt, über Hof nach Ebersdorf weiterzureisen; in der Hoffnung, noch andere Brüdergemeinden kennen zu lernen, gab er nun diesen Gedanken auf und eilte nach Dresden, ohne sich unterwegs irgendwo aufzuhalten. Es ging auch so noch langsam genug in den deutschen Posten, die damals im Dampfwagen noch keinen überlegenen Nebenbuhler gefunden hatten; dafür sah der Reisende etwas mehr von den lieblichen Thälern und traulichen Städten, durch die ihn sein Weg führte, bis endlich die sächsische Hauptstadt im weiten Elbethal vor ihm lag.

Im „kleinen Rauchhaus" ruhte sich Barth von den Reisestrapazen etwas aus, und trat dann seine Rundgänge an. Von Stuttgart aus hatte er Empfehlungen an Pastor Leonhardi; den Judenmissionar Goldberg suchte er als Freund Israels auf und freute sich der von ihm geleiteten Judenkinderanstalt. Einen Mann von streng lutherischer Richtung lernte er im bekannten Pastor Stephan schätzen, auch zum Grafen von Einsiedel, einem großen, hageren Mann mit geistvollem Gesicht und der Würde und Haltung eines Ministers, konnte er gelangen und ihm die Aufträge des Baseler Judenvereins mitteilen, welcher eine engere Verbindung sämtlicher deutscher Freunde der Judenmission anstrebte.

In Dresden verweilte Barth nicht lang, es zog ihn aus der glänzenden Stadt nach dem stillen Herrnhut, wo er am 16. Juni ankam. Sein erster Gang galt dem Gottesacker, da fand er gleich beim Eingang das Grab des treuen Zimmermanns David, der einst am Hutberg, als der erste Baum zum Bau von Herrenhut gefällt war,

seine Axt in den Boden steckte mit den Worten: „Hier hat der Vogel sein Haus funden und die Schwalbe ihr Nest.“

Hier ruht auch der selige Zinzendorf, der „gesetzt war Frucht zu bringen und eine Frucht, die da bleibet“. „Wie gut muß sich's doch hier schlafen in solcher Gesellschaft!“ ruft Barth aus, und später als er das freundliche Kleinwelke mit seinen Kinderhäusern gesehen hatte, schrieb er ins Tagebuch: „In Kleinwelke möchte man leben, in Herrenhut sterben. Man hat da doch eine so schöne Schlafgesellschaft von 2500 Brüdern und Schwestern.“

Unter den Lebenden gewann Barth auch liebe Freunde, wir nennen nur den Pfleger der ledigen Brüder Nitschke und den Prediger Stengard. Von Kleinwelke kehrte der Pilger aus Schwaben nach der schönen Elbestadt zurück und durfte dort bei dem Burggrafen von Dohna, einem Enkel Zinzendorfs, einen Abend zubringen, der „über alle Beschreibung schön und gesegnet“ war. Zum Schluß wohnte er noch bei Minister Graf von Einsiedel einer Sitzung der sächsischen Freunde Israels an, in welcher über die Baseler Anträge beraten wurde.

Am 28. Juni fuhr Barth in einem Mietwagen zum Thor hinaus Leipzig zu. Wolkenbrüche in Böhmen hatten die Elbe hoch anschwellen lassen, so daß in Meißen das Wasser beinahe in den Wagen lief, doch kam der Reisende glücklich über die Elbe und Mulde und erreichte wohlbehalten die große Universitätsstadt. Der erste Besuch galt dort dem Freund Tauchnitz, bei dem er einen Brief mit guten Nachrichten aus der Heimat traf, dann

suchte er seinen Vetter und ehemaligen Zögling Fritz Keerl auf, welcher hier studierte. Nach kurzer Rast wurde ein Kutscher bestellt, mit welchem der schwäbische Kandidat nach Wittenberg abfahren wollte, aber er sollte zuvor noch eine für ihn denkwürdige Nacht in der fremden Stadt erleben.

Am Abend vor der geplanten Abreise war er nämlich mit Leonhardi zu Tauchnitz eingeladen. Barth ließ sich bereden, am folgenden Tag noch das Missionsfest in Leipzig mitzufeiern, dann wollte ihn Leonhardi nach Wittenberg begleiten. Es war schon 11 Uhr, als die Freunde forteilten, den Lohnkutscher, der vor dem Hallischen Thor wohnte, noch abzubestellen. Die Frau desselben war allein zu Haus und mußte erst aus dem Bett getrommelt werden, worauf die Sache mit Verlust von drei vorausbezahlten Thalern bereinigt wurde. Jetzt kehrte Barth in die Stadt zurück, verabschiedete sich dort von seinem Begleiter und ging allein zum Grimmaischen Thor hinaus, vor welchem Professor Lindner, bei dem er zu Gast war, wohnte. Allein das Haus desselben stand in einem Garten und in der Dunkelheit suchte der Fremde vergeblich nach der Gitterthür mit der Klingel, alles Klopfen, Pfeifen und Rufen war umsonst.

Es gab nur noch eine Aussicht. Studenten gehen nicht sobald zu Bett, vielleicht war Vetter Keerl noch wach. Zum viertenmal bezahlte der nächtliche Wanderer seinen Thor ungroschend ging wieder in die Stadt zurück. Richtig, Keerl hatte noch Licht; einige verzweifelte Anstrengungen, welche sofort von dem Spott umwohnender Studenten begleitet waren, und der übelhörige Jüngling hatte den

späten Gast vernommen und eingelassen; gerne teilte er mit ihm Sopha und Bett. „Übrigens," schreibt Barth, „hatte ich später keine Ursache, die vier Groschen und die drei Thaler zu bedauern, sie wurden mir reichlich ersetzt, denn ich fand bei ihm einen Brief, den ich sonst nicht zu Gesicht bekommen hätte und der etwas für mein ganzes Leben Entscheidendes enthielt. Das nennen sie: Ungefähr!" Der angedeutete Brief war von der Schwester seines Freundes und enthielt absprechende Urteile über Barth, dessen gärendem Geiste damals noch manche mißtrauten. Der ungeahnte Leser dieses Briefs hat in jener Nacht eine stille Hoffnung zu Grab getragen.

Nach dem Missionsfest fuhr Barth mit Leonhardi ins erinnerungsreiche Wittenberg. Sie kehrten dort bei Professor Heubner ein, und im Reisetagebuch lesen wir: „Nachdem wir bei Heubner ein Abendbrot genommen, verbanden wir uns unter Absingung des Liedes ‚Marter Gottes' zu fester brüderlicher Gemeinschaft für Zeit und Ewigkeit und beteten mit einander auf den Knieen, daß der Herr den Bund segnen wolle." Leonhardi reiste darauf nach Dresden zurück, Barth zog weiter Berlin zu.

Am 9. Juli abends 11 Uhr kam Barth in der heutigen Reichshauptstadt an, und schon am andern Morgen sehen wir ihn bei Ball, Tholuck, Müller, Hengstenberg und Keetmann Besuche machen, noch ehe er eine Privatwohnung gefunden hatte. Er brachte einen ganzen Monat in Berlin zu; auf die Sehenswürdigkeiten der Stadt hat er in diesen Wochen wenig Zeit verwendet, um so häufiger ist er in die Kirchen oder sonst im ungezwungenen Verkehr bei großen Predigern und andern frommen Männern

zur Schule gegangen. Schleiermacher, der so viel zur Erweckung des religiösen Bewußtseins beigetragen hatte, war noch in voller Kraft thätig. Ihn hörte Barth gleich am ersten Sonntag und schrieb darüber: „Unchristliches war nichts in der Predigt. Das Ganze war mit unbegreiflicher Kunst und doch so ungezwungen zusammengehalten und entwickelt, so fließend vorgetragen, daß man sich nicht wundern darf, wenn er die Leute so anzieht... aber ich zweifle doch, ob viele Herzen in dieser Predigt zum ewigen Leben erbaut werden konnten ... Sah wohl aus wie Wein, war's aber nicht."

Es erschien Barth für Schleiermachers Thätigkeit mit Recht bezeichnend, daß die erweckten Offiziere, welche den christlichen Kreisen Berlins damals zur Zierde gereichten, alle den ersten Anstoß von dem großen Theologen erhalten hatten, aber bald sich nicht mehr bei ihm befriedigt fanden. Zu größerer Erbauung hörte Barth die kunstlose aber herzliche Predigt des alten Jänike in der Bethlehemskirche; bei ihm ging er auch zum heiligen Abendmahl und ließ sich knieend unter Handauflegung die Absolution erteilen. Gerne wohnte er den homiletischen Übungen bei, welche der geistreiche Hofprediger Strauß leitete und hörte die Vorlesungen eines Neander und Tholuck. Unter gläubigen Studenten und Offizieren fühlte er sich ebenso heimisch wie unter den böhmischen Christen in Rixdorf.

Einigemal wurde der Schwabe auch zum Predigen aufgefordert und mit Freimut zeugte er im Saal der Brüdergemeine und in der Nikolaikirche. Am 12. August war er zum letztenmal in der Gesellschaft von Ball,

Hengstenberg und andern. „Wir waren," heißt es im Tagbuch, „bis 12 Uhr beisammen und so schließt sich nun mein Aufenthalt in Berlin, von dem ich die gewisse Zuversicht habe, daß er nicht ohne Nutzen und Segen werde für mich gewesen sein."

Am folgenden Tag treffen wir unsern Reisenden im Eilwagen, bald liegt Berlin hinter ihm, aber die reichen Eindrücke, die er dort empfangen hatte, beschäftigten ihn noch lange, zumal ihn die Reisegesellschaft nicht anzog, bis der fromme Lieutenant von Sommerfeld sein Begleiter wurde. Ohne längere Rast bei Tag und Nacht rollte der Wagen zum Teil auf schlechten Wegen nach Westen. Erst in Kassel gab es einen Aufenthalt, den benützte Barth mit seinen Reisegefährten zu einem Gang auf die Wilhelmshöhe; weil es aber Sonntag war, ging er auch in eine Kirche. Dort predigte ein Kandidat über die herrliche Stelle Joh. 17, 5; sein Thema war: „Der stärkste Antrieb zur Tugend ist der, daß, wenn auch die Mitwelt unsere Verdienste verkennt, doch die Nachwelt dankbar unsre Namen nennen wird. 1. Die Wahrheit dieses Satzes. 2. Einige Ermunterungen daraus." Nachdem Barth sein Opfer in den Klingelbeutel gelegt hatte, ging er still hinaus, er konnte es nicht länger aushalten. „Paradieses genug," schreibt er von der schönen Stadt und Gegend, „wenn die Sünde nicht wäre! Aber ach dieses arme hungrige Volk."

Über Iserlohn, wo er den alten Vater von Dr. Strauß besuchte, fuhr Barth weiter nach Elberfeld im gesegneten Wupperthal. Er ist des Ruhmes voll über dies Schatzkästlein unsres Vaterlandes. In einem Brief

an den Stundenhälter Rothfuß in Schönbronn lesen wir: „Hier im Wupperthal ist es nun sehr schön, und man kann's nicht einmal so schön malen, wie es ist, viel weniger beschreiben. In einem Thal, das zwei Stunden lang und eine Viertelstunde breit ist, wohnen gegen 50 000 wohlhabende Menschen ... In den meisten Häusern ist das eine oder das andere Familienglied christlich gesinnt und die Leute haben, wenn sie auch nicht zu den Glaubigen gehören, große Schriftkenntnis und Einsicht in die Heilswahrheiten. An den sechs evangelischen Kirchen sind zwölf christliche Prediger angestellt, von denen immer einer besser predigen kann, als der andere."

Damals predigte Gottfried Daniel Krummacher in seiner ernsten Weise, Döring sammelte die Jünglinge zur Erbauung um sich und in Barmen stand der feurige Sander dem Missionsverein vor. Pastor Fliedner von Kaiserswerth kam auch gerade durchs Wupperthal, noch voll von Eindrücken aus den Maiversammlungen in London, wohin er eine Kollektenreise für seine Gemeinde unternommen hatte. Mit diesen und vielen andern war Barth zusammen, konnte sich auch wieder seiner Baseler Aufträge entledigen und predigte gelegentlich für Pastor Wichelhaus. Nirgends scheint es ihm während seiner Reise unter Amtsbrüdern so wohl geworden zu sein, wie hier unter den Geistlichen des Wupperthals, von denen er schreibt: „Sie haben doch vieles voraus. Diese christliche Erkenntnis in ihren Gemeinden, dieses brüderliche Zusammenleben mit ihren Kollegen und diese sorgenfreien, heiteren Tage von außen."

Am 10. September sagte Barth dem Wupperthal

Lebewohl, über Saarn und Mühlheim, der Heimat Tersteegens, kam er zunächst nach Hörstgen und verlebte mit dem dortigen Pfarrer Ball, seinem Universitätsfreund, einige vergnügte Tage. Auf dem frommen Pfarrgaul ritt er dann weiter nach Xanthen und fuhr von dort nach Cleve und Nymwegen. Sein nächstes Ziel war die holländische Brüdergemeinde Zeist, wo er Rudolf Passavant und Prediger Reichel kennen lernte und auch einen württembergischen Landsmann, den alten Gröninger aus Vaihingen a. E. traf. Seine Bildergallerie, d. h. die Porträts bekannter Christen, denen er auf seiner Reise begegnet war, machten große Freude und wurden hier vermehrt.

In Zeist bestieg der Reisende einen jener landesüblichen zweirädrigen Karren, der ihn ins alte Utrecht brachte, auf der Trekschuit fuhr er von hier an viel reinlichen Dörfern vorbei nach Amsterdam. Es war gerade jüdischer Neujahrstag, als er dort ankam; mit Missionar Gerike besuchte daher der schwäbische Judenfreund die portugiesische Synagoge, wo viele Juden aus ihren Gebetbüchern sangen und der Priester „mit verhülltem Angesicht wie Moses“ den Segen erteilte. Dann gingen sie auch in die polnische Synagoge, „hier wurde von den Priestern nicht gesungen, sondern gebrüllt.“

Als Barth mit Gerike über Leyden und Haag nach Rotterdam weiterreiste, da sah der Binnenländer in Scheveningen zum erstenmal das Meer. Es zog ihn mit wunderbarer Sehnsucht hinüber nach England, ein Sehnen, das er später noch oft befriedigen durfte. In Rotterdam, „dem Hauptsitz des christlichen Lebens in ganz

Holland," konnte sich Barth auch mit den holländischen Christen gut verständigen, indem er deutsch, sie holländisch sprachen. Unter den Missionszöglingen, die er damals kennen lernte, war der spätere chinesische Missionar Gützlaff.

Am 28. September trat Barth die Rückreise an, und in den ersten Oktobertagen treffen wir ihn wieder in Elberfeld. Da gab es ein herzliches Wiedersehen bei den alten Freunden und noch einige Tage lieblichen Zusammenseins mit Krummacher, Döring und andern Gottesmännern. Nur mit schwerem Herzen sah er die Zeit des Abschieds von den ihm so lieb gewordenen Kreisen näherrücken, und als der letzte Tag seines Aufenthaltes im Wupperthal zu Ende war, schrieb er in sein Tagbuch: „Der Abend war still. Mannigfaltige Erinnerungen von meinem Aufenthalt in Elberfeld gingen vor meiner Seele vorüber und mit Betrübnis dachte ich mirs, daß es der letzte Abend im Wupperthal sei, das ich wahrscheinlich nie wieder sehen werde."

Über Düsselthal, wo das Rettungshaus des Grafen von der Recke besucht wurde, und über Düsseldorf, welches Barth die schönste Stadt nennt, die er je gesehen habe, reiste er nach Köln. Staunend stand der Schwabe vor dem Kölner Dom, der ihm in seiner halbfertigen Gestalt dem babylonischen Turm ähnlich, ein merkwürdiges Denkmal menschlicher Kunst und Ohnmacht zugleich erschien. „Man begreift nicht," schreibt er, „wie diese schlanken Säulen, an deren Höhe der Blick fast strandet, das ungeheure Gebäude tragen. Mit einem großen Eindruck verließ ich den Dom."

Bonn war das nächste Ziel des Reisenden; weil aber die Vorlesungen an der Hochschule noch nicht begonnen hatten, hielt er sich dort nicht lange auf, sondern fuhr am 22. Oktober weiter im offenen Wagen dem Rheinthal entlang. Voll Entzücken labte er sich an dem herrlichen Anblick des sagenumwobenen Stromes, in dem sich so viele liebliche Rebenhügel und ernste Burgruinen spiegeln. Vor Andernach verließ Barth die Hauptstraße und bog links ab nach Neuwied. Der erste Mann, der ihm dort im Gasthof zur Brüdergemeine begegnete, war Graf Stolberg, den er in Köln kennen gelernt hatte. Am andern Morgen stellten sich auch zwei württembergische Schwestern ein, die sich freuten, aus der Heimat etwas zu erfahren. Ein Gang nach dem Dörflein Sayn führte Barth zu dem greisen Martin Boos. Sein gut gezeichnetes Bild wurde dem Tagebuch beigefügt. In stiller Gelassenheit sitzt der treue Mann in seinem Ruhesessel und seine ernsten, milden Leidenszüge scheinen zu sagen: „Hie ist Geduld und Glaube der Heiligen.“

In Neuwied hat Barth auf dem Brüdersaal gepredigt und dabei vornehme Zuhörer gehabt. Graf von der Lippe und seine Gemahlin, Major von Unruh und der Graf von Hohenthal waren anwesend. Nachdem er noch am 25. Oktober abends die Gemeindestunde gehalten, bestieg er andern Tags am weißen Turm das Postschiff, und im Tagbuch lesen wir, „wie der Vater Rhein den Fremdling von Neuwied bis Mainz getragen und was man für eine Aussicht von seinen Schultern genieße.“ Von Mainz fuhr Barth nach Frankfurt. Diese Grenzstadt des Südens war schon wieder bekannter Boden für

ihn und er hatte viele alte Freunde zu grüßen, hielt auch im Saal bei Bruder Lix eine Versammlung. Durch Darmstadt, wo er van Eß besuchte, und über die herrliche Bergstraße führte ihn darauf sein Weg weiter nach Karlsruhe. Zuletzt waren drei Juden seine Reisegenossen, ein gleichgültiger Reformjude aus Frankfurt, ein aufgeklärter Lehrer aus Karlsruhe und ein ehrlicher Talmudjude aus Straßburg. Barth konnte ein Zeugnis für den Gekreuzigten ablegen und schied doch im Frieden von ihnen. Von einer Begegnung mit Hebel in Karlsruhe steht im Tagbuch: „Am 6. November besuchte ich Prälat Hebel. Er brachte nichts besonderes vor. Der liebe Mann kann nicht glauben."

Als Barth am 8. November bei einem Lohnkutscher einstieg, der ihn nach Straßburg führen sollte, war er erfreut, jenen jüdischen Kaufmann aus dieser Stadt wieder zum Begleiter zu haben. Bald war das Gespräch wieder bei Jesu angekommen und die beiden Reisenden hatten auf dem 16 Stunden langen Weg keine Langeweile. In Straßburg wohnte Barth beim Kandidaten Krafft im Seminar St. Thomä. Er stieg auf die äußerste Höhe des Münsterturms und sah herab auf die wunderschöne Stadt, die damals unwiederbringlich an Frankreich verloren schien. Bei der Reise nach Straßburg hatte er hauptsächlich einen Abstecher ins Steinthal im Auge. Am Martinimorgen brach er denn auch dorthin auf und sein Gastwirt Krafft war so freundlich, ihn zu begleiten. Gleich beim Eintritt ins Dorf war den Kindern, die mit bescheidener Verbeugung die Fremden begrüßten, anzusehen, in welcher Schule sie stehen. Vater Oberlin,

ein 84 jähriger Greis mit rüstigem Geist aber schwacher Leibeskraft, erzählte seinem Gast, wie er zum Glauben an eine Verbindung mit der Geisterwelt gekommen sei, wogegen er anfänglich gepredigt habe. Mit seiner Frau sei er noch neun Jahre nach ihrem Tod in Verbindung gestanden. In einer Erbauungsstunde, welche Oberlin den deutschen Gliedern seiner Gemeinde hielt, hörte ihn Barth sogar erzählen, frühere Zuhörer haben ihm aus dem Jenseits mitgeteilt, wie sie begierig auf seinen Tod warten, denn sie sagen: „Wenn er stirbt, predigt er uns wieder, und dann wollen wirs gewiß besser benützen als ehemals." (?) Das Zusammentreffen mit diesem merkwürdigen Mann, der mit seinem klaren Blick für das natürliche Leben und seiner unbesiegbaren Thatkraft jene schwärmerische Neigung verband, machte einen tiefen Eindruck auf Barth, der sich von den Beweisen des Geistersehers überzeugen ließ.

Schneller als Barth es erwartet hatte, schlug die Abschiedsstunde, da es Gelegenheit gab, nach Kolmar zu fahren. In alter Anhänglichkeit wollte er nämlich auch Basel in den weiten Kreis seiner Rundreise hereinnehmen, und nach einer durchfahrenen Nacht stieg er am Ziel seiner Wünsche aus. Kein Fremder mehr, nahm er im Missionshaus Wohnung, begrüßte Spittler und Köllner, Inspektor Blumhardt und Handel, den Lehrer am Missionshaus. Nach seiner Gewohnheit hielt er die Stunde im Fälkli und besprach mit Spittler seinen Lieblingsplan, ein Missionsblatt für das Volk zu gründen. Er hatte diesen Gedanken schon seinem Freund C. F. Ball vorgelegt und dadurch die Gründung des Rheinischen Missions-

blattes veranlaßt. Spittler ging freudig darauf ein und Barth schrieb einen Prospekt des Heidenboten. Auch mit Buchdrucker Thurneisen war die Sache schon beraten; aber der bedächtige Blumhardt fürchtete, der „Heidenbote“ könnte das schon bestehende Missionsmagazin verdrängen. Barth mußte sich noch einige Jahre gedulden.

Es ist ein alter Schwabentrost, man möge noch so weit reisen, einen Böblinger treffe man immer noch; einen solchen fand Barth auch wirklich in Basel an seinem Landsmann Klaiber, und er war froh, in dessen Wagen die Heimreise antreten zu können. Am 22. November fuhren beide zuerst nach Beuggen, Zeller zu besuchen, und dann nach Schaffhausen, wo sich Barth namentlich der Gemeinschaft mit Pfarrer Spleiß erfreute. Hier wurde aber Barth seinem Böblinger Freund untreu, da ihm Baron Üchtriz von Schramberg einen Platz in seinem Wagen anbot. Mit diesem fuhr er nach Donaueschingen und von da nach Königsfeld. Nachdem er dort die Adventsfestpredigt gehalten, begleitete ihn Bruder Weiz nach Schramberg. „Schweren Herzens,“ heißt es am Schluß des Tagebuchs, „schieden wir von einander. Die treue Seele wandte sich ins Gebirg, ich im einsamen Postwagen über Tübingen, wo einen Tag bei alten und neuen Freunden gerastet wurde, der Vaterstadt zu. Schlafend fuhr ich (4. Okt.) in ihr Thor ein, wie Ulyß in Ithaka.

6. Guter Anfang in Möttlingen.

Barth war noch in Effringen, als im März 1824 Schultheiß Stauch und Fabrikant Kraushaar von Möttlingen zu ihm kamen und anfragten, ob er nicht ihr Pfarrer werden wolle. Das war ein verlockender Gedanke für den Pfarrverweser und seine Mutter. Schon der Vater Barths hatte oft den Weg nach Möttlingen eingeschlagen, den frommen Pfarrer Machtholf zu hören, der von 1763—1800 mit großem Segen in der Gemeinde wirkte. Dabei trat er mit den Gemeinschaftsleuten in Möttlingen in Verbindung, und Möttlinger waren schon in einer Zeit, als der kleine Christian noch seine Kinderspiele trieb, keine seltenen Gäste im Barthschen Haus. Ungewöhnlicherweise blieb die Pfarrei über die halbjährige Reise Barths unbesetzt, das sah er mit seiner Mutter als eine Ermutigung an und meldete sich. Die Möttlinger verwendeten sich für ihn unmittelbar bei dem König so erfolgreich, daß Barth wenige Tage nach seiner Heimkehr zum Pfarrer in Möttlingen ernannt wurde.

Machtholf soll vor seinem Heimgang geäußert haben, er wolle noch im Himmel um gute Pfarrer für Möttlingen beten. Sein Nachfolger Jos. Fr. Groß war auch wirklich ein Mann nach seinem Sinn, und jetzt zog am 23. Dezember 1824 wieder ein wohlgerüsteter Streiter Christi in Möttlingen ein.

Über dem rechten Nagoldufer, da wo die Schwarzwaldberge zum Gäu abfallen, liegt das kleine Dörflein, dessen Name durch Barth und Blumhardt weithin bekannt wurde. Zum Mutterort, der eine fast ausschließlich

bäuerliche Bevölkerung von 473 Seelen hat, gehört noch das Filial Unterhaugstett, dessen 260 Einwohner schon Schwarzwälder sind. Der Aufzug Barths mußte rasch ohne alle Feierlichkeit geschehen, weil die Festzeit vor der Thüre stand und die beiden benachbarten Pfarrer, welche die Gemeinde seit Mai bedient hatten, in diesen Tagen ohnedies Arbeit genug fanden. Die Mutter und Onkel Engelmann begleiteten Barth, und dieser hielt am Weihnachtsfest seine erste Predigt.

So schnell es auch gekommen war, die Nachricht, der neue Möttlinger Pfarrer werde „seine Anstandspredigt thun", hatte sich doch verbreitet und viele Freunde aus der Umgegend herbeigezogen. „Wie soll ich dich empfangen?" . . . so brauste der Gesang mächtig durch die überfüllte Kirche und erwartungsvoll sah die Gemeinde auf ihren neuen Hirten, als er in seiner hohen Gestalt mit seinem geistvollen, von lang herabfallenden Haaren umrahmten Gesicht zum erstenmal die Kanzel betrat. „Hier steh ich als ein armer Sünder und kann Euch nichts bringen, als den Heiland. Da habt Ihr ihn, nehmt ihn hin! Ich suche nicht das Eure, sondern Euch." Diese Worte der Antrittspredigt zeigten der Gemeinde, in welchem Geist ihr neuer Pfarrer sein Amt führen wollte.

Nach dem Neujahr reiste Barth noch einmal nach Stuttgart, um seine Sachen vollends in Ordnung zu bringen; als er nach vierzehn Tagen mit dem Hausrat wieder zurückkehrte, hielten die Möttlinger nachträglich den beim eiligen Aufzug versäumten Empfang. Die Schulkinder hatten ein Lamm für ihn gekauft, die ledige Jugend führte ein Schaf ihm entgegen. Hören wir darüber seine

Mutter, die ihn begleitete! Sie schrieb ihrer zu Haus gebliebenen Tochter: „Als wir über die Grenze von Möttlingen kamen, sah ich in der Ferne einige Männer stehen mit zwei gekrönten Schafen. Dann kamen die Schulkinder mit Herrn Schulmeister, auch erwachsene Töchter. Diese schlossen einen Kreis, Hand in Hand. Dann stieg der l. Christian aus und begrüßte sie. Indessen kam auch der Magistrat. Da es aber gerade stark schneite und ein starker Wind blies, so ließ er sie nicht singen, sondern ging vor ihnen her, Möttlingen zu. Da ging der Hirte vor seinen Schafen her ... Als wir näher kamen, wurde in die Kirche geläutet. Hier wurde nun das Lied gesungen, das die Kinder beim Empfang hatten anstimmen wollen: „Womit soll ich dich wohl loben, mächtiger Herr Zebaoth?" Dann ging Christian an den Altar und begrüßte seine Gemeinde und hielt eine passende Ansprache."

Im Laufe des Tages erschien auch der treue Freund Bunz wieder, ebenso die Pfarrer von Merklingen und Münklingen und Louis Widmann von Calw. Sie halfen einräumen und die 700 Bände ordnen, welche den staunenden Möttlingern einen großen Begriff von der Gelehrsamkeit ihres neuen Pfarrers beibrachten. Die feierliche Investitur, welche Dekan Fischer von Calw vornahm, fand erst im Februar statt. Schwester Beate kam auch zu dieser Feier, obwohl sie an Gliederweh litt. Als die Gäste wieder abgereist waren, mußte sich Barth mit „Kätherle", der alten Pfarrmagd, allein zurechtfinden und manche Haushaltungssorgen mit ihr teilen.

Einsam konnte Barth auch im Möttlinger Pfarrhaus nicht bleiben; es erinnert uns an die Dornhaner Zeit,

wenn wir hören, daß er zu allererst eine Bank machen ließ, die nach ländlicher Sitte an die Wand des Wohnzimmers genagelt werden mußte, damit sich die Bauern bei ihm wie zu Haus fühlen. Außerdem versah er sich noch gut mit Schrannen und Stühlen, und abends wurde es bald lebendig im Pfarrhaus. An bestimmten Abenden kamen die Männer, an andern die Töchter mit ihren Kunkeln (Spinnrocken), oder die ledigen Söhne. Da wurde gesungen, vorgelesen und gebetet und in seiner originellen, kurzen Redeweise wußte Barth die Herzen anzufassen. „Es gibt keine Nebenthüre in den Himmel," konnte er sagen, „sondern nur eine Thüre," oder „Im Himmel wird einem die Zeit nicht lang, da kann man den Noah fragen, wie er die Tiere in den Kasten gebracht, oder Mose, wie er mit den Kindern Israel durchs rote Meer kam." „Präget Euch die Bibel ins Herz," mahnte er ein anderesmal, „es können Zeiten kommen, wo man den Christen die Bibel nehmen will."

Die Kinder wollten nicht hinter den Alten zurückbleiben und fragten, ob sie nicht auch ins Pfarrhaus kommen dürfen. Barth versprach es ihnen auf Sonntag Abend 6 Uhr; da kamen so viele, daß er zwei Klassen machen mußte, die ältere ließ er Samstags, die jüngere Sonntags kommen. Bis in unsere Tage erinnern sich noch die ältesten Gemeindeglieder dieser herzlichen Kinderstunden, welche Barth nach drei Sonntagsgottesdiensten hielt. Er selbst dachte sehr nüchtern von dieser Arbeit an den Kleinen: „Ich kann von keinem sagen, daß es in seinem Herzen besonders angeregt sei. Wenn aber die Kinder nur diese zwei Stunden lang besser aufgehoben sind, als auf der Gasse, so ist schon etwas gewonnen."

Großen Wert legte Barth auf den Konfirmationsunterricht, den er sofort nach seinem Aufzug begann. Er ließ auch jüngere Kinder an dem Unterricht teilnehmen, so daß ihn ein Jahrgang drei bis viermal genoß. Hauptsache war ihm, die Kinder mit der Bibel vertraut zu machen. In den letzten Wochen vor der Konfirmation ließ er die Konfirmanden allein in das Pfarrhaus kommen, und unvergeßlich blieb ihnen die letzte Stunde. Da betete Barth zum Schluß, gewöhnlich auf den Knieen, er konnte bisweilen vor Thränen nicht mehr weiterreden, verbarg sein Angesicht und winkte den Kindern, sie sollen nach Hause gehen. Den Konfirmationstag nannte er seinen schwersten Tag im Jahre. In gewaltiger Predigt klopfte er an die Herzen, einmal rief er auf die Emporkirche hinauf: „Ihr alten grauen Sünder dort oben, ihr seid auch einmal hier gestanden!" „Wer mir eines dieser Schäflein verführt," sagte er ein anderes Mal, „dem will ich in der Ewigkeit als Verkläger gegenüberstehen." Und im Gebet, als die Konfirmanden um den Altar knieten, sprach er: „Herr Jesu, mir bricht das Herz beim Anblick dieser Schäflein, die hier vor dir liegen und nun in die Welt hinauskommen, wo der Wolf ihnen nachstellt — wie wird es Dir sein!" Die Konfirmanden aus der Filiale nahm er lieber an seinen Tisch, als daß er sie am Tage ihrer Einsegnung oder des ersten Abendmahls im Wirtshaus essen ließ, bewirtete auch nach dem Abendgottesdienst alle Konfirmanden im Pfarrhaus und machte dann einen Spaziergang mit ihnen aufs „Köpfle" oder über den „Hundsrück" Calw zu.

In den „Kinderlehren" hielt Barth streng auf das

Antworten. „Du kannst ja sonst auch jodeln," konnte er zu einem ledigen Sohn sagen, der vor seinen Fragen verstummte. Im allgemeinen fragte er zu schwer, er fühlte dies selbst und sagte: „In den Kinderlehren bin ich ganz ungeschickt, aber ich weiß wohl, wo der Butzen sitzt, ich habe zu wenig Liebe zu den Kindern, darum kann ich nicht kindlich mit ihnen reden." Dennoch waren diese Kinderlehren voll Leben und anziehend für alt und jung; daher kam es vor, daß einzelne Töchter auch nach der gesetzlichen Zeit bis in das 22. Jahr vorstanden.

Von den Predigten Barths wird später noch die Rede sein; er predigte in Möttlingen anfangs mehr belehrend als erbaulich, hatte aber „das Schwert nicht fallen lassen." Ein Zeichen seines großen Fleißes ist es, daß er an jedem Sonntag abends vier Uhr einen dritten Gottesdienst hielt, abwechslungsweise eine Bibelstunde oder Missionsstunde.

„Die Blumen gehen auf im Lande," schrieb Barth, der sich immer sehr am Erwachen des Frühlings erfreute, im März 1825; auch in seiner Gemeinde durfte er damals manches Frühlingszeichen begrüßen. Seine Predigten fanden solchen Beifall, daß jeden Sonntag viele Zuhörer von auswärts kamen. Der große Tisch im Pfarrhause war oft übervoll, es gab dort ein einfaches Essen, Suppe und Rindfleisch, für vornehm und gering. Die Fremden haben den Möttlingern den Segen nicht fortgetragen, wie der selige Pfarrer Groß einst klagte. Zuerst fürchtete man allerdings den jungen, schneidigen Pfarrer, der den Leuten so frei heraus die Meinung sagte. „Geh zuerst heim und besieh dich selbst!" konnte er z. B. zu

Weibern sagen, welche ihre Männer verklagen wollten. Die redlichen Seelen spürten aber bald seine Liebe und kamen ihm mit Vertrauen entgegen.

Jetzt konnte Barth den Kampf gegen die eingewurzelten Unsitten im Dorfe wagen. Der erste Versuch mißlang noch. Er hatte die ledigen Töchter, die am Charfreitag zu einem Singabend ins Pfarrhaus kamen, verwarnt: „Ich hoffe nicht, daß eine von euch am Ostermontag auf die Wiesen geht.“ Dort pflegten Burschen und Mädchen mit den Ostereiern zu spielen, was oft in Leichtsinn ausartete. Als Barth die Mädchen am folgenden Sonntagabend wieder fragte, waren alle bis auf eine doch auf die Wiesen gegangen. Zur Strafe schickte er sie sogleich wieder heim; das wirkte und in Zukunft hat sich keine mehr bei dem Spiele beteiligt. Allmählich erwachte unter den Töchtern ein geistliches Leben, und aus den Jünglingsversammlungen ging eine Anzahl bewährter Christen hervor.

Schwerer hielt es, den Kirchweihunfug zu bekämpfen. Mit Bangen sah Barth der ersten Kirchweih entgegen; der Schultheiß hate das Jahr zuvor den Tanz im Ochsen erlaubt und erkläre dem Pfarrer, er müsse dem Ochsenwirt wieder einen Tanzzettel geben, sonst hole er ihn nur beim Oberamt. Am Kirchweihsonntag predigte Barth über Esra 6, 16—22 mit großer Kraft; die Ochsenwirtin hatte nichts gutes geahnt und war nicht in die Kirche gegangen, wollte auch ihren Mann nicht hinein lassen, denn sie sagte: „Gieb acht, wenn Du in die Kirche gehst, dann bringt Dich der Pfarrer rum!“ — „O, da will ich mich schon in acht nehmen“ erwiderte der Mann; als

er aber nach Hause kam, erklärte er: „Weib, aus den Spielleuten wird nichts," und dabei blieb es. Freilich in der Filiale wurde getanzt, und im nächsten Jahr hatte sich auch der Ochsenwirt besser gewappnet und ließ sich nicht wieder abschrecken; aber in Möttlingen hat es der Pfarrer doch gewonnen: die Tänze kamen in Abgang. Einmal bezahlte er sogar den Musikanten eine von ihnen bestimmte Entschädigung für den Ausfall ihres Verdienstes, nur damit sie das Feld räumten.

Um den Leuten einen Ersatz für das verleugnete Vergnügen zu geben, versammelte Barth die Gemeinde am Nachmittag des Kirchweihmontags in der Kirche, erzählte dort aus der Kirchen- und Missionsgeschichte und ließ schöne Lieder dazu singen. Die Orgel mußte bei solchen Gelegenheiten schweigen, er sang selbst vor. Dies geschah auch, um den Kirchengesang zu heben. „Singet sanfter!" ermahnte er häufig die Gemeinde und fügte einmal hinzu, „damit ihr es schon könnt, wenn ihr hinüberkommt. Wenn die 144 000 himmlischen Harfenspieler so singen würden, wie viele bei uns singen, so würde man sein eigenes Wort nicht hören."

---

7. Auf biblischem Grunde.

Man wirft den ehrsamen Pfarrherren oft vor, daß sie ein zu leicht bewegliches Geschlecht seien, heute auf dem Kränzlein in der Amtsstadt näher oder ferner liegende Zeitfragen verhandeln und vielleicht morgen schon wieder

einen Amtsbruder durch ihren Besuch erfreuen; wer aber die geistige Vereinsamung auf dem Lande kennt, der wird den Pfarrern die oft mühsam erkauften Genüsse der Geselligkeit gerne gönnen. Barth ließ sich dies Recht auch in Möttlingen nicht verkürzen und der sonst abgelegene Ort bot ihm einen Umgang, der ihm vieles ersetzte. Nur eine halbe Stunde von Möttlingen entfernt wirkte in Münklingen der uns schon bekannte Pfarrer August Osiander.

Die beiden Freunde waren fast täglich bei einander und einer begleitete den andern gewöhnlich noch nach Hause. Waren sie nur einige Tage verhindert, zusammenzukommen, so wanderten wenigstens Briefe zwischen beiden Orten hin und her. Das Verhältnis war ein so vertrautes, daß man den beiden Freunden nicht ganz mit Unrecht nachsagte, sie haben nur einen Mantel miteinander. Barth hatte nämlich einen zweiteiligen Mantel, kam nun ein Unwetter, so trug einer den Kragen, der andere den Rock, und so erschienen sie oft bei Brüdern in der Umgegend.

Osiander hatte einen von der Welt abgekehrten Sinn, schon in Tübingen nannte man ihn den Seligen. Man erzählte von ihm, er habe dem Schultheißen von Münklingen, der ihn bat, einen Teil seines Erntesegens in der Pfarrscheuer unterbringen zu dürfen, geantwortet: „Habe ich denn eine Scheuer?“ „Velim graviora dicas“, d. h. ich wünschte, du würdest ernsteres reden, konnte er einem Freunde zurufen, der im Scherzen zu weit ging; und ein Blick Osianders genügte, daß Barth in solchem Falle beschämt die Augen niederschlug. Dieser merkwürdige Mann

gewann einen entscheidenden Einfluß auf Barths theologische Überzeugung und inneres Leben.

Barth war von Kind auf geblieben in dem, das er gelernt hatte, d. h. in dem biblischen Glauben der württembergischen Gemeinschaftskreise, die sich eine gewisse Unabhängigkeit von der Kirchenlehre wahren. Durch das Studium der alten württembergischen Theologen, durch den Verkehr mit Christen aller Bekenntnisse war er in dieser weitherzigen Richtung noch bestärkt worden und nach seinem eigenen Zeugnis nie in seinem Leben ungläubig gewesen. Aber zum lebendigen Erfassen und Erkennen des Glaubens drang er erst in der Möttlinger Zeit durch unter der Führung des oben genannten Osiander. Gemeinsam forschten die beiden Freunde in der hl. Schrift; ohne Rücksicht auf die hergebrachten Lehrformen wollten sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen: „nur das Wort, aber das ganze Wort“ war ihr Grundsatz.

Barth schrieb um diese Zeit: „Was Menschen, auch die frömmsten und verständigsten, über die Wahrheit gesagt haben, das kann der, welcher für die Wahrheit selber ein reines und ernstliches Interesse hat, unmöglich ungeprüft hinnehmen .... Ansichten sind etwas menschliches und Menschen können irren. Nur die heilige Schrift enthält keine Ansichten, sondern Wahrheiten.“

Natürlich konnten auch Barth und Osiander, sobald sie sich von dem Wortlaut der Bibel entfernten, auf diesem ewigen Grunde nur Stückwerk menschlicher Ansichten. erbauen und ihre Forschungen, welche die Kirchenlehre von Anfang an nicht als Richtschnur gelten ließen, erregten mit Recht manches Bedenken selbst unter den nächsten

Freunden. Zu diesen gehörte eine Anzahl erweckter Pfarrer aus der Umgegend, welche abwechslungsweise in den verschiedenen Pfarrhäusern eine theologische Konferenz hielten. Seeger von Hirsau, Bezner von Breitenberg, Ranz, Schmid, Scholl, Burk (Christenbote) und andere beteiligten sich an dieser „Prophetenkonferenz", wie die Spötter sie nannten.

In jener „Zeit der schlafenden Jungfrauen" sah Barth auf einer Seite Unglauben und Rationalismus, auf der andern starre Orthodoxie oder glaubenslosen Supranaturalismus, „mitten inne eine kleine Zahl solcher, die es keiner Partei recht machen, bloß am Worte Gottes bleiben und sich nicht scheuen, Paradoxe und Ketzer genannt zu werden. An ihrer Schmach," sagte er, „nehme ich auch mit Freuden teil."

Seine theologischen Ansichten hat Barth jederzeit ohne Rückhalt ausgesprochen. „Es wäre eine sonderbare Bescheidenheit," erklärte er, „wenn einer der da glaubt, durch die Gnade Gottes eine Einsicht erlangt zu haben, welche andern noch verschlossen zu sein scheint, diese bei sich selbst verschließen wollte." In Nürnberg erschien um die Mitte der zwanziger Jahre das „Homiletisch-liturgische Korrespondenzblatt", herausgegeben von Pfarrer Brandt in Roth. Hinter seinem harmlosen Namen verbarg dieses Blatt viel Geist und Schlagfertigkeit wider den um sein Leben kämpfenden Rationalismus; auch Barth schrieb darin Aufsätze, die uns seine theologische Denkungsweise offenbaren.

Im Kampf gegen den Unglauben kannte er weder Rücksicht noch Furcht. Wir lesen von ihm in einem jener Blätter: „Wohlan denn, ihr Apologeten der Vernunft,

strecket euch, wir wollen uns messen ... wir fürchten weder euer Reißzeug noch euren reisigen Zeug. Meinet ihr, wir glauben ohne zu verstehen, wenigstens ohne das begreifliche zu begreifen, und von dem übrigen das zu begreifen, daß es unbegreiflich ist? Meinet ihr, wir denken nicht auch? Wohl mehr als ihr ... Thut euch hervor mit eurer Philosophie, wenn ihr eine habt, die diesen Namen verdient. Wir haben auch eine ... Wir wollen mit Hilfe der Philosophie euch zeigen, daß die Lehre von der Unsterblichkeit ein Traum ist, die Lehre von der Freiheit (was nämlich ihr darunter versteht) ein Unding und euer Gott ein Gebilde, das von seinem Geschöpf gemacht ist ... Somit wird es offenbar werden, daß ihr eigentlich nichts mehr habet und Rationalismus bloß noch wohllautend für Nihilismus gesagt werden könne."

Übrigens war Barth kein Mann des Streites, vielmehr lag ihm friedliches Schaffen und Bauen am Herzen. In diesem Sinn schrieb er in jenes Korrespondenzblatt „Aphorismen über Zwiespalt und Einigung der Gläubigen," die dort 1827 gedruckt wurden und 1835 bei Steinkopf als eigenes Schriftlein erschienen. Die Christen sollen Einigkeit des Geistes bewahren auch bei abweichenden Ansichten im einzelnen, das war der Hauptinhalt des Aufsatzes. Er warnt in demselben vor Einseitigkeit, die man am besten vermeide, wenn Christus Mittelpunkt alles Denkens und Wissens werde und durch ihn die Liebe im Menschen herrsche. Von der Wiedergeburt sagt er, man dürfe derselben keine Regeln vorschreiben, denn sie sei ein Werk Gottes, dessen Gedanken Wolkengänger, d. h. hoch und dunkel seien. Gemeinschaftlich sei nur,

„daß der König und der Bergmann, der Generalsuperintendent und der Generalfeldmarschall, der Pfarrer und der Küster sich bekehren müssen, wenn sie wollen selig werden.“ Im einzelnen könne bei einem dies, beim andern jenes langsamer oder schneller, merklicher oder unmerklicher, schwerer oder leichter geschehen. Weiter lesen wir: „Christus für uns und in uns, wie viel unnötiger Streit darüber! ... Wer an den Christus für uns lebendig glaubt, der hat eben den inwendigen Christus.“

Daß Barth über das Sektenwesen fast nur günstig urteilt, wird uns nach seinem seitherigen Entwicklungsgang nicht sehr wundern. „Das Sektenwesen,“ schreibt er, „hat die Kirche vor dem Einschlafen und Sterben bewahrt... Wie manche Stadt des Altertums verdankte ihre Erhaltung der Hilfe ihrer Kolonien, die von ihr ausgegangen waren! Es ist daher eine Wohlthat von Gott und zum Heil der Kirche versehen, daß er so viele Typologien und Methodologien zugelassen hat ... Und ob sich wohl immer eine an der andern reibt, so giebt doch eben das — Feuer.“ Den verschiedenen Sekten entsprechen die verschiedenen Gaben: „Scheint es doch, als ob ein Menschenherz zu klein wäre, um alle Geheimnisse des Evangeliums, jedes in seinem ganzen Umfang, zu fassen.“

Am wenigsten konnte sich Barth, der den Segen der Gemeinschaft so hoch stellte, mit den Separatisten befreunden; doch hielt er, wenn ihre Trennung von der Kirche keine böswillige sei, für das beste, „einen Separatfrieden mit diesen separaten Leuten zu schließen und den Riß mit Liebe auszufüllen, daß er nicht größer werde.“

Einigkeit unter den christlichen Brüdern jeder Richtung, das war also ein Herzenswunsch Barths, der selbst auch für seine oft eigenartige Ansichten brüderlicher Duldung bedurfte. Dagegen verwahrte er sich gegen das anspruchsvolle Geschrei der Toleranz oder Gleichgültigkeit, die „jedem Heiden ein Haus in den Himmel baut, wenn er nur honett gelebt hat.“ „Wir wollen nicht unberufen Friedensstifter sein in einem Reiche, dessen Stifter gekommen ist, das Schwert zu bringen; wollen auch den Grenz- und Markstein nicht umstoßen, der den Juden ein Ärgernis und den Griechen eine Thorheit ist ... Es ist eine Grundlehre des Evangeliums, daß Trennung stattfinden müsse zwischen denen, die glauben, und denen, die nicht glauben. Wir können auch diese lieben und sollen sie lieben, aber nicht als Brüder in Christo.“

Aus dem obigen geht hervor, daß Barth sich der großen Scheidung des Menschengeschlechtes zur Rechten und Linken des Menschensohnes wohl bewußt war, dennoch konnte er die unendliche Liebe Gottes und eine ewige Verdammnis ebensowenig als die meisten Pietisten vereinigen, und seiner natürlichen Milde entsprechend, war er ein entschiedener Anhänger der Wiederbringungslehre, die er mit dem Glauben an die Prädestination verband. Damit kam er freilich in Widerspruch mit seinem starren Festhalten am Wortlaut der Schrift: „Ich für meinen Teil,“ schreibt er einem Freund, „glaube, daß die Fixsterne keine Körper sind, sondern bloße Lichter, daß die Sonne um die Erde läuft, daß die Erde der größte und wichtigste Körper in der sichtbaren Welt ist — und das alles aus dem einfachen Grunde, weil die Bibel dies

voraussetzt. (?) Um das Geschwätz der Astronomen bekümmere ich mich kein Haar, das Wort Gottes ist mir viel wichtiger."

Auf sein Vielwissen bildete sich also Barth nicht mehr viel ein, an Pfarrer Köllner schrieb er: „Ich war auch einmal so, daß ich meinte, ich müßte den Jordan ausschöpfen mit meinem Munde; aber dann habe ich gemerkt, daß es doch nur Wasser ist, und hab's wieder ausgespieen. Nun weiß ich nichts mehr als Christum und Sein Wort."

Ein wesentlicher Bestandteil seiner theologischen Weltanschauung blieb seit der Studentenzeit die von Steudel getadelte gewisse Erwartung der nahen Zukunft Christi. Die dreißiger Jahre gaben ihm Gelegenheit, seine Ansichten über diese Hoffnung unsres Glaubens auszusprechen und dadurch zu beweisen, wie er sich davor hütete, in schwärmerischem Geiste über das Bibelwort hinauszugehen.

Viele württembergische Christen waren in jener Zeit bange bewegt und einer rief dem andern zu: „Der Herr ist nahe." Am 14. Oktober 1832 sollte nach Bengels Berechnungen ein Fürstentag gehalten werden, auf welchem der Antichrist öffentlich auftrete. Obwohl Barth gleichfalls die nahe Zukunft des Herrn erwartete, verwarf er doch jede genaue Bestimmung dieses Zeitpunktes, namentlich erklärte er Bengels Rechnung, welche die Wiederkunft Christi auf das Jahr 1836 festsetzte, für falsch. Der Tempel in Jerusalem müsse vorher wieder aufgebaut (Dan. 9, 27) und der Antichrist, ursprünglich ein weltlicher Gewalthaber, müsse zuvor Papst werden (Offenb. 17, 11), ehe das Ende komme. Diese Einwendungen

veröffentlichte er in einer kleinen Schrift mit dem Titel „Der 14. Oktober 1832“. Darin gab er zu, daß die Zeichen der Zeit den „Anfang der Not“ erkennen lassen. Der Abfall sei groß und das Evangelium werde bereits in der ganzen Welt gepredigt und es heiße „dann wird das Ende kommen“. Aber die Dauer der Zwischenzeit lasse sich nicht bestimmen. Den Riegel, der das Hervortreten des Antichrists noch aufhalte (2 Thess. 2, 7) sah Barth in der vom Papsttum noch nicht überwältigten Fürstenmacht. Zum Schluß warnt er vor dem Geist des Aufruhrs, der dem Antichrist den Weg bereite, und ermahnt auf Christum zu vertrauen. „Jener wird uns nie zu spät, dieser nie zu früh kommen; beide aber kommen gewiß. O Herr hilf!“

Der 14. Oktober ging ohne Fürstenkongreß vorüber, da griff Barth wieder zur Feder und diesmal geschah es mehr zur Verteidigung Bengels, damit nicht oberflächliche Christen ihn und seine Lehre von den letzten Dingen ganz verwerfen, weil eine unrichtige Rechnung nicht eingetroffen war. „Das Jahr 1836“ heißt die Flugschrift, welche Barth zu diesem Zweck schrieb. In ihr hat er diejenigen Anschauungen über die Geschichte der letzten Zeit niedergelegt, denen er sein ganzes Leben lang treu blieb. Die Juden werden nach Jerusalem zurückkehren, Stadt und Tempel nach Ezechiels Plan aufbauen und während des tausendjährigen Reichs die Welt evangelisieren; der Antichrist wird den päpstlichen Stuhl besteigen, ihn aber später stürzen. Das sind die Grundzüge der letzten weltgeschichtlichen Ereignisse, wie sie Barth aus den Weissagungen herauslas. Er teilte auch mit

vielen Christen seiner Zeit die wunderliche Ansicht, im Süden Rußlands, über das sich die Macht des Antichrists nicht erstreckte, werden die verfolgten Christen einen Bergungsort finden.

Ähnliche Eigentümlichkeiten abgerechnet war Barth ungeachtet seiner Selbstständigkeit in der Lehre dennoch weit entfernt ein Sektierer zu werden; davon zeugt unter anderem sein nüchternes Urteil von der Kindertaufe, über die er an den baptistischen Missionar Felt in Sirampur schrieb: „Die Taufe betreffend ist es allerdings richtig, daß sich die Kindertaufe aus der heiligen Schrift nicht beweisen läßt, vielmehr wahrscheinlich, daß sie in der apostolischen Zeit nicht üblich war; ebensowenig aber läßt sich auch die Verwerflichkeit der Kindertaufe aus der Schrift darthun, und bei dem gegenwärtigen Zustand der Kirche Christi ist es gewiß dem Willen Jesu gemäß, daß die Kinder getauft werden."

Barth wurde nicht bloß in seiner theologischen Überzeugung fester, er ist in der Stille seines ersten Amtsjahres auch am inwendigen Menschen gewachsen. Während andere an ihm hinaufsahen, war er oft tief gebeugt und lernte um so ernstlicher Glaubensgewißheit suchen. An einige vertraute Freunde schrieb er im September 1825: „Sobald einmal das rechte Gefühl der Sünden kommt, an welchem es mir bisher noch mangelte, und welches nicht erzwungen, sondern nur geschenkt werden kann durch den hl. Geist, dann wirds besser mit mir werden." In demselben Brief lesen wir weiter: „Was mir unter solchen Umständen noch den Frieden erhält, daß ich wenigstens mein Amt versehen und mich äußerlich zu den Brüdern halten kann,

ist die Gewißheit in meinem Herzen, daß ich durch seine unendliche Gnade auserwählt bin zur Seligkeit Seiner Kinder ..."

Noch im Jahr 1826 klagte der Angefochtene seinen Freunden: „Bei mir ist alles noch in crisi und bin wie ein Käuzlein unter den verstörten Städten;" doch durfte er auch rühmen: „Am Ostertag schenkte Er mir beim Genuß Seines heiligen Leibes und Blutes wiederum eine fühlbare Erquickung und Freudigkeit." Dankbar pries er den Retter, der sich zu ihm herabneigte, in gebundener Sprache:

„Und siehe, da steigt aus heiteren Höh'n,
Von jammernden Herzen ungeseh'n,
Ein Retter herab, in der mächtigen Hand
Die goldenen Schlüssel, zu öffnen das Band,
Das den Armen schmerzlich gebunden.
Nun schwingt er sich fröhlich zum Lichte hinan,
Nun schwebet er frei auf ätherischer Bahn,
Und geheilt sind die blutigen Wunden."

„Ich kann zum Preis des Herrn sagen," schreibt Barth 1827, „daß ich seit einiger Zeit ruhiger geworden bin, aber ich darf nicht zu laut sein, weil der Feind immer vor der Thüre steht."

Manche Freunde rieten dem einsamen Pfarrer, er solle doch eine Pfarrfrau bei sich einziehen lassen. „Dazu habe ich keine Zeit," erhielten sie zur Antwort. Dies war, wie wir schon wissen, nur einer der Gründe, die Barth zum ledigbleiben veranlaßten. Einigemal gingen Pläne nicht in Erfüllung, das nahm er aus Gottes Hand hin, und von seiner vielseitigen Thätigkeit ganz in An-

spruch genommen, bedurfte er weniger als ein anderer der Ergänzung, nahm sich schließlich auch wirklich keine Zeit mehr zu ernstlichen Heiratsversuchen. Das Junggesellenleben wurde ihm vollends erleichtert, als er noch im Herbst 1825 die Freude erleben durfte, daß seine Mutter mit ihrer Beate zu ihm nach Möttlingen zog. Die glaubensvolle Frau wurde bald heimisch in der Gemeinde und ist ihrem Sohn eine Stütze in der Seelsorge gewesen, hat auch in treuer Mutterliebe für seine Seele gesorgt. Den Einfluß, den sie seither durch ihre Briefe ausgeübt hatte, konnte sie nun durch ihre persönliche Gegenwart noch viel mehr geltend machen. Wenn der Sohn aufbrausen wollte, genügte oft ein „Bitte! bitte, Christian!“ ihn zu mäßigen; oder ein „Aber! aber!“ setzte seinen Scherzen eine Schranke, wenn sie sich der Grenze geistlicher Würde näherten.

Die Mutter Barth war erst einige Monate in Möttlingen, da wurde sie wieder nach Stuttgart gerufen, um ihrem Bruder, dem wackeren Onkel Engelmann, die Augen zuzudrücken. Am 9. Januar 1826 schlummerte er infolge einer Lungenlähmung sanft und unbemerkt hinüber; Barth schrieb von seinem Heimgang:

„Wie ist die Ruh' so groß
In Jesu Arm und Schoß!
Die Liebe führ uns gleiche Bahn,
So tief hinab, so hoch hinan!“

Seine Mutter war nun in Stuttgart fremder geworden und war dankbar, in Möttlingen eine neue Heimat gefunden zu haben. Auf ihre Bitten nahm Barth auch seinen unselbständigen Bruder Gottlob, den Buchbinder,

ins Haus auf und verschaffte ihm Arbeit. So war eine Zeit lang die ganze Familie Barth im Möttlinger Pfarrhaus vereinigt.

---

8. Die Rettungsanstalt in Stammheim.

Daß Barth frühe ein Freund der Heidenmission wurde, haben wir gehört; aber sein weites, von Christi Liebe entzündetes Herz, hatte noch Raum für die Armen in seiner nächsten Umgebung. Die Liebe zur Heidenmission entzieht ja überhaupt der alten Christenheit nur scheinbar die Kräfte, denn was die Kirche mit einer Hand giebt, das darf sie mit der andern samt reichen Zinsen von Gott wiedernehmen, der ihren Glauben ansieht und ihre Kraft auch für die Aufgaben der Heimat neu stärkt. Barth war ein großer Kinderfreund. Das einzige, was dem Schreiber dieses aus seinen Kinderjahren von dem durch Krankheit gebeugten Mann in Erinnerung blieb, ist das freundliche Lächeln, mit dem er die wohlbekannte Schublade im Schreibtisch öffnete und den Kinderbesuch durch ein Päcklein Datteln, ein hübsches Schächtelchen oder sonst eine Seltenheit erfreute.

In Beuggen hatte Barth den Segen eines Kinderrettungshauses kennen lernen; eine solche Anstalt, wie sie damals schon in Winnenden und Tuttlingen bestand, wünschte er auch für den Schwarzwaldbezirk. Dekan Fischer ließ sich für den Gedanken erwärmen, am 4. Mai 1825 wurde bei ihm eine Konferenz gehalten und ein Verein zur Rettung verwahrloster Kinder gegründet. Die

erste Aufgabe des Vereines war, die nötigen Geldmittel zu sammeln; darin gingen die Möttlinger mit gutem Beispiel voran. „Wenn ihr Möttlinger in allem so wäret wie im Geben," sagte Barth, „so stünde es gut um euch." Als nach sechs Monaten das Vermögen des Vereines nicht hinreichte, um eine eigene Anstalt zu gründen, wollten ängstliche Gemüter schon auf diesen Gedanken verzichten und schlugen vor, eine Anzahl Kinder nach Tuttlingen zu schicken und dort Freistellen für sie zu bezahlen. Barth ließ sich aber nicht so bald entmutigen, und er bekam einen ebenso thatkräftigen Gesinnungsgenossen, als Handel die Pfarrei Stammheim bezog. „Nehmet euch jetzt der armen Kinder an!" hatte ihm und seiner tüchtigen Hausfrau Zeller bei der Abreise von Basel nachgerufen.

In Stammheim trat wirklich die neue Anstalt noch im Jahr 1826 ins Leben, indem an Weihnachten 12 Kinder vorerst in ein Mietlokal aufgenommen wurden. Barth sorgte den Kindern auch noch für ein Haus; er ließ zu diesem Zweck im Mai 1827 sein „Bärenbüchlein" ausgehen, eine Flugschrift, die aus wenigen Blättchen bestand und ihren volkstümlichen Namen dem Titelbild zu verdanken hat, auf dem Elisa zu sehen ist und die zwei Bären, welche die spottenden Knaben zerreißen. „Ohne Zweifel sind diese Kinder verwahrloste gewesen," sagt der Verfasser und fordert auf, „sich der Kahlkopfschreier unsrer Tage mit Samaritertreue anzunehmen. Denn wenn auch wegen der großen Aufklärung aus unsern Wäldern keine Bären mehr herauslaufen, so giebt es doch noch böse Tiere genug, welche die armen verlassenen Kinder innerlich und äußerlich zerrütten und zerreißen." Dann wird den christ-

lichen Freunden mitgeteilt, was in Stammheim begonnen worden und wie das Bedürfnis eines eigenen Hauses so groß sei, und endlich schließt Barth mit den Worten:

Wir suchten offne Herzen Und haben sie gefunden;
Wir suchten eine Herberg Und haben sie gefunden;
Wir suchten einen Hirten Und haben ihn gefunden;
Und eine eigne Hütte,
Die sollten wir nicht finden?
O höret unsre Bitte
Und reicht von nah und ferne
Uns eure Steine gerne!
Zum Bau in seinem Namen
Fügt sie der Herr zusammen.

Nicht nur Barth, sondern auch Dekan Fischer und die übrigen Komitemitglieder unterzeichneten den Aufruf im „Bärenbüchlein“, das der Anstalt viele einmalige Gaben und bleibende Freunde erwarb.

Am 16. Juli des Jahres 1828 wurde der Grundstein zum Anstaltsgebäude gelegt. Dankbar richtete Barth in der Weiherede sein Ebenezer auf und bezeugte, wie große Dinge der Glaube ausrichten könne, denn noch sei keine einzige solcher Anstalten durch Mangel an Unterstützung zu Grund gegangen. Jesus Christus müsse der Eckstein dieses künftigen Hauses sein. „Von ihm,“ fuhr er fort, „dem ewig festen Fels alles Heils, besonders auch in der Erziehung, wollen wir nicht weichen und nicht wanken!“ Das tägliche Brot, keine großen Kapitalien, vor allem aber ernstliche, fortgesetzte Fürbitte wünschte er der neuen Anstalt.

Am 8. August wurde das Haus aufgeschlagen, und noch am 11. Dezember desselben Jahres konnten 30 Kinder

in dasselbe einziehen. Die feierliche Einweihung fand erst am 29. Mai 1829 statt. Barth erinnerte in der Festrede an die vielen Sorgen, welche mit der Gründung und Erhaltung einer solchen Anstalt verbunden seien. Wenn man das schmucke Gebäude etwa an einem Festtag so stattlich dastehen sehe, denken wenige daran, daß es auch Stunden gebe, „wo ein solches Haus nach seiner ganzen Länge und Breite quer über dem Herzen zu liegen scheint.“

Ein festlicher Tag für die junge Anstalt war es, als die Königin Pauline von Württemberg im Sommer 1832 von Teinach aus einen Besuch machte. Barth dichtete eigens ein Lied, das die Kinder zum Empfang sangen; die Königin beschied ihn nachher zu sich nach Teinach und ließ ihn dort predigen, wobei er nicht unterließ, darauf hinzuweisen, wie namentlich die Fürsten und Vornehmen im Volke auf die nahe Zukunft Christi sich bereiten sollten, da sie am allerwenigsten von den großen Ereignissen, welche ihr vorausgehen, unberührt bleiben werden. Nach der Predigt wurde Barth zur Tafel gezogen, und die Hofleute machten ihm bemerklich, daß ihnen die ernste Predigt nicht behagt habe; die Königin dagegen war wohl zufrieden, nahm auch die „Schullehrerbibel“ von Barth an und las darin fleißig Osianders Erklärung der Offenbarung. Die Königin hat der Anstalt ihr Wohlwollen nicht mehr entzogen, sie sandte bald darauf an die thatkräftige Stütze derselben, Frau Pfarrer Handel, ein eigenes Handschreiben, in welchem sie auch Barths gedachte, samt selbstverfertigten Arbeiten für die Anstaltsmädchen.

Kräftig zeugte Barth alljährlich auf dem Stamm-

heimer Jahresfest, er rief an solchen Tagen alle Mann an Deck, das gefährdete Schiff der Kirche zu retten. „Erhebt euch wie ein Mann," sprach er einst, „gegen das einreißende Verderben der Sünde und des Lasters, daß sich seine Wellen an dem festen Damme brechen. Stehet auf in der Macht Christi und lasset uns kämpfen den guten Kampf des Glaubens! Es ist jetzt nicht Zeit zu schlafen und zu ruhen. Schon hören wir aus der Ferne das dumpfe Brausen der großen Wasser, welche unsre Fluren verheeren und die sicheren Schläfer aus ihrem sorglosen Schlummer aufschrecken werden. Jeder stelle sich an seinen Posten und stemme sich mit Macht gegen ihre zerstörende Wut!" Eindringlicher kann man nicht leicht die Pflichten der inneren Mission in die Gewissen rufen; und in derselben Festpredigt hören wir die Aufgaben der heimatlichen Mission wie in einem Programm zusammengefaßt, wenn Barth ruft: „Lasset uns mit der Liebe Christi dieses abgefallene und verkehrte Geschlecht aufs neue anfassen, dem Verirrten nachgehen, das Verwundete verbinden, des Schwachen warten und des Kranken pflegen." So redete Barth in einer Zeit, in welcher man die innere Mission in ihrem heutigen Umfang noch nicht einmal dem Namen nach kannte. Die Kinderrettungsanstalt in Stammheim gedeiht unter dem Segen Gottes nun schon 60 Jahre. Die Gebete und Wünsche Barths sind an ihr nicht unerfüllt geblieben.

9. Missionsarbeit und Missionsfreude.

Wenn das Stammheimer Fest vorüber war, dann freute sich Barth schon auf die Baseler Festwoche. In Möttlingen ist er nicht müßig gegangen, und durch seine umfassende Arbeit im Pfarramt und im Dienst des Reiches Gottes war seine Korrespondenz schon in den ersten Möttlingerjahren so angewachsen, daß er jährlich gegen 1200 Briefe zu schreiben hatte. Eine Erholung und Erfrischung konnte er also wohl brauchen, und diese fand er nach der geschäftsvollen Hälfte des Jahres auf seinen Festreisen nach Basel.

Barths Missionseifer nahm mit den Jahren nur immer zu. Die Gemeinschaftsleute in Möttlingen hatten Beiträge für die Mission gesammelt, schon ehe Barth zu ihnen kam, er fand dort einen vorbereiteten Boden für seine Missionsstunden, die er zuerst alle vierzehn Tage, später alle vier Wochen hielt. Nicht damit zufrieden, nur in der eigenen Gemeinde das heilige Feuer zu schüren, veranlaßte er im Juli 1825 die Gründung des Calwer Bezirksmissionsvereines, der bis heute einer der blühendsten Vereine dieser Art ist. Eine große Freude mußte es für den Mann sein, der einst die heimatlosen Judenkinder solange vergeblich gesucht hatte, einen jungen Israeliten, Jonas Gumperz, nach monatelangem Unterricht am 1. Mai 1826 in der Kirche zu Möttlingen taufen zu dürfen.

Die zunehmende Vielgeschäftigkeit hinderte Barth nicht, seine christlichen Freunde und alle Angelegenheiten des Reiches Gottes auf fürbittendem Herzen zu tragen.

„In meinem Gebet," schreibt er am 10. November 1827, „pflege ich geographische Ordnung, um desto weniger einen zu vergessen. Ich fange in der Regel bei meinem Haus an, gehe auf meine Gemeinde über, von da aufs Vaterland; . . . dann gehe ich nach Ägypten, von da nach Schuscha (Kaukasien), nach Polen und Batavia, wo ich besonders verbundene Freunde habe. Dann wieder durchs deutsche Vaterland . . . Oft ists freilich bloßer Mechanismus."

Um Barths Bedeutung und seinen Einfluß auf die Förderung der Missionssache in Deutschland zu verstehen, müssen wir uns in seine Zeit versetzen und hinwegdenken, was seitdem nicht zum mindesten durch seinen Anstoß geworden ist. Der Missionseifer war kaum erst in weiteren Kreisen unseres Vaterlandes erwacht. Nur in den Gemeinschaften achtete man nicht den Spott der Welt und betete viel für die Ausbreitung des Reiches Gottes auch unter den Heiden. Die Zahl der Missionsfreunde war noch eine geringe, dagegen waren sie vielleicht mehr als die Missionsgemeinde unserer Tage mit ihrem Herzen bei dem Werke. Die ersten Sendboten der englischen Gesellschaften waren zu einem großen Teil Deutsche, das heilige Feuer brannte in unsrer Heimat heiß und tief, aber es brannte zu sehr im verborgenen und es fehlte vor allem an der Organisation.

Eine auserlesene Mannschaft von treuen, gehorsamen Jüngern Christi war bereit, auch das Leben für den Herrn und seine Sache zu lassen, aber es gab erst wenige Missionsvereine und deshalb ebenso wenig Geld zur Aussendung von Missionaren, auch wußten selbst die Träger

des Missionsgedankens sehr wenig von den Siegen des Worts unter den Heiden, und auf dem platten Land waren erst einige schüchterne Versuche gemacht worden, Missionsfeste zu feiern. Noch war, von der Brüdergemeine abgesehen, keines der heutigen Missionsgebiete besetzt (1825), die Missionsfreunde glichen einem opfermutigen Jüngling voll edler Begeisterung, der aber noch nicht weiß, wo er mit Gott Thaten thun kann.

Barth griff nach allen Seiten mit rastlosem Eifer ein und führte diejenigen, welche müßig am Markte standen, zur Arbeit. Missionskenntnisse suchte er zu verbreiten, darum begann er überall Missionsstunden zu halten und führte dadurch die Mission aus ihrem stillen Bergungsort in den Mittelpunkt der Gemeinde, in die Kirche. Er ging noch weiter und war, wie wir schon gehört haben, der erste, der die Anregung gab, daß billige Missionsblätter für das Volk herausgegeben wurden.

Durch Nachrichten von den Missionsgebieten sollte in den weitesten Kreisen Teilname für das Werk des Herrn geweckt werden, und in den Calwer Missionsblättern hat Barth selbst Jahrzehnte lang diese Aufgabe mit viel Geschick erfüllt. Demselben Zwecke diente die Sammlung der Merkwürdigkeiten aus fremden Ländern. Der Deutsche darf nicht geizig genannt werden, aber etwas langsam entschließt er sich doch zum Geben, darum hat Barth ohne Scheu nicht bloß an die deutschen Herzen, sondern auch an die deutschen Geldbeutel geklopft; er that dies auch im Calwer Missionsblatt, und weil dies einzelnen, gar zu zartfühlenden Seelen mißfiel, schrieb er im Schlußwort des ersten Jahrgangs: „Ich kann solche Aufforde-

rungen auch für die Zukunft um so weniger unterlassen, als es die Sache meines Herrn ist, deren Unterstützung allen wahren Christen am Herzen liegen muß, so daß ich gar nicht nötig habe, schüchtern zu sein: denn seine Ehre geht über alles. Ich halte es für meine heilige Pflicht, diesen Aufruf nicht zu unterlassen und weiß aus eigener vielfacher Erfahrung, daß wer nur will, auch geben kann."

„Kann man doch," schrieb er ein anderesmal, „für Eisenbahnen, Dampfschiffahrten, Kanalbauten große Summen zusammenbringen; warum nicht auch für die Bahnen, die dem Herrn bereitet werden, für die Schiffahrt zu den fernen Heiden, denen das Evangelium gebracht, für die Kanäle, durch welche das Lebenswasser in die Wüsten und Einöden der Erde geleitet werden soll! Du sagst: „Dort bekommt man Prozente, hier nichts." Ja, du weißts schön; meinst du, der reiche König des Himmels und der Erden würde sich nicht schämen, auch nur einen Groschen von dir zu nehmen, den er nicht hundertfältig wieder heimzahlte? Er, der jeden Becher kalten Wassers vergilt! Aber freilich die Menschen, die nur aufs Sichtbare sehen und säen, weisen jeden Wechsel, der auf die Ewigkeit oder auf die reiche Bank des unsichtbaren Königs ausgestellt ist, mit Protest zurück. Mögen sie! Wir werden schon noch sehen, welche Kapitalien am längsten halten."

Es sei schon gut, sagte Barth, wenn sich die Missionsgesellschaften, wie es in geordneten Haushaltungen Sitte sei, nach der Decke strecken, wenn aber das Bedürfnis schreie und der Glaube treibe, dann müssen sich die Ein-

nahmen nach den Ausgaben richten und nicht umgekehrt. Beschämend erschien es ihm, daß englische und amerikanische Christen weit mehr für die Mission aufbringen, als die deutschen; die Geldarmut wollte er als keine Entschuldigung anerkennen. Um so ernstlicher ermahnte er seine Landsleute, wenigstens im Gebet und in der Fürbitte nicht zurückzubleiben, denn wenn es ihnen auch darin die Brüder in Amerika und England zuvorthun, dann haben sie jedenfalls keine Entschuldigung.

Kaum war er in der Calwer Diözese heimisch geworden, so gründete er den oben erwähnten Missionsverein, er wollte die Missionsfreunde organisieren. Deshalb war er so unermüdlich, wenn es galt, Missionsfeste einzurichten und auf denselben zu reden, er sah in solchen Versammlungen ein Mittel, die zerstreuten Kräfte zu sammeln und neu zu beleben. Das war auch einer der Gründe, warum er selbst so gerne nach Basel zum Feste ging.

In seinem praktischen Sinn beschränkte sich Barth nicht darauf, den Missionsgeist überhaupt zu wecken, er wünschte von Anfang an, daß den deutschen Christen eigene Arbeitsfelder zufallen mögen. Bemerkenswert ist es in dieser Beziehung, wie nüchtern Barth in einem 1829 geforderten Gutachten davon abriet, Gott zu versuchen und die Mission in dem todbringenden Liberia, diesem Grab der Europäer, fortzusetzen. Es hätte ihm damals besser gefallen, wenn die Basler in Ostafrika ein gesünderes Arbeitsfeld gesucht hätten. Ein sehnlicher Wunsch Barths war es, daß in Ostindien eine selbständige deutsche Mission gegründet würde. Im Jahr 1832 kam

dieser Plan zum erstenmal auf dem Fest zur öffentlichen Besprechung, und als die neue Verfassung des britischen Indiens vom Jahr 1833 auch Ausländern die Niederlassung gestattete, konnte die Aussendung Basler Missionare begonnen werden.

Bald darauf wurde Rhenius in Tinneweli aus dem Dienst der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft entlassen, und mit ihm traten seine deutschen Mitarbeiter aus jener Gesellschaft aus und begründeten, da sie ihre Gemeinden nicht im Stich lassen wollten, eine selbständige Mission. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich deutlich, wie Barth die deutsche Eigenart auch in der Mission hochhielt und ihr einen selbständigen Wirkungskreis wünschte, so wenig er auch blind war für die Vorzüge fremder, besonders der englischen Christen. Er billigte zwar nicht, daß Rhenius gegen die bischöfliche Kirche geschrieben hatte, solange er noch in ihrem Dienste war, und meinte, die Deutschen hätten versuchen sollen, ob sich nicht zum Frommen der Mission ein Vergleich machen lasse; aber er gab auch zu, daß die deutschen Brüder einen großen Fehler gemacht haben, „daß sie die Ordination und Anstellung von einer Kirche annahmen, deren Grundsätze sie vorher noch nicht so genau gekannt hatten, um zu wissen, daß sie ihrem Gewissen entgegen seien.“ Nun es aber geschehen war, hoffte Barth guten Muts, der Herr werde es zum besten hinausführen und eine neue deutsche Mission daraus hervorgehen lassen.

Seine erste Liebe gehörte Basel, doch war sein Blick frei genug, daß er eine Zeit kommen sah und herbei wünschte, in welcher die deutschen Christen auch unter

andern Fähnlein gegen den gemeinsamen Feind, das Heidentum, zu Felde ziehen. Davon überzeugt schrieb er an einen Freund: „Die Verbindung mit der kirchlichen Mission bleibt immer ein Übelstand... In Deutschland giebt es auch Geld, noch mehr als man zur Erhaltung der Basler Mission braucht... Wenn offen erklärt würde, daß man die Verbindung mit London abgebrochen habe, weil bei der Verschiedenheit der Nationalität zu viel Mißstände sich ergeben haben und weil man es für unwürdig halte, die Gewissensfreiheit durch den Übertritt zu einer andern Konfession beschränken zu lassen, daß man den deutschen Christen zutraue, sie würden den dadurch entstandenen Ausfall der Einnahmen durch vermehrte Freigebigkeit decken, so bin ich fest überzeugt, daß ein solcher Aufruf Erfolg haben würde." Ebenso versicherte er im ersten Calwer Missionsblatt vom Jahr 1836: „Wir Deutsche können so gut eine kostspielige Mission in Indien unterhalten als die Engländer, wenn wir nur Glauben genug hätten; aber diesen Glauben können wir nicht selber machen, er muß von oben geschenkt werden und Gott giebt ihn nur denen, welche er durch Ausführung eines so ehrenvollen Auftrags begnadigen will."

Mit Teilnahme verfolgte Barth die Geschicke jener deutschen Missionare, die nun von keiner Missionsgesellschaft unterstützt wurden. Lange scheute er sich aus Rücksicht auf Basel, einen öffentlichen Aufruf zu ihrer Unterstützung ins Missionsblatt zu rücken. Endlich überwand die Liebe alle Bedenklichkeiten, im März 1837 schrieb er: „Wir Deutsche dürfen unsre Brüder und das große Werk, das in ihre Hände gelegt ist, nicht im Stich lassen, und

es wird ja doch wohl möglich sein, auch ihren Bedürfnissen abzuhelfen, ohne deswegen diejenigen Gesellschaften, welchen bisher unsere Beiträge zugekommen sind, zu verkürzen. Wenn englischer Eifer englisches Geld in Bewegung setzen kann, daß es von allen Seiten her in die Missionskasse rollt, so wird doch auch deutscher Eifer deutsches Geld flüssig machen können, das bisher im starren Winterschlaf gelegen oder dem Mammon gedient hat."

Der Gefahr, sich mit seinem Missionseifer in die Weite zu verlieren, ist Barth glücklich entgangen, er lernte immer wieder auf das eigene Herz merken. Die Fürsorge Gottes und der Menschen für die Heiden erinnerte ihn an die eigene Schwäche, so daß er ausrief: „Ach ich glaube, wenn nicht so viele für mich beteten, ich wäre schon lange zu Grunde gegangen, gestorben und verdorben; aber so trägt mich noch bis diese Stunde das ewige Erbarmen und muß mich auch ferner tragen, wenn ich nicht erliegen soll." Oder, wenn er Blicke thun durfte in den großen Ratschluß Gottes mit der Welt, in sein unaufhaltsam fortgehendes Erneuerungsgeschäft unter den Nationen, dann wichen alle hoffärtigen Gedanken von ihm; mit all seinen Sorgen, Plänen, Werken und Klagen war er doch nur ein kleines, armes Menschenkind und er hoffte, wenn wir bei der Betrachtung des großen Werkes Gottes in der Heidenwelt auch nur das lernen würden, wie unbedeutend die Angelegenheiten des einzelnen sind im Vergleich mit den gewaltigen Bewegungen des ganzen und wie wir die Rücksicht auf unsre Eigenheit aufopfern müssen unsrem Verhältnis zum Reiche Gottes, so wäre schon etwas Rechtes gewonnen.

Ein Mann, der in diesem Geist für die Mission unermüdlich arbeitete und betete, hatte ein Recht, sich auch mit der feiernden Missionsgemeinde zu erfreuen. Sauer genug mußte sich Barth seine Festbesuche verdienen: vor und nach der Reise gab es viel zum wegarbeiten, und in den ersten Jahren machte er sich zu Fuß auf den Weg, ein eigenes Gefährt wäre für den Landpfarrer zu teuer gewesen und den Pfiff des Dampfwagens hatte man in deutschen Gauen noch nicht vernommen.

In leichtem Reisekleid war Barth auch am 11. Juli 1827 zur Festreise bereit; Louis Widmann von Calw begleitete ihn. Unter drückender Hitze stiegen sie über den Schwarzwald (Altensteig, Königsfeld) und erreichten nach drei Tagmärschen Freiburg. Am 4. Tag kamen die Freunde nach Sitzenkirch, dort war es aber Barth diesmal nicht wohl bei seinen Verwandten, er traf mit dem Sektenhaupt Würz aus Basel zusammen, und Karl Köllner, der später seine Verirrung bereute, war damals für das Neukirchentum gewonnen. In Basel gab sich Barth Mühe, seinen Freund überall einzuführen und zum Schluß erfreute er ihn durch ein Bild, auf dem er das Zusammensein in einem Garten dargestellt hatte, so daß alle hervorragende Glieder der Festversammlung leicht zu erkennen waren. Man sang auf jenem Feste zum erstenmal das Missionslied Barths:

Der du in Todesnächten Erkämpft das Heil der Welt
Und dich als den Gerechten Zum Bürgen dargestellt,
Der du den Feind bezwungen, Den Himmel aufgethan,
Dir stimmen unsre Zungen Ein Halleluja an! rc.

In Beuggen hatte das Fest eine besondere Bedeutung. Wir stehen nämlich in der Zeit der griechischen Freiheitskämpfe, an allen Orten traten die Freunde des heldenmütigen Volkes zusammen, dasselbe zu unterstützen. Auch die Gläubigen fragten sich, was sie für Hellas thun können. Zwei Basler Zöglinge waren schon 1826 nach den jonischen Inseln ausgesandt worden und in Beuggen hatte man eine besondere Anstalt für losgekaufte Griechenknaben gegründet. Die Festgenossen sangen diesmal ein Griechenlied, das Barth gedichtet: „Auf den Strand, den Pauli Schiff befahren mit dem teuren Evangelium“ und in lieblichem Wechselgesang riefen arme Schweizerknaben ihren griechischen Freunden den Gruß entgegen:

Willkommen in unserem stillen Thal,
  Willkomm!
So ruft es im Schweizerland überall:
  Willkomm!
Ein Nestlein der Schwalbe gefunden ist,
Es baut nun beim Deutschen der griechische Christ.

Die schönen Hoffnungen der Griechenmission sind leider nicht in Erfüllung gegangen.

Mit einem leeren Retourgefährt konnten die beiden württembergischen Freunde bequem in ihre Heimat zurückkehren. Sie hatten noch den betagten Bruder Haas von Eßlingen zum Begleiter, einen Christen von altem Schlag, der dem jungen Geschlecht noch nicht traute, ehe er gesehen, „was die Jungen für Mehl machen“. Die Basler Festreisen hatten immer auch für die Stammheimer Anstalt einen klingenden Erfolg, denn Barth verstand das Sammeln; er schrieb einmal im Calwer Missionsblatt:

„Es ist eine Ehre für Jesu Reich zu betteln, es ist ein Glück, für sein Reich geben zu dürfen". Dabei wurde er aber kein zudringlicher Bettler, forderte oft nicht einmal ausdrücklich zum Geben auf, dennoch hat er manchmal eine reiche Ernte gehalten, wenn die Basler am letzten Tag der Festwoche nach Beuggen hinauskamen.

Es läßt sich leicht erklären, was Barth alljährlich nach Basel zog; dort war ein Zusammenfluß der Vertreter des neuen Glaubenslebens aus der Schweiz, Süddeutschland und Frankreich; Heiden- und Judenmission, die Sache der Bibelverbreitung und Kinderrettung, alle Interessen des Reiches Gottes standen auf der Tagesordnung und Barth hatte ja für alle Sinn. Darum sprach er sich im Missionsblatt einst dahin aus, es lasse sich mit Worten nicht beschreiben, was ein Festgast in Basel genieße. Es ist ein großes Werk des Herrn! das ist der Haupteindruck. Bleibe dabei stehen, lieber Leser, und glaube es und freue Dich! Ja

Es weigre sich Keins!
Steht alle für Eins!
Auf! nah und fern
Zum Dienst des unüberwindlichen Herrn!

Es wurde zur Gewohnheit, daß Barth der Festgemeinde in Basel jedes Jahr in seinen Missionsliedern eine willkommene Gabe bot. „Es ist freilich so holpericht," bemerkte er einmal bei der Einsendung eines solchen Liedes, „daß man ihm wohl ansieht, es sei auf dem Wege nach Stuttgart in der Chaise gemacht und geschrieben worden. Sonst hatte ich keine Zeit. — Nun dann, so mags doch laufen! „Wie wenn ich auch liefe?" sagte

Chusi. David sprach: „So laufe denn!“ Und die Lieder liefen nicht bloß nach Basel, sondern an unzählige Orte, wo Missionsfreunde wohnen, einige derselben gehören noch heute zu den besten und am häufigsten gesungenen Liedern dieser Art, z. B. „Hüter, ist die Nacht verschwunden? Hüter, ist die Nacht schier hin?“ ein Lied, das im Gesangbuch der württembergischen Landeskirche Aufnahme gefunden hat und im dritten Vers so schön die Siegeshoffnung der Mission ausspricht:

„Immer tiefer, immer weiter In das feindliche Gebiet
Dringt das Häuflein Deiner Streiter, Dem voran
Dein Banner zieht.
Wo wirs kaum gewagt zu hoffen, Stehn nun weit
die Thüren offen
Mühsam folgt der schwache Tritt Deinem raschen
Siegesschritt.“

Im Jahr 1830 reiste Barth zum erstenmal in seinem eigenem Gefährt, der „diligentia dilecta,“ nach Basel. Das war ein Wagen, der im Geschäft seiner Vettern Engelmann und Böhringer überflüssig geworden war. Bald wurde die Möttlinger Pfarrkutsche den Freunden in der Umgegend wohl bekannt, und es gab eine Freude, wo sie vorfuhr; viele fremde Besuche in Möttlingen sind darin auf die nächste Poststation geführt worden.

Über der Stadt Basel zogen sich anfangs der dreißiger Jahre dunkle Wolken zusammen; der Revolutionsgeist hatte Stadt und Land entzweit, es stand so, daß Barth 1831 schrieb: „Wer weiß, ob ich noch einmal zu einem Fest nach Basel kommen kann! Die gegenwärtigen Zeitumstände geben wenig Hoffnung dazu.“ Zwei

Jahre später rühmte er es als eine besondere Gnade, daß in der stürmischen Zeit kein Fest ausfallen mußte oder gestört wurde. „Gleichwie die Israeliten," sagt er, „die Verheißung hatten, daß während der Feste kein Feind in ihre Grenzen einfallen sollte, so haben auch die Festpilger während der letztverflossenen Jahre die Erfahrung machen dürfen, daß sie in dem Genusse des Festsegens auf keine Weise durch den Lärm der Empörung gestört wurden, der sonst bis an die Mauern der Stadt hin seine Wogen wälzte." Das Jahresfest 1833 war längst vorüber, als die Aufrührer den 3. August mit blutigen Lettern in die Geschichte der Stadt Basel schrieben.

Eine besondere Freude machte sich Barth daraus, Freunde in Basel einzuführen; Federhaff und Osiander kamen in seiner Begleitung auf das Fest, wie einst Widmann und viele Freunde nach ihm. Wir haben gehört, daß Barth in Basel für die Stammheimer Anstalt zu sammeln pflegte, er konnte dies um so ruhiger thun, da er bald auch nicht mit leeren Händen erschien. Im Jahr 1832 konnte er den ersten Wechsel vom Ertrag des Calwer Missionsblattes überbringen, 500 Gulden für die Mission und 100 für Beuggen. In Zukunft überreichte er auf jedem Fest eine ähnliche Gabe, er that es öffentlich in der Donnerstagskonferenz, nicht aus Eitelkeit, sondern zur Anfeuerung für andere.

Mit neuer Freudigkeit und Kraft hörte man ihn nach solchen festlichen Tagen die Müden und Saumseligen in den Streit rufen. Es war seine Freude, dem Reiter, der auf weißem Roß zum Siege auszieht, ein Herold zu sein; das bezeugte er mit den Worten: „Ist es auch unser Be-

ruf zunächst nicht, das Schwert zu führen, sondern in die Trompeten zu stoßen und die Siege des Evangeliums zu verkündigen, so haben wir doch auch einen Anteil an diesem ruhmvollen Streit und somit auch an dem unfehlbaren Siege. Und was Mose zum Sieg über die Amalekiter beitrug, das können auch wir ... zum Sieg über das Heidentum beitragen; ihr wisset, daß es nichts Geringes ist."

10. Schweres in Haus und Gemeinde.

Es war ein lieblicher Familienkreis im Möttlinger Pfarrhaus vereinigt und die Gäste, welche dort so frei aus- und eingingen, wurden angeweht von einem Geist edlen christlichen Frohsinns. Aber ungetrübt soll ja kein Erdenglück sein. Die Mutter Barth wurde in Möttlingen von allerlei Leibesbeschwerden heimgesucht und im Spätsommer 1827 brachte sie eine Brustfellentzündung an den Rand des Grabes. Es schien keine Rettung mehr vorhanden zu sein, „da ging das Wasser bis an die Seele und das Gebet wurde ernstlicher, aber, Gott sei gelobt! es drang durch, unter demselben trat eine auffallende, wirkliche Besserung ein."

Die schwere Krankheit ließ ein Leiden zurück und innere Anfechtungen machten den Zustand der Kranken noch bedenklicher. Auch Schwester Beate war meistens leidend und die Herbstmonate waren für Barth eine fortwährende Angstzeit, die ihn immer tiefer in demütige Selbsterkenntnis und ins Gebet trieb. Damals stand er

in einer Trübsalsschule, deren Erfahrungen vielen andern Seelen zu gut kommen sollten, denn die Leidenden und Betrübten, die später bei ihm Trost suchten, haben es gespürt, daß er von ihren Kümmernissen sprach nicht wie der Blinde von den Farben, sondern als einer, der sich selbst schon unter die gewaltige Hand Gottes gedemütigt hat.

Der schlimmsten Krankheitsnot sollte der junge Pfarrer im Winter 1828 in seiner Gemeinde begegnen. Mit anderen Kindern war auch Margarete B., das elfjährige Töchterlein einer frommen Witwe, erweckt worden. Sie pflegte mit ihren Geschwistern und andern Mädchen oft zu beten, bis sie am 18. Januar plötzlich von einem heftigen Herzweh befallen wurde. Es folgten Krämpfe, von welchen die Kranke unter Stöhnen in die Höhe geworfen wurde, und am zweiten Tag gingen die seelischen Krankheitserscheinungen in das dunkle Gebiet hinüber, auf dem man geneigt ist, dämonische Einwirkung anzunehmen. „Man betet immer für Dich," schien ein fremder Geist unter grimmigem Blick und entstelltem Antlitz des Mädchens unwillig zu rufen. Die Gebärden wurden immer höhnischer, es war als äußerte sich noch ein zweiter Geist durch das Mädchen. Sobald die Krämpfe vorüber waren, erhob sie lautes Gelächter und fing an, die Anwesenden in wilden Reden zu schelten. Der Schulmeister Klett von Stockach kam und betete für sie, da rief die Tobende: „Willst Du aufstehen von Deinen Knien, und das Beten bleiben lassen?" Gegen ihn, der wider den Willen Barths zuerst in der Gemeinde ausgesprochen hatte, es handle sich um Besessenheit, wendete sich der Grimm der Kranken hauptsächlich.

Die wahnwitzigen Reden des Mädchens steigerten sich: „Ich bin der Sohn Gottes, der Welt Heiland,“ rief sie, „mich müßt ihr anbeten. Sehet hier meine fünf Wunden! Ich bin gekreuzigt worden.“ Sie empfing auch Barth mit Schelten: „Wenn nur Du nicht hierher gekommen wärest, Du — jetzt wollen sich die Möttlinger alle bekehren, daß ich gar nichts mehr mit ihnen machen kann.“ Barth schrieb die Krankheit entschieden den Wirkungen eines bösen Geistes zu, und als sich die Kranke wieder einmal für den Sohn Gottes erklärte, antwortete er: „Du bist der verlorene Sohn, nicht der Sohn Gottes, der Welt Heiland,“ sagte auch dem Geiste, er müsse bald wieder fort in den Abgrund, worauf er die Antwort erhielt: „Nach sechs Wochen, früher nicht.“

Den Lästerungen hielt Barth das Bekenntnis der evangelischen Wahrheit entgegen und hörte nicht auf, mit seinen Freunden für das Kind zu beten, außerdem versäumte er aber auch nicht, alle natürlichen Heilmittel zur Anwendung zu empfehlen. Nachdem die Krankheit in der Gemeinde allgemein für Besessenheit ausgegeben wurde, trug er kein Bedenken mehr, am 23. Januar die Kranke als eine vom Teufel übel geplagte Tochter ins Kirchengebet einzuschließen. Obwohl er sein Vorhaben niemand mitgeteilt hatte, rief das Mädchen schon beim Zusammenläuten: „Sehet, der liederliche Pfarrer geht in die Kirche und will für mich beten, aber ich will schon zu ihm auf die Kanzel und will ihm andere Gedanken eingeben, daß er nicht beten kann.“ So oft auch später in der Kirche für das Mädchen gebetet wurde, tobte sie besonders heftig, sie hörte auch, was in einer entfernten Ecke des Zimmers

geflüstert wurde, und rief mit verändertem Bewußtsein: „Das Mädle muß ich haben, weil sie sich bekehrt hat; was braucht die sich zu bekehren, sie ist ja erst elf Jahre alt.“

Dazwischen kam das Kind wieder zum Bewußtsein und rühmte in rührenden Worten die Güte des Heilandes, der sie geliebt habe und noch liebe und Gebete in seinem Namen erhöre. Im Traum erfuhr sie den künftigen Verlauf ihrer Krankheit und als zuletzt vollständige Taubheit eintrat, so daß sie nichts hörte, wenn man ihr auch noch so laut in die Ohren schrie, da schrieb sie nieder, wann das Gehör zurückkehren werde, und ihre Angabe traf genau ein.

Barth erhielt vom Konsistorium einen Verweis, daß er die Krankheit als eine dämonische behandelt habe, wobei sich der Erlaß auf das Zeugnis rechtglaubiger Theologen, wie Storr, Reinhard, Knapp, Heß berief, welche übereinstimmend gelehrt haben, daß leibliche Besessenheit nur zur Zeit Jesu vorgekommen sei. Barth ließ sich nicht irre machen, „das Mädchen ist gottlob jetzt wieder gesund,“ schrieb er nach dem 21. Februar, „und was das erfreulichste an der Sache ist, der Eindruck, den die Geschichte auf meine Gemeinde gemacht hat, ist ein wohlthätiger gewesen; es sind (wenn auch vielleicht nur äußerlich) mehrere hinzugethan worden, die da glaubig wurden, worunter der wildeste Soldat unter den hiesigen Leuten. Die Versammlungsstube ist so voll, daß ich mir nicht zu helfen weiß.“ Zu dieser Zeit ging also Barth wieder in die Gemeinschaft, die von Immanuel Laxmann geleitet wurde; er hatte dies sogleich beim Eintritt ins

Möttlinger Pfarramt gethan, als aber der Stundenbesuch dadurch rasch zunahm, blieb er weg und erwiderte auf eine Frage nach dem Grund seiner Handlungsweise: „Wenn ich in die Stunde komme, so lauft alles. Sollte ich aber einmal von hier fortkommen, so ist es damit aus. Eure Stunde soll ohne mich Stunde bleiben. Sie muß sich selbst erhalten."

Weil es nun in der Gemeinde eine größere Anzahl erweckter Christen gab, hatte ihr Seelsorger doch nicht weniger Mühe. Er schreibt darüber: „So lange die Menschen unbekehrt hernmlaufen, machen sie dem Herzen des Seelsorgers viel Sorge und Gebet; aber wenn sie sich einmal bekehren, dann wird Sorge und Fürbitte noch viel dringender und machen einem viel mehr zu schaffen. So hab ichs erfahren. Ich denke, es ist wie mit einem geborenen und ungeborenen Kind."

Im eigenen Haus ging es gleichfalls durchs Gedränge. Mutter und Schwester kränkelten, auch Gottlob mußte sich legen und es sah im Pfarrhaus zeitweise wie in einem Spital aus. Barth sagte, wenn er sich frage: „Was ist dein Gewinn von dieser so ausgezeichneten Gelegenheit, etwas Rechtes zu lernen?" so müsse er beschämt antworten: „Ich habe noch nie gewußt, daß ich so schlecht bin, als ich es jetzt weiß."

Wie der Frühling 1828 ins Land kam und die ersten Veilchen blühten, konnte sich die kranke Mutter der Blumen und lauen Lüfte nicht mehr freuen, ihr Leiden nahm so zu, daß die Ihrigen sich nach Erlösung für sie sehnen mußten. Die treue Jüngerin hat in schwerer Trübsal noch einen guten Kampf gekämpft; ihre Klage

war nur, daß sie sich nicht genug über ihr Leiden freuen könne; ihre Sorge, daß das Heil ihrer Seele und ihrer Kinder keinen Schaden leide; ihr Wunsch, daß sie ihrem Heiland möchte seine durchbohrten Füße küssen dürfen.

Die Gnade des Herrn ist an ihr nicht vergeblich gewesen und am 16. April durfte sie nach langem Leiden erfahren: „Er kann durch des Todes Thüren auch träumend führen.“ In einem Alter von 53 Jahren ist sie sanft entschlafen, und ihre irdische Hülle wurde in dasselbe Grab gelegt, in welchem die frommen Pfarrer Machtholf und Seeger ihre letzte Ruhestätte gefunden hatten. Das hätte der Vater Barth nicht geahnt, als er, ein junger Ehemann, vor 28 Jahren an Machtholfs offenem Grab stand. Pfarrer Seeger von Hirsau hielt die Rede am Grab, Osiander die Leichenpredigt; Barth widmete der Heimgegangenen in tiefer Trauer einen dichterischen Nachruf, der mit den Worten schließt:

„Nicht lang', so werden all die Selgen auferstehn,
Dann kommst auch Du hervor, verklärt den Herrn zu sehn.
Dann wird er reichlich Dir, was Du uns warst, vergelten
Mit ewger Seligkeit im Glanze beßrer Welten.
Ruh' von der Arbeit aus, sie ist in Gott gethan:
Du bist in Vaters Haus; — wir beten weinend an.“

Barth empfand die Lücke, welche der Mutter Tod in den kleinen Familienkreis gerissen hatte, schmerzlich. „Unser Haus ist still und verödet,“ schrieb er einem Freund, und fühlte sich auch körperlich so angegriffeu, daß er die Konfirmation um acht Tage verschieben mußte. Erst die Festreise nach Basel gewährte ihm wieder eine rechte Erfrischung. Die Festfreude wurde aber bald wieder ge-

dämpft, als er nach Möttlingen zurückkehrte. „Morgen Vormittag um zehn Uhr ist eine Leichenpredigt,“ war eine der ersten Neuigkeiten, mit welchen man ihn empfing, und auf seine weiteren Fragen erzählten sie ihm zögernd eine traurige Geschichte.

Im Filial Unterhaugstett war ein Hochzeitstanz gewesen, dazu kam auch ein Mädchen aus dem nahen Oberreichenbach. Sie war eine der wildesten Tänzerinnen und konnte nicht müde werden, das ausgelassene Vergnügen zu genießen. Endlich wurde auch ihr an dem heißen Sommertag die dumpfe, staubige Stubenluft zu schwül. Sie ging hinaus, um sich in der kühlen Abendluft zu erfrischen, aber nur wenige Atemzüge durfte sie thun, so fiel sie tot nieder. Jetzt wollte niemand mehr tanzen, und die lustige Gesellschaft stob schnell auseinander.

Barth wurde durch diesen Trauerfall tief erschüttert; von Anfang an hatte er gegen den Tanzunfug gekämpft. In Möttlingen war es ihm endlich gelungen, alle Tänze in Abgang zu bringen, nur in der Filiale war sein Bemühen vergeblich gewesen. Ernst und eindringlich sprach er in der Leichenpredigt, schon der Name der jäh Verstorbenen legte ihm bedeutsame Gedanken nahe. Sie hieß Barbara (Fremde) Todt; geistlich tot war sie vom leiblichen Tod überrascht und ohne Heimatschein ins fremde Land der Ewigkeit abberufen worden. „Ist sie darum eine besondere Sünderin geworden,“ predigte Barth, „weil der eifrige Gott an ihr ein Exempel statuiert hat? Nein, sondern so ihr euch nicht bessert und euch durch dieses Beispiel warnen lasset, werdet ihr alle auch also umkommen.“ Zu seiner Betrübnis mußte er aber wahrnehmen,

daß jenes Strafgericht keine nachhaltige Wirkung hatte, die Barbara Todt war in Unterhaugstett bald vergessen.

Auch in Möttlingen blieben betrübende Erfahrungen nicht aus. Der Ort liegt nur eine halbe Stunde von der badischen Grenze entfernt, in jener Zeit der deutschen Uneinigkeit war dort eine Zollschranke aufgerichtet. Natürlich konnte der kleine Schmuggel durch die wachsamen Grenzer nicht ganz verhindert werden und wurde als etwas Unschuldiges angesehen. Noch heute werden in der Umgegend allerlei schaurige Geschichten erzählt, wie das Volk die Zollwächter, mit denen es in beständiger Fehde lag, hinterging. Zwei Frauen aus der Gemeinde Möttlingen sollten wegen einer solchen Streitsache einen Eid schwören, und Barth mußte nach gutem altem Brauch die Eidesvorbereitung vornehmen. Er kannte den Prozeß, um den es sich handelte, gar nicht, wollte auch zunächst nichts davon hören, sondern redete nur von der Heiligkeit des Eides und zwar so eindringlich, daß die beiden Frauen wie Espenlaub zitterten und ihrem Pfarrer den ganzen Hergang erzählten. Sie versprachen, vor Gericht alles ebenso ehrlich zu gestehen; aber nach acht Tagen hörte Barth, daß sie, von anderer Seite beeinflußt, geleugnet und ihr falsches Zeugnis beschworen hatten. Er ließ die Frauen noch einmal vor sich kommen und erklärte ihnen, daß er sie nie mehr zum Abendmahl zulassen werde, wenn sie nicht vor Gericht ihre Schuld bekennen. Sie thaten dies und wurden wegen Meineids bestraft.

Barth konnte, wie wir sehen, strenge Kirchenzucht üben, wo es notthat; nur in der Filiale fruchtete weder Milde noch Strenge, bis der Herr selbst im Gerichte kam.

Es waren in Unterhaugstett nach dem Tode der Barbara aus Oberreichenbach einige stille Hochzeiten gefeiert worden, aber nur ein Jahr hielt der heilsame Schrecken an. Im August 1829 war wieder eine Hochzeit. Der Bräutigamsvater riet vom Tanzen ab, denn er sagte, der Pfarrer könnte so keck sein und sie vor der ganzen Kirche zu schanden machen. Sein Sohn war auch nicht gerade tanzlustig, aber dessen Pfleger bestand darauf, er müsse Hochzeit haben „wie andere ehrliche Leute," d. h. mit Tanz und Musik, sonst müßte er als Pfleger sich vor dem ganzen Wald schämen. Die Braut war gleichfalls fürs Tanzen und die Spielleute wurden bestellt.

Barth hatte dies nicht erwartet und war tief betrübt, als der Hochzeitszug unter viel Lärmen und Schießen zur Kirche zog. Einige Burschen kamen schon betrunken, andere schossen während der Trauung hinter der Kirchhofmauer. Innerlich seufzend hielt Barth eine ernste Hochzeitspredigt. Beim Tanz, der darauf folgte, war es doch nicht allen so wohl wie früher, und Bräutigam wie Braut sprachen ihre Freude aus, als alles ohne Störung abgelaufen war. Es vergingen aber keine drei Wochen, da erkrankte die Neuvermählte an heftigem Fieber, der Pfarrer wurde am zweiten Tage der Krankheit gerufen, fand sie aber schon nicht mehr beim Bewußtsein. Als er am dritten Tage wiederkam, war auch die erste Brautjungfer an demselben Fieber erkrankt und am dritten Tage legte sich die zweite Brautjungfer, die Schwester der Braut.

Ohne wieder zum Bewußtsein zu kommen, starben diese drei in wenigen Tagen weg und wurden nun in der gleichen Ordnung ins Grab gelegt, in welcher sie im

Schmuck der goldflittrigen Schappeln (Brautkronen) im Brautstuhl gestanden waren. Sie waren nur die ersten Opfer der bösartigen Krankheit, welche fast in allen Häusern einkehrte; bald hatte Barth 36 Kranke zu besuchen, und im Laufe von zwei Monaten erlagen dem Fieber 17 Personen.

Einige reife Wachholderbeeren im Munde besuchte Barth alle ander Tage sämtliche Kranke; er hielt viel auf dieses Vorsichtsmittel, obwohl er sich bewußt war, daß ein Bibelspruch im Glauben recht zerkaut dieselben Dienste gethan hätte. Einmal hatte er vergessen, unterwegs im Walde solche Beeren nach seiner Gewohnheit zu pflücken. Es war ein heißer Tag und ermattet durch Durst und Reden kam er endlich noch in das kleine Stübchen einer kranken Frau, die bald darauf starb. Die Bettstelle nahm in dem niederen Krankenzimmer fast allen Raum ein und es herrschte darin eine unbeschreibliche Hitze und Krankenluft. Sobald Barth eingetreten war und den Mund öffnete, spürte er auf der Zunge einen bittern Geschmack und dachte sogleich: „Jetzt bin ich angesteckt.“ Das war auch geschehen; kaum hatte er Möttlingen erreicht, so regte sich das Fieber; rechtzeitige Gegenmittel beugten zwar dem Ausbruch der Krankheit vor, doch hatte Barth acht bis zehn Tage einen Stellvertreter nötig. Als er nach seiner Genesung wieder seine Kranken besuchen wollte, traf er schon andere an ihrer Statt, denn gewöhnlich erholten sich die vom Fieber Befallenen rasch, wenn sie an demselben nicht starben. Auch in dieser schweren Heimsuchungszeit mußte der bekümmerte Seelsorger von seinen Unterhaugstettern klagen: „Du schlägest sie, aber sie fühlen es nicht!“

11. Barth wird ein Schriftsteller.

„Ich habe den Grundsatz, so viel als möglich zu schreiben," entgegnete Barth einst scherzhaft seinem Freund Werner, als dieser sagte, er schreibe grundsätzlich möglichst wenig. Daß Barth früh anfing, mit seinem Grundsatz Ernst zu machen, ist uns schon bekannt.

In der ersten Zeit seiner Möttlinger Wirksamkeit verbreitete er fremde Traktate, er bezog sie von Hamburg; der bücherarme Schwarzwald war sein hauptsächliches Absatzgebiet und Scholder in Nagold, Federhaff in Calw und Wagner in Pforzheim gingen ihm dabei an die Hand.

Barth selbst hatte indessen die früherprobte Gabe, christliche Volksschriften zu schreiben, nicht verloren, das erkennen wir an dem wirksamen „Bärenbüchlein". Seinen Ehrenplatz unter den Jugendschriftstellern errang er sich durch ein Buch, das um Weihnachten 1827 ohne Nennung des Verfassers erschien unter dem Titel: „Der arme Heinrich oder die Pilgerhütte am Weißenstein, eine Erzählung für Christenkinder". In der Vorrede, die sich an die Kinder wendete, verspricht der unbekannte Verfasser: „Wenn euch diese Geschichte wohlgefällt, dann erzähle ich bald wieder eine andere, die auch so schön ist und noch eine und so fort. Ists euch recht?" Barth hatte also von Anfang an im Sinn, eine Reihe von Jugendschriften ausgehen zu lassen.

Außer den harmlosen Erzählungen des katholischen Verfassers der Ostereier und etwa Krummachers Täubchen gab es damals fast nichts Lesenswertes für die Kinder. Barth erkannte diese Lücke, und eines seiner größten Ver-

dienste ist es, daß er durch seine Erzählungen für Christenkinder den ersten Anstoß gab zu einer christlichen Jugendlitteratur, deren Ströme seither nur zu sehr in die Breite gegangen und seicht geworden sind. Eine Jugendschrift nach den strengsten Anforderungen ist auch „der arme Heinrich“ nicht; der wehmütige Ton, das Heimweh nach der oberen Heimat, welches einen großen Teil der Geschichte beherrscht, eignet sich gewiß nicht für das jugendliche Alter. Barth hat es gemacht wie andere größere Schriftsteller: was er in sich selbst bekämpfte, das einseitige Gefühlsleben, das wollte er in seinem Buche von sich wegschreiben und gleichsam austönen lassen. Zugleich deutet er in den Psalmworten, welche in der Geschichte des armen Heinrichs zur Wahrheit werden und in der ganzen biblischen Grundlage des Buches das Heilmittel an gegen alle kränkliche Empfindelei.

Barth hat im „armen Heinrich“ den Lesern nichts künstlich Gemachtes gegeben, sondern sich ihnen selbst vorgestellt; das Buch ist aus seinem Herzen geschrieben, und dieser Unmittelbarkeit verdankte es seinen Erfolg, deshalb singen noch heute heimwehkranke Christen dem Dichter nach:

„Der Pilger aus der Ferne
Zieht seiner Heimat zu;
Dort leuchten seine Sterne,
Dort sucht er seine Ruh.“

Diesem Pilgerlied, dem Abendlied „Goldne Abendsonne, wie bist du so schön!“ und einigen besonders gelungenen Missionsgesängen verdankt es Barth, daß sein Name auch mit Ehren unter den christlichen Volksdichtern genannt werden muß.

Kaum hatte der arme Heinrich seinen Gang durch die christliche Lesewelt angetreten und seinem Verfasser rasch einen Namen gemacht, so trat Barth mit einem neuen Unternehmen an die Öffentlichkeit. Vergeblich hatte er vor drei Jahren versucht, einen Gedanken zu verwirklichen, den ihm einst ein Leinwandhändler aus der Oberlausitz im Gasthof zum goldenen Lamm in Leipzig nahegelegt hatte, nämlich die Herausgabe eines Missionsblattes für das Volk. Die leitenden Kreise in Basel ließen sich damals und auch durch spätere Verhandlungen nicht für die Sache erwärmen, Barth handelte daher selbständig und ließ im Januar 1828 die erste Nummer des Calwer Missionsblattes erscheinen. Im Eingang und Gruß an die Leser schrieb er: „Sieh! die armen Heiden können ja nicht selbst zu unseren Christen reden und ihre große Not klagen und um Hilfe bitten: sie sind wie die Unmündigen, die einen Pfleger und Vormund haben müssen. Da haben wir nun aus Mitleiden auch einen Teil dieser Vormundschaft über uns genommen und rufen im Namen der Heiden: Höret, ihr lieben Mitchristen, was wir euch von den Heiden erzählen wollen, es wird euch gewiß zu Herzen gehen! ... Denn wir sind auch einmal Heiden gewesen und die Heiden können auch einmal Christen werden ... Und daß es bald so weit komme ... dazu soll auch dieses Blatt etwas weniges helfen."

Was das „Rheinische Missionsblatt" für den Norden war, sollte das Calwer Blatt für den Süden sein, und es stellte sich friedlich an die Seite des von Freund Ball herausgegebenen Schwesterblattes, kam auch brüderlich mit dem „Heidenboten" aus, der nun, durch den Vorgang in

Calw ermutigt, schnell von Basel ausgesandt wurde, noch ehe das Calwer Blatt einen festen Leserkreis gewonnen hatte. Arbeit gab es für Barth genug, da er nicht bloß die Missionsnachrichten allein zu sammeln hatte, sondern sich auch um die Verbreitung des Blattes bemühte, dessen Vertrieb Federhaff als gewandter Geschäftsmann übernommen hatte. Jetzt kamen dem Verfasser seine vielen Beziehungen in der Nähe und Ferne zu statten; schon am Ende des ersten Jahres konnte er den Lesern mitteilen, das Blatt habe „nach und nach den Weg in mehr als 3000 Häuser gefunden, vom Genfer See bis zur Ostsee und von den Vogesen bis an die Spree.“ Die Auflage des Blattes stieg in der Folge bis zur Höhe von 13000 Exemplaren im Revolutionsjahre 1848, dann mußte es auch wieder eine Zeit lang das Herabsteigen lernen. In den ersten Jahrzehnten seines Erscheinens hat dieses Blatt jedenfalls vielen Lesern die erste genaue Kunde von der Missionssache überhaupt gebracht.

Manche hätten die Nachrichten noch mehr in erbaulichem Gewande gewünscht; Barth entschuldigte sich am Ende des ersten Jahres: „Ich besitze die Gabe, manchmal etwas kurz, und manchmal gar nichts zu sagen, aber die Gabe der erbaulichen Ausführlichkeit geht mir ab. Da muß ich euch also schon bitten, vorlieb zu nehmen mit dem, was ich habe und geben kann. An den fünf Broten und zwei Fischlein, womit der Heiland die Tausende speiste, ist auch keine Brühe gewesen; und doch sind sie alle satt geworden.“ Der volkstümliche Ton und der muntere Geist, in welchem das Blatt geschrieben war, gewann ihm viele Freunde, und was Barth von dem

ungefügen Titelbild schrieb, das einigen späteren Jahrgängen zum Schmuck dienen sollte: „den Bauern gefällts wohl und diese sind die meisten Leser," dieses bescheidene Urteil spricht nur einen Teil des Beifalls aus, mit dem auch der Inhalt des Blattes aufgenommen wurde.

Von ungefähr wurde im Jahr 1828 eine ungedruckte Sammlung von Aussprüchen Bengels, Ötingers und Flattichs an Barth übersandt. Gerne verwendete er den erwünschten Stoff und bald erschien ein Büchlein: „Süddeutsche Originalien: Bengel, Ötinger, Flattich. In Fragmenten gezeichnet von ihnen selbst." Als Motto fügte er bei: Offenb. 6, 6. „Drei Maß Gerste um einen Groschen und dem Öl und Wein thue kein Leid." Hier war wirklich Öl und Wein der glaubensarmen Zeit zu billigem Preise geboten. Die alten Gottesmänner zeugten gegen den neuen Unglauben, und Barths Vorrede ließ erkennen, daß es noch mehr Originalien in Württemberg gebe.

Ein neuer Wind fing damals an durch Deutschland zu wehen, und die Winterriesen des Rationalismus, der seither so wenig angefochten regiert hatte, sahen sich allenthalben von dem neuerwachenden Glaubensfrühling bedroht. Auch unter den Lehrern regte es sich und einige gläubige Pfarrer Bayerns, Brandt voran, beschlossen, den ringenden Geistern zu Hilfe zu kommen und dem rationalistischen Bibelwerk von Dinter eine bessere „Schullehrerbibel" entgegen zu stellen. Osiander und Barth wurden zur Mitarbeit eingeladen, und der erstere schrieb die Erklärung des Römerbriefs, wobei er seine von der Kirchenlehre abweichende Rechtfertigungslehre, zu welcher

auch Barth sich bekannte, ausführen konnte. „Die Schrifterklärung,“ heißt es in der Vorrede zur ersten Lieferung, „ist von jeher in der evangelischen Kirche frei gewesen, und die Reformatoren haben dies Recht nicht allein für ihre Person in Anspruch genommen und geübt, sondern sie haben es auch als Erbstück von großem Wert der protestantischen Kirche hinterlassen.“

Seinen eigentlichen Zweck hat das Werk verfehlt, es war für Lehrer zu theologisch gehalten und darum blieb es auch bei der Bearbeitung des Neuen Testaments; aber die gläubige Theologie hatte eine kräftige Anregung erhalten, und für Barth war seine Arbeit eine Vorbereitung für die spätere Herausgabe der „Calwer Bibel.“ Eine zweite Jugendschrift, wie sie Barth den jungen Lesern des „armen Heinrich“ auf Weihnachten versprochen hatte, erschien 1828 unter dem Titel „Gotthilf und Erdmann.“ Herzensbekehrung ist der leitende Gedanke der ernsten, aber in frischem Tone erzählten Geschichte der beiden Knaben, von welchen Gotthilf offenbar ein Kinderbild des Verfassers sein soll.

Die Arbeitslast, welche Barth zu bewältigen hatte, war schon in dieser Zeit eine ganz gewaltige. Bis Mitternacht oder noch länger saß er oft an der Arbeit, und wenn er dann nicht fertig wurde, tröstete er sich mit den Worten: „Ich thue was ich kann, aber mehr als ich kann, kann ich nicht thun.“ Im Lauf des Jahrs 1829 wurde Barth auf eine neue Bahn gewiesen, indem man ihn von Basel aus ermunterte, kleine englische Kindertraktate ins Deutsche zu übersetzen. Er wagte den Versuch und ließ einen solchen Traktat in 10000 Exemplaren drucken,

andere folgten. Der undeutsche Inhalt und die schlechten Holzschnitte dieser Büchlein wollten nicht allen Leuten gefallen, aber gelesen wurden sie doch, es fehlte eben an etwas Besserem, und Barth war auch in diesem Stück in eine Lücke getreten.

Es fügte sich, daß um diese Zeit der auswärtige Sekretär der Londoner Traktatgesellschaft nach Stuttgart kam. Von Barth um einen Beitrag für seine Traktatverbreitung angegangen, versprach er diesem 25 Pf. Sterling, sobald ein Verein für richtige Verwendung der Summe Bürgschaft leiste. Der Verein wurde gebildet, es traten ihm außer Barth bei J. L. Federhaff und Louis Widmann in Calw, Pf. Nanz in Zavelstein, Pf. Handel in Stammheim und Pf. Bezner in Altburg. Indem Barth diesen Traktatverein ins Leben rief, that er den ersten Schritt zur Gründung des Calwer Verlagsvereins.

Im Frühling des Jahres 1829 war das zweite Heft der süddeutschen Originalien erschienen, welches außer den schon behandelten Dreimännern noch die Gestalt des Theosophen Ph. Matth. Hahn vorführte. Barth hatte auch eine Lebensbeschreibung Ötingers angekündigt, aber seine übrigen Arbeiten ließen ihm dazu keine Zeit und andere haben an seiner Stelle den „Magus im Süden,“ dem Barth zuerst wieder die allgemeine Aufmerksamkeit zugewendet hatte, auferstehen lassen.

Wie machte es Barth möglich, neben seinem Pfarramt so vielerlei zu arbeiten und zu schreiben? Das lernen wir aus folgendem Zwischenfall. Der Möttlinger Pfarrer war im Juli 1829 auf einer Predigerkonferenz in Pforz-

heim gewesen, zu Fuß kehrte er über Mühlhausen heim. Er war in Mühlhausen ein gern gesehener Gast, denn erst sechs Jahre zuvor war dort durch des bekehrten Priesters Henhöfers Dienst der Freiherr von Gemmingen mit dem größten Teil der Gemeinde zur evangelischen Kirche übergetreten. Diesmal nahm Barth den Schullehrer Bronnenkant mit, denn er wollte abends noch die neueste Nummer des Missionsblattes fertig bringen und Bronnenkant leistete ihm Sekretärsdienste. Als beide in Münklingen bei Osiander noch eine Erfrischung zu sich nahmen, eilte Bruder Gottlob herbei und meldete: „Graf von der Recke Vollmarstein ist da und wartet auf dich seit Vormittag.“ Barth sagte nur: „da komme ich wieder früh zu Bett,“ machte sich eilig auf den Heimweg, empfing und unterhielt seinen vornehmen Gast bis 11 Uhr abends aufs herzlichste. Dann begann die Arbeit: Barth übersetzte, Bronnenkant schrieb bis 2 Uhr, und um 4½ Uhr waren beide schon wieder munter zu neuem Thun. Daß Barth mehrere Jahre in einer Hängematte schlief, die abends in seinem Studierzimmer aufgehängt wurde, war auch zum Teil in seinem unermüdlichen Arbeitseifer begründet; er wollte nachts und in der Frühe niemand durch einundausgehen stören.

Weihnachten 1829 brachte den Kindern wieder eine Festgabe aus Barths Feder, „der Weihnachtsmorgen oder das Tintenfäßchen.“ Das Büchlein war in schwerer Zeit geschrieben, aber der Verfasser läßt das die Kinder nicht entgelten, sondern schöpft ihnen aus Gottes Freudenbrünnlein Wassers die Fülle.

12. Ein Junggesellenleben.

Wir sind nun im Jahre 1830 angekommen, Barth ist vor unsern Augen zum Mann geworden, der sein dreißigstes Jahr überschritten hat und in der Fülle seiner Kraft rüstig das Werk des Herrn treibt und den Kreis seiner Wirksamkeit immer weiter vorschiebt. Es ist Zeit, daß wir auch einmal wieder einen Blick in das Möttlinger Pfarrhaus werfen und den Vielbeschäftigten in seinem häuslichen Leben betrachten. Durch den Tod seiner Mutter war Barth wieder mehr Junggeselle geworden, in großer Vereinsamung lebte er darum nicht, hatte auch wenig Anlage zu einem griesgrämigen Hagestolz.

Im Sommer ging es im Pfarrhaus in Möttlingen zu, wie in einem Posthaus; war ein Wagen mit Gästen verabschiedet und fortgerollt, so kamen dafür zwei neue, und Barth hat es oft erfahren, daß die Besuche doppelte Freude machen, einmal, wenn sie kommen, und zum zweiten, wenn sie gehen; ja er konnte eine dritte hinzufügen: wenn sie ganz ausbleiben. Mit herzlicher Freundschaft hat er darum doch alle Gäste aufgenommen und sie merkten keine Verstimmung, wenn die Arbeit auch noch so sehr drängte. Da kamen zum Beispiel zwei Studenten; oben an der Treppe stand der vollkräftige, wohlgewachsene Mann, im weiten Schlafrock, seine langen, schwarzen Haare fielen bis in den Nacken herab, beobachtend blitzten die schönen Augen hinter der Brille hervor, während er im Mund die unvermeidliche lange Pfeife hielt. Schlafrock und Pfeife waren den Gästen ermutigende Zeichen, daß hier Gemütlichkeit herrsche, und

richtig, kaum waren sie eingeführt, eilte der Pfarrherr mit zwei andern Pfeifen und Schlafröcken herbei und es hieß: „erst bequem machen.“

Den ganzen Abend widmete sich Barth seinen jungen Gästen, sprach über ihr Studium, zeigte ihnen seine Merkwürdigkeiten. Die Mitternacht war nahe, als sich die beiden Studenten in ihr Gastzimmer im Oberstock zurückzogen und sie dachten, nach der Wanderung des vorigen Tages die Ruhe recht lange zu genießen. Aber siehe da, morgens zwischen vier und fünf klingt es in vollen Tönen von der mittleren Hausflur herauf:

Wohlauf im Namen Jesu Christ!
Der helle Tag vorhanden ist;
Der Tag vertreibt die finstre Nacht:
Wohlauf ihr Christen, seid munter und wacht,
Und lobet Gott, den Herrn!

Unter der Thüre seines Studierzimmers stand Barth und sang durch ein mannshohes Sprachrohr diesen Morgengruß herauf. Schläfer zu wecken, daß sie wirken, so lange es Tag ist, war sein Beruf auch im geistlichen Sinn; in seinem Haus hatte aber der Wächterruf eine ganz einfache Bedeutung. Barth mußte seine Zeit einteilen und auskaufen, dazu war es nötig, streng die Hausordnung einzuhalten; hätten sich die Gäste derselben nicht gefügt, so wäre Barth im eigenen Haus bald nicht mehr Meister gewesen. Die Besucher verstanden auch, was der Morgengruß bedeute, vollends wenn Barth bei vertrauteren Freunden sang: „Stehet auf, ihr faulen Christen.“

Was bei Tag versäumt wurde, mußte, wie wir schon gesehen haben, oft die Nacht einbringen. Schullehrer

Mast, Barths Schüler in Dornhan, war zu jener Zeit in Oberkollwangen angestellt und unterstützte seinen ehemaligen Lehrer oft als Sekretär. So saß er auch einmal wieder im Studierzimmer, Barth war durch Besuche abgerufen worden, und Stunde um Stunde verging, ohne daß er zurückkehrte, und doch sollte notwendig noch viel gearbeitet werden. Endlich hörte Mast den letzten Besuch sich verabschieden und der Erwartete trat ins Zimmer, tief seufzend. „Ach gottlob, daß die Zeit nun unser ist.“ Dann fuhr er fort: „Noch eine schwere Arbeit, ehe wir weiter machen können.“ Fragend sah ihn sein Gehilfe an und fürchtete, es gebe einen neuen Aufenthalt im Geschäft; da sagte Barth lächelnd: „Erst die Pfeife stopfen.“ Die Pfeife war gestopft und rauchend ging er einige mal im Zimmer auf und ab, plötzlich hob er an: „Meister, ich weiß etwas Neues.“ „Was denn?“ „Z'nacht gehen wir mit einander auf den Raub aus,“ antwortete er nach einigem Zögern feierlich, und als Mast entgegnete, er thue auch mit, wenn nur die Arbeit schon fertig wäre, rückte Barth heraus: „Wir stehlen der Nacht ein paar Stunden, das ist keine Sünd.“ Mit frischem Mut gingen darauf beide an die Arbeit.

Als Federhaff im Winter 1830/31 krank wurde, und im Sommer zur Erholung in ein Bad mußte, ging die Arbeit doch bisweilen fast über die Kraft Barths, der nun auch die Versandtgeschäfte zu besorgen hatte. Auf die Frage, wie er denn alles fertig bringen könne, antwortete er: „1. Thue ich eins nach dem andern, 2. arbeite ich schnell, 3. was ich nicht aufheben kann, lasse ich liegen. Das ist mein ganzes Geheimnis.“

Schwester Beate war viel krank und konnte ihrem Bruder nicht so eine Stütze sein, wie sie es wünschte. Barth erhielt deshalb von vielen guten Freunden den Rat, er solle sich doch nach einer Lebensgefährtin umsehen. „Ich habe gegenwärtig keine Zeit dazu,“ antwortete er wie früher, oder: „Für jetzt weiß ich gewiß, daß ich nicht heiraten soll, und für das Übrige lasse ich den Herrn sorgen.“

In seinem Studierzimmer sah es zu jener Zeit schon wie in einem kleinen Museum aus. Sein jugendlicher Sammeleifer hatte ihn nämlich nicht verlassen; in einem Brief von Missionar Felt in Sirampur vom Jahr 1829 hören wir ihn zum erstenmal um Götzenbilder und dergleichen bitten, das Geringste habe für ihn Wert. Im Jahr 1832 wandte er sich sogar an die Londoner Missionsgesellschaft und bat um Zusendung von Merkwürdigkeiten aus der Heidenwelt, indem er geltend machte, daß er den größten Teil seiner Lebenskraft der Mission widme und bei seinen zahlreichen Besuchen noch mehr Teilnahme für dieselbe wecken könne, wenn ihn die Freunde in England mit ihren Gaben unterstützen. Allmählich füllte sich das Studierzimmer in Möttlingen wirklich mit einer ausgesuchten Sammlung, welche wohl im stande war, in dem Beschauer Sinn und Verständnis für die fremden Völker zu wecken.

Barth selbst läßt uns durch einen Brief an Zeller in Nagold (1837) einen Einblick in seine Schätze thun, indem er schreibt: „Ich habe allerlei von München mitgebracht, was deinen schwachen Zug (zu einem Besuch in M.) noch magnetisieren könnte. Eine Schildkräte aus Nazareth krabbelt unter meinen Füßen herum, auf dem

Tisch stehen, der Beschauer harrend, Pflanzen vom Sinai, Hèbron, Bethlehem, Jerusalem, Tabor, Nazareth, Kana, Libanon. Pistazien vom Libanon und Mandeln vom Sinai stehen daneben. Des polvere d'Ireos aus der großen Apotheke in Florenz nicht gedenkend, nenne ich nur den Balsam von Jerusalem, Balsam aus Mekka, Öl von Gethsemane, Manna von der arabischen Wüste, und viele andere Sachen lasse ich ungenannt."

Bei feierlichen Gelegenheiten waren die seltensten Stücke der Sammlung nicht bloß zum Beschauen da, sondern wanderten in den Gebrauch, um die Reize der Gastfreundschaft im Möttlinger Pfarrhaus zu erhöhen. So geschah es, als Gobat mit seiner Gemahlin nach Württemberg kam (1837). Der Besuch galt eigentlich seinem Schwager Werner in Effringen, dem er sich von Kairo aus angemeldet hatte. „Du wirst schwerlich eine Entschuldigung haben," schrieb Gobat, „um dich von uns frei zu halten. Wir sind an alles gewöhnt, was du vorbringen könntest. Hast du ein großes Haus, so wohnen wir hier in einem Palast; hast du ein kleines, so haben wir schon in einem gewohnt und zwar mit Dienerschaft, das rund war und nur 11 Schuh im Durchmesser hatte, und zwar zu einer Zeit, wo es alle Tage regnete und wir selbst vom Regen ganz naß waren, da wir einzogen. Wir sind auch gewohnt, in Höhlen zu wohnen oder unter dem lieben freien Himmel. Bist du krank, so sind wir auch gewohnt, krank zu sein, und können deiner pflegen. Bist du in Trauer, so wir auch. Nur in dem Fall, wo du sagen würdest, du seiest vollkommen glücklich, würde ich sagen, daß wir nicht zusammenpassen."

Nachdem sich die vielgeprüften Missionsgeschwister in Kreuznach etwas von ihren Entbehrungen und Leiden erholt hatten, wandten sie ihre Schritte dem Schwarzwald zu. Barth fuhr ihnen mit Blumhardt, der von Iptingen herbeigekommen war, bis Pforzheim entgegen und nahm die Gäste zuerst mit sich nach Möttlingen. Am andern Tag fand sich dort eine fröhliche Gesellschaft zusammen. Gobat hatte auf der Fahrt durchs Rote Meer von einem Reisenden, der aus Mekka zurückkehrte, echten Mokkakaffee gekauft und diesen Barth zum Geschenk mitgebracht. Nun wurden ebenso echte türkische Kaffeetassen mit Untersätzen von gelbem Blech aus der Sammlung hervorgeholt und mit dem duftenden Tranke gefüllt den Freunden angeboten. Nicht bloß die langen Pfeifen, welche Barth stets für Besuche bereit hielt, wurden gestopft, Gobat erhielt eine türkische Wasserpfeife zur Vervollständigung des morgenländischen Gepräges.

Gerne sahen sich Besuche auch den selbstverfertigten Globus an, auf dem Barth alle Missionsstationen verzeichnet hatte, vielleicht der erste Entwurf einer vollständigen Missionskarte. An der Wand hing ein Misrach-Täfelein, wie es im Zimmer eines jeden frommen Juden an der Ostseite angebracht ist, d. h. eine Tafel mit der Inschrift:

Aufgang.

Von dieser Seite kommt der Geist des Lebens.

Dies konnte jedem Juden oder Judenfreund, der eintrat, anzeigen, wes Geistes Kind hier wohne. Barth dachte dabei an die Stelle: „Das Gesetz soll von Zion ausgehen und des Herrn Wort von Jerusalem.“ Diese

Weissagung, hoffte er, werde einst noch viel vollständiger in Erfüllung gehen, als es bei der ersten Ankunft Christi geschah. Außerdem waren die Wände mit vielen von Barth selbst gezeichneten Bildern berühmter Männer bedeckt.

Mehrere Jahre lang war der oben genannte Schulmeister Klett von Stockach ein Hausgenosse Barths in Möttlingen. Der Letztere hatte diesen eigenartigen Mann schon in Tübingen als Student kennen lernen. Die Not des Hungerjahrs 1817 lag damals schwer auf dem armen Schulmeister und seiner Familie. Es kam so weit, daß er einst auf den gedeckten Mittagstisch nur eine Schüssel voll Wasser stellte, und um diesem doch einigen Geschmack zu geben, warf er eine Hand voll Salz hinein, sprach dann sein Tischgebet darüber und teilte den Seinigen aus. Der gottesfürchtige Mann versicherte nachher, sie seien alle davon satt geworden. Barth hörte von seiner Armut, und erfinderisch, wie er war, zeichnete er ein Bild des armen Bruders, der durch seine kindliche Frömmigkeit in weiteren Kreisen bekannt war, lithographierte und kolorierte es und verkaufte dann die Bilder Stück für Stück um einen Sechser. Mit dem Erlös konnte die Not im Stockacher Schulhaus gelindert werden.

Den Schulmeister Klett, dem die Studenten den Witznamen „Prälat von Bethlehem“ gaben, drückten aber noch andere als Geldsorgen. Sein Dekan, ein Pietistenfeind, war ihm nichts weniger als gewogen, er drohte ihm sogar einmal mit dem Turm, worauf Klett gelassen erwiderte: „Ja, ich kann auch da hineingehen“. Ebensowenig war die Schulmeisterin mit den häufigen Brüderreisen ihres Mannes zufrieden, und es war ihm oft auf

ihren Willkomm bange, wenn er wieder Stockach zuwanderte. Einmal aber war sein Herz so voll von den segensreichen Eindrücken, die er unterwegs erhalten hatte, daß er bei seiner Heimkehr der zungenfertigen Frau mit den Worten zuvorkam: „Weib, heute kannst Du sagen, was Du willst, diesmal habe ich Liebe übrig.“

Es war dem vielgeprüften „Prälaten“, wie ihn Barth nach alter Studentenweise stets nannte, zu gönnen, daß er einige Jahre im Möttlinger Pfarrhaus zubringen durfte. Er unterstützte seinen Wohlthäter in der Gemeindearbeit, nahm ihm z. B. die Kinderstunden ab und trug durch sein heiteres Wesen viel dazu bei, daß auch in schwerer Zeit ein frischer, froher Ton im Hause herrschte. Arm ist er sein Leben lang geblieben:

„Doch war er fröhlich wie ein Abt
Und Liebe hat er übrig g'habt“.

Dies sind Worte Barths über seinen Hausfreund, mit dem er Spiel und Scherz bisweilen fast zu weit trieb.

In späteren Jahren treffen wir einen Vikar in Möttlingen; die Predigt ließ sich Barth zwar selten abnehmen, aber er wollte seine Gemeinde auch in der Woche nicht vernachlässigt sehen, und diese hatte er zu seinen andern Arbeiten nötig. Nur die genaueste Zeiteinteilung machten ihm möglich, so vielerlei zu treiben. Von seiner Hausordnung ließ er sich, wie oben erwähnt, durch keine Gäste abbringen. Beim Frühstück las er mit seinen Hausgenossen ein Kapitel aus der Bibel, darauf die Losung und den Lehrtext der Brüdergemeine, samt den dazu gehörigen Liedern aus dem Brüdergesangbuch. Dieses mußte ihm für das rationalistische Gesangbuch, das seit

1791 in Württemberg eingeführt war, Ersatz leisten. Zu der Brüdergemeine fühlte sich Barth, trotz mancher Abweichungen in seinen theologischen Ansichten, am meisten hingezogen; wo er einem Glied derselben begegnete, begrüßte er es mit dem brüderlichen „Du," so sehr rechnete er sich zu diesen eifrigen Freunden des Reiches Gottes, die mit ihm in derselben Liebe Jesu brannten.

Nach dem Frühstück besorgte Barth vollends die nötigen Briefe, an denen er gewöhnlich schon zuvor frühmorgens geschrieben hatte, dann ging er an die regelmäßige Arbeit. Mittags wurde nicht lange getafelt, sämtliche Hausbewohner, auch das Gesinde und etwaige Diener fremder Besuche saßen mit ihm zu Tisch, es gab keinen drückenden Standesunterschied; und nach dem Essen erbaute sich die kleine Hausgemeinde wieder an einem Kapitel. Barth machte darauf einen kurzen Spaziergang, war aber bald wieder an der Arbeit, bis er zur Vesperzeit ein Glas Bier trank und dann die fremden, hauptsächlich englischen und amerikanischen Zeitschriften durchsah, die er als seine Quellen lesen mußte. Er las im Durchschnitt mehr englisch als deutsch, doch vernachlässigte er nicht die neuen Erscheinungen auf dem theologischen Gebiet in Deutschland, und daß er einen offenen Sinn auch für andere Wissenschaften hatte, ist uns schon bekannt. Nur Erbauliches las er nicht gerne, er hielt sich in dieser Beziehung lieber an die unmittelbare Quelle der heiligen Schrift.

Bis neun Uhr abends blieb Barth bei der Arbeit, kamen Gäste, so mußten sie bis zu dieser Stunde auf ihn warten; dann trat er freundlich unter sie, aß mit ihnen

und hielt eine kurze Abendandacht. Der Rest des Abends wurde in ungezwungener Unterhaltung zugebracht, und bei heiteren oder ernsten Reden war es oft spät geworden, wenn Barth sich zurückzog. Er wollte nun ungestört sein, auch wenn er das Schlafgemach mit einem Freunde teilte; ein kurzes „Gute Nacht" schnitt die Unterhaltung ab und der Schlafgenosse bekam den Eindruck: „Jetzt geht er ins Heiligtum."

---

13. Predigt und Seelsorge.

„Ein Mann, der kein Amt hätte, bekäme mit meinen Arbeiten zu thun genug, und ich habe zwei Gemeinden, die doch allem vorgehen;" dem Grundsatz, den Barth mit diesen Worten aussprach, ist er treu geblieben: das Amt, die Gemeinden mußten allem vorgehen und die Möttlinger konnten sich nicht beklagen, soviel auch ihr Pfarrer in die Ferne wirkte. Freilich seine Gabe, schnell zu arbeiten, die mußte Barth auch nach dieser Seite hin entwickeln. Er war ursprünglich gewohnt, sich auf seine Predigten genau vorzubereiten; in der zweiten Hälfte seines Möttlinger Aufenthalts konnte er die Predigten zwar nicht mehr schreiben, seine Vorbereitung war aber darum keine oberflächliche, er überdachte den ganzen Gang der Predigt und hatte den Vorteil, daß er diese nicht mehr memorieren mußte und in seinem Vortrag freier war. Anfangs studierte er am Samstag oder stand er dazu Sonntags früh morgens auf. Als er über diese Zeit nicht mehr unbeschränkt Herr war, wählte er den Freitag zur Vor-

bereitung. Aber die Geschäfte häuften sich und die Besuche wurden zahlreicher; da machte sich Barth zur Regel, schon am Montag für den nächsten Sonntag zu studieren. „Nur so,“ sagte er, „gewinne ich oft einige ruhige Stunden dazu.“

Barth hat also die Vorbereitung auf seine Predigten ernst genommen, obgleich er mehr als irgend ein anderer der Mann war, auch unvorbereitet mit Gottes Hilfe zu reden; sagte er doch einmal, ein rechter Prediger habe im Notfall Zeit genug zum Studium, solange er die Kanzeltreppe hinaufsteige, denn bei einem solchen stehe der Topf immer über der Glut. Ein anderesmal beschränkte er doch dies gewagte Wort, indem er drei Stücke zum unvorbereiteten Reden für notwendig erklärte: 1. daß man in der rechten Stimmung sei, 2. daß man den Text gründlich verstehe und 3. daß man der Sprache mächtig sei.

Im Hochsommer hielt Barth in der Filiale Frühgottesdienste, zu einem solchen begleitete ihn einst Schulmeister Mast. Morgens um fünf Uhr gingen sie nüchtern ab und Barth war wie gewöhnlich fröhlichen Mutes, so daß seine Heiterkeit bald den Begleiter ansteckte. Im nahen Wald sangen munter die Vögel und die beiden Wanderer plauderten auch fröhlich mit einander auf dem ganzen Weg. Mast dachte, „Barth hat schon studiert und meine Unterhaltung stört ihn in seiner Predigtstimmung nicht“, denn er wußte, daß Barth den Grundsatz hatte, ein in Gott froher Sinn mache am besten zu jedem Unternehmen geschickt. Um sechs Uhr kamen sie in Unterhaugstett an und waren dort noch nicht mit ihrem Frühstück fertig, als Barth schon läuten ließ. Als das Läuten aufhörte, bat

er um ein Neues Testament und ging mit Mast in das Schullokal, wo die Versammelten eben ein Bußlied anstimmten. Barth blätterte und blätterte, so daß es seinem Freund ganz bange wurde, da er merkte, daß es noch am Text fehle. Man sang den sechsten den siebten Vers, endlich hörte das Blättern auf, Barth betete und fing an zu predigen. Immer wärmer wurde sein in drei Teile wohlgegliederter Vortrag, so daß viele Zuhörer weinten und schließlich auch Mast sich des Schluchzens nicht enthalten konnte. Es kam ihm vor, als durchschaue Barth sein ganzes Herz und habe die Predigt nur für ihn eingerichtet. An Sonntagmorgen erschienen bisweilen fremde Besuche schon mit dem Erstläuten, und klagten Barth ihren Kummer; nach der Predigt kamen dieselben oft mit Thränen in den Augen und drückten Barth die Hand mit herzlichem Dank für ihre Aufrichtung; er wußte mit den Müden umzugehen und rasch das richtige Wort für sie zu finden.

Einen merkwürdigen Beweis, wie leicht es Barth wurde, unvorbereitet zu predigen, erfuhr der von Oberschwandorf gebürtige Missionar Günther, als er während eines Urlaubs die Gastfreundschaft im Möttlinger Pfarrhaus genoß. Barth predigte über Luk. 18, 7. 8; Inhalt, Form und Anwendung schien musterhaft, deshalb fragte Günther seinen Gastfreund, ob er sich besonders gründlich vorbereitet habe, denn ihn habe die Predigt mehr als irgend eine andere angesprochen, ja sogar seine Bewunderung erregt; „das wundert mich sehr,“ antwortete Barth, „fast nie habe ich so ganz ohne Vorbereitung gepredigt. Ich hatte mich auf einen andern Text vorbereitet; als ich

aber in die Sakristei kam, hatte ich einen unwiderstehlichen Eindruck, als könnte ich die vorbedachte Predigt nicht halten, und auf einmal kam mir der Gedanke, einen andern Text zu wählen. Ich hatte also kaum zwei oder drei Minuten Zeit, darüber nachzudenken."

In der Gemeinde ging es nicht so voran, wie Barth es gewünscht hätte, es schien ihm, als ob die Erweckten nicht genügend gefördert, die Schlafenden nicht erweckt würden. Am meisten Freude erlebte er an einzelnen jungen Männern, von welchen später mehrere Missionare geworden sind. Auf diejenigen Gemeindeglieder, welche sich seinem persönlichen Umgang entzogen, suchte er durch Einrichtung einer Lesegesellschaft einzuwirken, für welche er die Bücher aus eigenen Mitteln anschaffte. An trüben Tagen der Enttäuschung dachte er oft daran, sein Netz anderswo auszuwerfen, aber er lernte auch wieder warten in der Hoffnung, die reich ausgestreute Saat werde schon noch Früchte bringen zu ihrer Zeit.

Die Predigten Barths, von denen manche durch Nachschriften auf uns gekommen sind, waren schlicht, aber reich an klaren Gedanken. Der Geist, in dem er predigte und sein ganzes Amt führen wollte, spricht sich am besten in den Worten aus: „Ich habe für mich selbst alle Tage zu nehmen Gnade um Gnade, darum will auch ich gerne unter euch abnehmen, wenn nur Christus unter euch wächst. Ich will gerne zu nichts werden, wenn nur Christus unter euch alles wird." Seine Gedanken über die Fülle der Zeiten sprach er offen auch auf der Kanzel aus. „Es ist alles untergraben, es kann brechen jeden Tag," sagte er einmal, oder: „Es wird ein Geschlecht

nachwachsen, das für den Antichrist reif wird. — Es wird eine Zeit kommen, wo der Uhu in den Kirchen schreien und Gras darin wachsen wird.“ Diese Erwartungen waren bis zu den Kindern in der Gemeinde durchgedrungen, und als die Schulkinder ein kleines Büchlein von Barth erhielten, in welchem das wichtigste aus dem Alten und Neuen Testament stand, da sagten einige Kinder zu einander: „Das versteckt man, wenn der Antichrist kommt und einem die Bibel nimmt, dann haben wir doch noch etwas von der Bibel.“

Gerne sprach Barth auch von der Glückseligkeit der Kinder Gottes: „Zu was sind doch die Gläubigen bestimmt und berufen, welche Herrlichkeit und Macht ist ihnen gegeben von Gott! Sie haben sich vor nichts zu fürchten; im Gegenteil, wenn sie ihre Macht wüßten und gebrauchten, was könnten sie ausrichten! Es stünde ganz anders in der Welt.“

Bei Kasualreden knüpfte er häufig an die persönlichen Verhältnisse an. Einst begegnete er auf dem Rückwege von der Filiale bei starkem Regenwetter dem Möttlinger Schäfer mit seiner Herde. „Hansjörg, wie geht es Dir?“ rief er ihm zu. Der Schäfer antwortete: „Bei solchem Wetter ists eben schlimm, man muß viel durchmachen bei Tag und Nacht.“ Als nun der Schäfer bald darauf Hochzeit hatte, wählte Barth den Text: „Am guten Tag sei guter Dinge, und den bösen Tag nimm auch für gut; denn diesen schaffet Gott neben jenem, auf daß der Mensch nicht wissen soll, was künftig ist.“ Diese Anspielung auf seinen Beruf freute den Mann, und so oft ihm in Zukunft ein Ungemach widerfuhr, gedachte er seines Hochzeitstextes.

Die Unterhaugstetter wünschten zur Zeit Barths einen eigenen Kirchhof, da sie ihre Toten bisher ¾ Stunden weit auf den Möttlinger Kirchhof bringen mußten. Barth war dagegen; „wenn ihr einmal einen eigenen Kirchhof habt,“ sagte er, „so reißt das Heidentum bei euch ein.“ Dabei fürchtete er wohl, die Filialisten werden sich dem Mutterort noch mehr entfremden. Als diese jedoch ihren Willen durchsetzten und der neue Gottesacker eingeweiht wurde, redete Barth über das Psalmwort: „Die Erde ist des Herrn und was darinnen ist“ und sprach den seltsamen Wunsch aus, es möchten nur Leiber und keine Seelen auf diesem Kirchhof begraben werden. Die ledigen Töchter kamen wie die Söhne immer noch zu wöchentlichen Versammlungen ins Pfarrhaus, wenn sie auch jede Stunde herausbetteln mußten. Am nächsten Abend fragten sie Barth: „Können denn auch Seelen auf den Kirchhof kommen?“ — „Ja,“ erwiderte Barth, „wenn z. B. ein Mensch ein allzugroßes Wohlgefallen an seinem Leibe hat, so kann es sein, daß seine Seele zur Strafe wieder zu ihrem Leibe zurück muß.“ „Die meisten, wenn sie gestorben sind, bleiben unten,“ sprach er ein anderes Mal aus.

In Möttlingen hatte Barth auch eine seltene Feier vorzunehmen; die große Glocke mußte umgegossen werden und als sie wieder aufgezogen wurde, hielt Barth eine Altarrede über das Thema: „Die christliche Kirche einst und jetzt.“ Er schilderte, wie die alten Christen in Höhlen und Klüften sich versammelten, und beschrieb die Freude, als sie ohne Furcht vor Feinden die ersten Glocken läuten durften. „Jeder Glockenschall,“ sagte er, „ist ein Zeichen des Sieges der Kirche Jesu Christi.“

An den Krankenbetten sind wir Barth schon einmal begegnet; wir wissen, wie treulich er die Fieberkranken im Jahre 1829 besuchte. Er verstand die große Kunst, betrübte und gedrückte Seelen zu trösten. „Kannst Du noch beten?“ fragte er einst eine Kranke. Sie antwortete: „Nein.“ „Aber doch noch seufzen?“ „Ja, das kann ich noch.“ „Das ist auch genug,“ erwiderte Barth und tröstete sie dann mit dem Wort des Herrn: „Ich will dich in eine Wüste führen und freundlich mit dir reden.“ Wo es nötig war, konnte er auch ein ernstes Wort sagen. „Ach, die Zeit wird mir so lang,“ klagte ein alter kranker Mann, „weil ich einen so unruhigen Geist habe.“ Barth sagte darauf: „Es wird bald heißen, er ist ruhig;“ einige Tage später starb der Kranke. Als die Frau des J. G. Stanger, mit welchem Barth besonders gern verkehrte, schwer erkrankte und Stanger bekümmert ausrief: „Was soll ich aber mit dem Häuflein Kinder anfangen, wenn mein Weib sterben würde?“ da antwortete ihm Barth: „Hansjörg, alles muß einem entbehrlich sein, nur der Heiland nicht.“ So durfte Barth sprechen, weil man wußte, daß er die Schärfe des Gotteswortes vor allem auch gegen sich selbst kehre. Ein anderes Mal klagte ihm eine todkranke Frau, die den Ernst der Ewigkeit noch nicht verstand: „Ach, Herr Pfarrer, ich bin eben immer so müde.“ „Ihr bekommt es ja nun bald ruhig,“ entgegnete ihr der Seelsorger. „Ja wo denn?“ fragte sie. „Auf den Hobelspänen,“ lautete die kurze Antwort. Die Frau wollte mit Lachen über die ernste Mahnung hinwegkommen und meinte, diese Ruhe stehe freilich allen Menschen bevor, da fügte Barth hinzu: „Bei mir wirds

bald wieder heißen: Auf! auf! Raus, raus!" Damit ließ er sie allein.

Andere Saiten schlug Barth an, wenn er zu einem gottesfürchtigen, weltmüden Kranken sagte: „Hansjörg, ich glaube, Ihr wollt heim." „O ja," versicherte der Sterbende, „meine Seele sehnet sich nach der Stille." „Wenn Ihr hinüberkommt," fuhr Barth fort, „richtet mir einen Gruß aus an Pfarrer Machtholf und an den seligen Pfarrer Groß und an den Schulmeister Pflugfelder!" Der letztere war ein frommer Lehrer in Unterhaugstett gewesen, dessen Andenken noch heute gesegnet wird. Mit der Ewigkeit und den Entschlafenen beschäftigte sich Barth im Geiste viel; ihm leben sie alle, so hoffte er von denen, die im Glauben heimgegangen.

Ein Bruder, mit dem er bis Mitternacht über die Geheimnisse der Ewigkeit geredet hatte, sprach den Wunsch aus, er möchte drüben seine Wohnung bei Barth haben, damit er oft mit ihm zusammenkommen und die Tiefen der Weisheit und Gnade Gottes preisen könnte. „Ach," sagte Barth, „dort hats mit dem Zusammenkommen keine Not mehr, wenn man so schnell, als man hier an einander denkt, auch bei einander sein kann." — „Da ist man gleich bei einander," erklärte er ein anderes Mal den Töchtern in der Abendstunde, „so schnell wie man jetzt an Calw oder an London denkt."

Manches ließe sich von Barths Wohlthätigkeit erzählen. Ein Freund der Bettler, denen er ihre Gabe in einem Körbchen am Hause hinabließ, war er zwar nicht, und um zu „fordern" hat auch niemand aus den geordneten Gemeinden Möttlingen und Unterhaugstett am Pfarr-

hause geläutet; dagegen durften die Gemeindeglieder in ernster Not der Hilfe ihres Pfarrers gewiß sein. Einem armen Schuhmacher, dem der Arzt den Arm abnehmen wollte, hat er ein Vierteljahr lang täglich das Essen und einen Schoppen Wein dazu geschickt, ließ ihn auch auf seine Kosten nach Wildbad gehen, und der Mann wurde samt seinem Arm gesund. Als die Brotpreise hoch standen, ließ er drei Scheffel Haber mahlen und das Mehl an die Armen verteilen; er wollte es im stillen durch den Schulmeister thun, denn er hielt seine Liebeswerke gerne geheim, aber die Schulmeisterin und Müllerin konnten es nicht verschweigen und es war vergeblich, daß Barth sie später zur Rede stellte: „Habe ich nicht gesagt, ihr sollt niemand etwas davon sagen? Ja, so ists mit den Weibsleuten.“ — „Die Kinder Israels durften nicht an ihren Brüdern wuchern,“ sagte er einem jungen Schmied, der eine entlehnte Geldsumme mit Zinsen zurückbringen wollte, und gab ihm die letzteren wieder mit.

Der Geiz und Eigennutz war Barth am meisten zuwider, vollends an einem Pfarrer; „ein Kriegsmann flicht sich nicht in Händel der Nahrung,“ konnte er oft wiederholen und diesen Grundsatz hat er für sich selbst gewissenhaft befolgt. Daß er dabei keinen Schaden hatte, zeigt folgende Geschichte. Ein Bäcker aus Leonberg kaufte einst einem Möttlinger Frucht ab und erzählte beim Einfassen derselben: „Eurem Pfarrer habe ich auch Besoldungsfrucht abgekauft, das ist aber ein sonderbarer Mann. Ich fragte ihn, was er für den Scheffel verlange, da antwortete er mir: „Er kann mir geben, was Er will, was Er mir zu wenig giebt, das ist Sein Schade, nicht der meinige.“

Der Möttlinger fragte nun: „Wie viel habt Ihr ihm denn bezahlt?“ „Für den Scheffel immer drei Kreuzer mehr als Euch,“ antwortete der Bäcker, „ich will nicht in Schaden kommen.“

Sporteln hat Barth auch in Möttlingen keine genommen, und als ihm ein Konfirmandenvater die Gebühr aufdrängen wollte mit der Bemerkung, er könne für seinen großen Haushalt das Geld wohl brauchen, da erwiderte Barth unwillig: „Für mich darf Er nicht sorgen, ich werde kein Lump.“ Leer genug muß es unter solchen Umständen bisweilen in der Kasse des Landpfarrers ausgesehen haben, und als Missionsverwalter Büchelen in Basel Hochzeit hatte, mußte Barth in seinem Gratulationsbriefe erklären, gerne hätte er auch durch eine kleine Gabe seine Teilnahme bezeugt, „aber,“ fuhr er fort, „Silber und Gold habe ich nicht und in meiner großen Armut fand ich auch nicht ein einziges Stück, das zu diesem Zwecke tauglich gewesen wäre.“ So sehr er es liebte, andere durch kleine Geschenke zu erfreuen, so mußte er sich doch bisweilen scherzend entschuldigen: „Qui nil hat, nil dat“ (wer nichts hat, giebt nichts).

14. Der Calwer Verlagsverein.

Viel wirkte Barth durch das lebendige Wort, durch den persönlichen Verkehr mit seiner Umgebung; sein eigentlicher Beruf lag aber doch auf dem schriftstellerischen Gebiet. Rastlos hat er hier fortgearbeitet guten Samen

auszustreuen und dabei so demütig von sich gedacht, daß er seinen Freunden schrieb: „Am etwaigen Erfolg kann mir so wenig Anteil zugeschrieben werden, als dem Sack des Sämanns, aus dem er seinen Samen streut, an dem Erfolg der Ernte. Der Sämann hätte einen andern Sack nehmen können.“ Was Barth den Kindern in der Vorrede zum „armen Heinrich“ versprochen hatte, hielt er treulich. Für seine nächste Weihnachtsgabe wählte er einen geschichtlichen Stoff und erzählte, wie „Setma, das türkische Mädchen,“ in Gefangenschaft geriet, an den herzoglichen Hof nach Stuttgart kam und sich dort aufrichtig bekehrte. Diesem Büchlein wurden zum erstenmal biblische Rätsel angehängt, die aber nicht überall gefielen. Manche ärgerten sich an dem Spiel mit dem Heiligen. Die Traktatverbreitung ging indessen fort, und am 7. April 1831 kann Barth schreiben: „Im ganzen sind 130,000 gedruckt und bis auf wenige auch verkauft.“

Während Barth 1831 an der neuen Weihnachtsschrift für die Kinder arbeitete, bewegte ihn ein neuer Plan. Eine „Sammlung biblischer Geschichten für Landschulen“ hätte er gerne mit Abbildungen so billig herausgegeben, daß sie sich für Massenverbreitung eignete, denn immer hatte er eine Wirksamkeit in die Weite im Auge. Die finanziellen Schwierigkeiten, welche zur Gründung des Calwer Traktatvereines geführt hatten und schließlich den Verlagsverein ins Leben riefen, machten sich bei dieser neuen Unternehmung noch entschiedener geltend.

Barth hatte bereits seine Kinderschriften, die er früher in seinem Selbstverlag erscheinen ließ, an die Steinkopfsche Buchhandlung abtreten müssen, weil es ihm an dem

nötigen Kapital fehlte, dieselben auf eigene Kosten drucken zu lassen. „Ins armen Manns Beutel verdirbt viel Witz," schrieb er an Federhaff, der ihm als Geschäfsmann davon abgeraten hatte. Die Herausgabe der biblischen Geschichte erforderte aber noch viel größere Geldmittel, und Barths Kasse war leer und auch der Traktatverein verfügte über ein geringes Vermögen. Da half noch einmal die Londoner Traktatgesellschaft mit ihrer Unterstützung aus und lieferte auch die Holzschnitte.

Für die Bearbeitung des Buches selbst hatte sich ein tüchtiger Mitarbeiter gefunden. Im Frühjahr 1831 war nämlich der originelle Pfarrer Hochstetter, der mit aufrichtigem Glaubenseifer einen urwüchsigen Freiheitssinn verband, nach Simmozheim gekommen. Barth hat diesem Freund im „alten Buchmann" ein Denkmal gesetzt; durch die Predigt des Domine Nederdoorp wollte er mit einem launigen Wortspiel die Examenspredigt Hochstetters über die Stelle: „Sehet die Vögel unter dem Himmel an...!" verherrlichen. Diese Predigt, in welcher der Kandidat mit heftigen Gebärden die Lust und Freiheit der sorglosen befiederten Geschöpfe pries, war landeskundig geworden und hatte dem Prediger den Namen „Vögelespfarrer" eingetragen. Hochstetter schrieb die alttestamentlichen, Barth die neutestamentlichen Geschichten.

So entstand das Buch, welches bis heute unter den Schriften des Calwer Verlagsvereins eine hervorragende Stellung einnimmt. Allein in deutscher Zunge wurden diese „zweimal zweiundfünfzig biblische Geschichten" bis jetzt durch nahezu 300 Auflagen in ungefähr 2 Millionen Exemplaren verbreitet. Die Zahl der Exemplare, welche in

70 verschiedensprachigen Übersetzungen ausgegeben wurden, entzieht sich der Berechnung. Auf Massenabsatz hatte es Barth vor 54 Jahren mit diesem Büchlein abgesehen, aber einen solchen Erfolg hätte er doch nicht zu hoffen gewagt. Allerdings war schon die erste, 10 000 Exemplare starke Ausgabe, welche im April 1832 erschien, im November vergriffen.

Die zweite Auflage wurde in Leipzig stereotypiert, und als nach vielen Mühen mit den neuen Platten 5000 Bücher gedruckt und in wenigen Wochen abgesetzt wurden, dachte Barth in seinem Unternehmungsgeist schon wieder weiter. „Wenn uns dieser Herr hunderttausend Gulden schenkte,“, sagte er zu Spittler in Basel, als sie (1833) am Landhaus eines reichen Bürgers vorübergingen, „dann könnten wir durch eine ganze Sintflut von christlichen Schulbüchern die schlechten Bücher dieser Art aus den Schulen hinwegschwemmen!“ Spittler entgegnete, dazu brauche man nicht so viel Geld, Barth solle nur im kleinen anfangen. Dieser ließ seinen Schulbücherplan nicht mehr fallen, mit Widmann reiste er noch in demselben Sommer nach Stuttgart und besprach die Sache mit den dortigen Brüdern.

In Stuttgart war es J. J. Häring, der am bereitwilligsten auf den Gedanken einging; er schlug vor, den Traktatverein zu erweitern und künftig „Calwer Verlagsverein“ zu nennen, mit dieser bescheidenen Firma werde man kein unnötiges Aufsehen erregen. Die Preise der Bücher sollten äußerst niedrig gestellt werden, doch so, daß sich das Geschäft später selbst trage. „Wir hoffen, der Herr werde seinen Segen dazu geben,“ sagte Häring,

und in diesem Vertrauen wandte sich Barth im Namen des neuen Vereines in einem lithographierten Schreiben an christliche Freunde und bat um ihre Unterstützung. „Wir sind arm," heißt es in diesem Sendschreiben, „aber wir haben den guten Willen zu arbeiten, soviel der Herr Kraft verleiht, an der Erneuerung des christlichen Sinnes im deutschen Vaterland nicht weniger als an der Pflanzung des Reiches Gottes im Heidenland."

Viele Thüren wurden aufgestoßen, auch nach England wanderten wieder Bittbriefe, aber die Beiträge flossen langsam und der Calwer Verlagsverein hatte bis Oktober erst 400 Gulden eingenommen, und doch waren schon mehrere Bücher in Vorbereitung. Die Kirchengeschichte, von Barth selbst bearbeitet, war das erste Buch, welches unter dem neuen Vereinsnamen 1835 erschien und in demselben Jahr ins Englische und Französische übersetzt wurde. Eine biblische Naturgeschichte und Geographie, ein ABC-Buch, ein Schulgebetbuch und eine Sammlung Kinderlieder folgten; es erschien sogar ein Rechenbuch, dessen Beispiele alle aus der Bibel genommen waren. Durchs Gedränge ging es dabei oft, namentlich weil Barth, dessen Gesundheit not litt, schwer die nötigen Mitarbeiter fand, so daß er gegen das Ende des Jahres 1835 klagt: „Ich weiß oft nicht, was ich wünschen soll: daß es noch länger so fortgehe, weil ich gern noch mehr arbeiten möchte, oder daß es bald ein Ende nehme, weil ich mich immer tiefer verwickle und die Last immer größer wird."

Die Londoner Traktatgesellschaft wurde immer wieder um ihre Unterstützung angegangen, und wenn sie auf den ersten Brief ablehnte, so scheute sich Barth auch

nicht, zum zweiten- und drittenmal zu bitten. Einfach genug blieb trotz allen Bemühungen die Ausstattung jener ältesten Verlagsschriften. Die dunkeln Bilder der biblischen Geschichten boten der Einbildungskraft der Kinder reichen Spielraum, es war oft ein wahres Rätselspiel, die Umrisse menschlicher Gestalten aus den schwarzen Klexen herauszufinden.

Schon im Jahr 1832 hatte Barth seine biblischen Poesieen herausgegeben, von denen er sagte, sie machen keinen Anspruch auf poetischen Wert, sondern sollen nur dazu dienen, daß die Kinder die heiligen Geschichten leichter im Gedächtnis behalten. Vier Jahre später erschienen seine „christlichen Gedichte,“ eine Auswahl dessen, was er bisher gedichtet. Er kannte seine Gabe zu gut, als daß er sich für einen Dichter im vollen Sinn des Wortes gehalten hätte, gestand auch in der Vorrede offen: „Wenn ich sagen wollte, ich sei von vielen Seiten aufgefordert worden, eine Sammlung meiner Gedichte herauszugeben, so würde ich Unwahrheit reden: nicht ein Mensch hat ein solches Ansinnen an mich gestellt.“ Dennoch that er den Schritt in der Hoffnung, auch durch seine Gedichte etwas zur Verherrlichung des ewigen Wortes Gottes mitzuarbeiten; wenn diese Absicht erreicht werde, so wolle er gerne ertragen, daß man auch ihn neben andern geringen Poeten vergesse.

Obwohl Barth, wie er selbst richtig erkannte, nicht unter die Poeten ersten oder zweiten Ranges gerechnet werden darf, so ist er doch auch als Dichter nicht vergessen. Es ist schon früher darauf hingewiesen worden, daß einzelne seiner Lieder gesungen werden, soweit die

deutsche Zunge in evangelischen Landen klingt. Die Hoffnung des bescheidenen Dichters ist reichlich in Erfüllung gegangen, denn schon viel Tausende haben ihren Glauben durch seine Lieder gestärkt.

Als eine Schrift um die andere im Calwer Verlagsverein erschien, stellte sich das Bedürfnis heraus, zur Verbreitung derselben eine eigene Buchhandlung zu gründen. Der Verein wendete sich daher an die Königl. Kreisregierung in Reutlingen, und erhielt von ihr unter dem 14. Oktober des Jahres 1836 die Konzession der Rechte einer Buchhandlung zum Zweck der Verbreitung wohlfeiler Kinder- und Schulschriften in Württemberg, Deutschland und andern Ländern. Dadurch war aus dem Möttlinger Pfarrer auch ein Buchhändler geworden, da die geschäftlichen Verbindlichkeiten alle auf seinen Namen liefen. Die Niederlage blieb im Federhaffschen Haus, wo G. Weitbrecht an Stelle des verstorbenen Bruder Federhaff die Bücher führte. Er erleichterte Barth die Arbeit, indem er wöchentlich einigemal zu ihm nach Möttlingen kam. Barth war keine jener unpraktischen Naturen, welche nur in ihren Ideen leben, aber für greifbare Aufgaben des Lebens kein Verständnis haben. Sein heller Blick, seine rasche Entschlossenheit machten ihn auch zum Geschäftsmann tüchtig. Nach dem Neujahr 1837 sehen wir ihn deshalb mit Weitbrecht im Schlitten nach Karlsruhe fahren und dort mit Buchhändlern, Lithographen und Buchdruckern verhandeln; und so hat er noch manche Geschäftsreise mit seinem Freund und Gehilfen unternommen.

---

15. Aus dem Freundeskreis.

Von den Freunden, die im Pfarrhaus zu Möttlingen aus- und eingingen, wurden gelegentlich schon diejenigen genannt, deren Einfluß am deutlichsten in Barths Leben nachzuweisen ist. Obenan steht Osiander, der nicht bloß selbst fast täglich nach Möttlingen kam, sondern nach der Sonntagskinderlehre oft auch seine Schulkinder in die Bibelstunde mitbrachte. Barth kam nicht ebenso oft zu seinem Freund nach Münklingen; einmal im kalten Winter 1829/30 erschien er aber zu ungewöhnlicher Zeit schon am Sonntag morgen bei ihm. Zwei Männer hatten ihm den Weg durch den Schnee bahnen müssen, und er kam, um Osiander zu sagen: „Heute bei diesem tiefen Schnee darfst du nicht nach M., um für S. zu predigen. Er soll selber predigen und sehen, wie er zurechtkommt."

Ein benachbarter Pfarrer pflegte nämlich jede Woche zweimal zu Osiander zu kommen, am Dienstag, wenn er anfing zu studieren, und am Freitag, wenn die Predigt fertig war. Sprach Osiander seine Zufriedenheit mit der Predigt aus, so ging der ängstliche Mann getrost dem Sonntag entgegen; bisweilen hatte er aber gar keinen Mut, und Osiander mußte ihn vertreten. So sollte es an jenem Sonntag sein; Osiander blieb zu Haus, der Pfarrer wartete lange auf die Aushilfe, in der Not mußte er selbst unvorbereitet predigen. „Ich versuchte es, und es ging," sagte er nachher, und Barth hatte durch seinen mühsamen Gang beiden Freunden einen Dienst erwiesen.

Unter seinen übrigen Jugendfreunden war es besonders Pfarrer Werner, mit dem Barth eng verbunden

blieb, vollends als Werner sein Nachfolger in Effringen wurde. Missionare fanden sich immer zahlreicher ein, je weiter der Name Barths, als eines Missionsfreundes im großen Stil, bekannt wurde. Dadurch erweiterte sich der Freundeskreis mit jedem Jahr, denn Barth suchte womöglich mit seinen Gästen in irgend einer Fühlung zu bleiben.

Schon im Jahr 1832 begegnen wir z. B. im Möttlinger Pfarrhaus dem sprachenkundigen Judenmissionar W. Schauffler, einem Stuttgarter von Geburt, der in Konstantinopel sein Arbeitsfeld erhielt und erst 1883 starb. Er kam dort mit einem Herrnhuter Missionar Albrecht aus Labrador zusammen, und so trafen sich oft heimgekehrte Sendboten aus den verschiedensten Weltteilen am Tische Barths. Es war diesem erwünscht, wenn dann gerade abends Gemeindeglieder auf Besuch kamen; die Missionare hatten in diesem Fall allein das Wort zu führen und dies waren die besten Missionsstunden in Möttlingen.

Zaremba, den wir schon von Barths Studentenzeit her kennen, suchte seinen alten Freund auf, als er 1834 die Station Schuscha in Kaukasien wegen geschwächter Gesundheit verlassen mußte. Das hagere, blasse Gesicht mit den eingefallenen Augen, aus denen doch die Liebe Christi hervorleuchtete, erinnerte an des Apostels Worte: „als die Getöteten und siehe wir leben.“ Barth, der sich schon das gnädige Wohlwollen der Königin Pauline erworben hatte, führte den heimgekehrten Missionar zu dieser ins Schloß, wo auch die Herzogin von Teck und die Markgräfin von Baden als Besuche sich aufhielten.

Bald nachher sehen wir Gobat, den späteren Bischof

von Jerusalem, in Möttlingen, wo er merkwürdigerweise zuerst erfuhr, daß er Bräutigam sei. Er hatte in der Stille zu Beuggen um Marie Zeller angehalten, mußte aber nach Württemberg abreisen, ehe er eine Antwort erhielt. Von Barth benachrichtigt: „Heute kommt Gobat!“ machte sich auch der Schulmeister Bronnenkant von Mühlhausen auf den Weg nach Möttlingen. Freiherr von Gemmingen sagte ihm zuvor, eben schreibe ihm Pfarrer Köllner, Gobat sei Bräutigam und Zeller hätte ihm das Jawort schon mitgeteilt, wenn er wüßte, wo sich sein Schwiegersohn aufhalte. Das gab zuerst verwunderte Gesichter und dann eine freudige Überraschung, als Bronnenkant dem glücklichen Bräutigam gratulierte.

Barth schrieb nachher an Pfarrer Köllner: „Sie dürfen sich fest darauf verlassen, daß, sollte sich je einmal etwas Menschliches in dieser Hinsicht ereignen, daß ich nämlich aus dem Cölibat austrete (humani nihil a me alienum puto), die Fama mit ihren Siebenmeilenstiefeln die Nachricht davon nach Basel bringen würde, ehe ein Brief von mir sie meldete.“

Eine erwünschte Gelegenheit, mit den Brüdern zusammen zu kommen, boten Barth die schon genannten Pfarrkonferenzen; diese versäumte er selten, auch wenn er mit Geschäften überladen war. Gewöhnlich saß er als stiller nachdenklicher Zuhörer da und warf nur zuweilen einige kurze schlagende Worte in die Besprechung, welche dadurch neu belebt wurde.

Der persönliche Umgang mit seinen Freunden genügte Barth nicht, er hätte so gerne manche Brüder in der Ferne erreicht und dazu mußte ihm seine ausgebreitete Korre-

spondenz helfen. Eine solche wurde ihm schon durch die Herausgabe des Calwer Missionsblattes, der Jugendblätter und anderer Schriften aufgedrungen und das Briefschreiben war ihm nicht bloß eine Lust, sondern oft eine schwere Last. Zwar die meisten der 1200 Briefe, die er jährlich abzusenden hatte, machten ihm wenig Mühe, es waren Geschäftsbriefe, welche ihre etymologische Abstammung von breve (kurz) nicht verleugneten, dagegen von den Briefen, wie sie Barth an Missionare und andere Freunde schrieb, sagte er, daß sie ihn oft einen Vormittag kosten. „Ich bin nämlich," schreibt er, „außerordentlich langsam und ungeschickt im Briefschreiben, was man bei solcher Übung nicht erwarten sollte. Ich sitze oft ganze Viertelstunden und nage an der Feder, weiß nicht, was ich weiter sagen soll, und habe gewöhnlich, wenn der Brief geschlossen ist, das Beste vergessen."

Durch brieflichen Verkehr ist Barth seinem jungen Freund Felt, den er zeitlebens nie gesehen hat, sehr nahe gekommen. Felt war ein junger Kaufmann, der von England aus in den Dienst der baptistischen Sirampurmission trat. Durch Sendung von Traktaten war Barth zuerst mit ihm in Verbindung getreten und bekam an ihm einen treuen Gehilfen. Der junge Mann hatte ein bewegtes Leben, Indien verließ er bald wieder und trat in das Berliner Missionshaus ein; dann treffen wir ihn in Hamburg, von wo aus er Barths Schriften den Weg nach Amerika öffnete. In London hat er gerne manchen Bittgang für seinen väterlichen Freund gemacht, wenn dieser Geld für Druckkosten, Holzschnitte für die Bücher und Raritäten für sein Missionskabinet wünschte.

Die Bekanntschaft mit Missionar Gützlaff, die Barth auf seiner Reise in Rotterdam gemacht hatte, erneuerte er gleichfalls auf brieflichem Weg, indem er an ihn nach China schrieb. Dorthin und nach viel anderer Herren Länder gingen Barths Briefe hinaus und spannen viele Fäden, die aus der alten Christenheit und aus der jungen Missionskirche in Barths Studierzimmer zusammenliefen und ihm den weiten ökumenischen Blick ermöglichten, kraft dessen er so hell und kräftig von Christi Kommen in seinem Reich zeugen konnte.

Eine große Freude bereiteten die Antwortschreiben, wenn sie in Möttlingen ankamen. Einst war Hochstetter eben fortgegangen, als die Post eintraf. Barth erzählt: „Ich rief ihm noch durchs Sprachrohr nach: „Epistolae venerunt e Londino, e Basilea, e campo regio. Redi, lege!“ (Briefe sind gekommen aus London, Basel, Königsfeld. Komm und lies!) Er kam gleich wieder daher gelaufen und nun setzten wir uns und ich hatte zwei Stunden lang an den Briefen vorzulesen.“

Der engste Freundeskreis, mit dem wir Barth seither verbunden sahen, hat sich noch in der Zeit seines Möttlinger Pfarramtes sehr gelichtet. Im Anfang des Jahres 1833 erkannte man, daß Federhaff, der lange gekränkelt, nicht mehr aufkommen werde. Barth wachte die letzte Nacht bei ihm und sprach dem Sterbenden Trost zu; am Morgen des 29. Januar entschlief er sanft an einer Lungenlähmung. Barth verlor in ihm einen treuen Freund und Berater, der Traktatverein einen gewiegten Geschäftsmann.

Auch sein „Feltlein“ mußte Barth bald verlieren. Mit Mühe hatte der junge Mann die Unterstützung englischer

Freunde erhalten, um in Berlin Theologie zu studieren; nach kurzem Aufenthalt mußte er die Hochschule wieder verlassen, zu große Anstrengungen hatten seine schwache Kraft aufgerieben und ein Lungenleiden zur Folge gehabt. Barth täuschte sich nicht über sein Befinden; „ohne ein Wunder kommt er nicht davon," sagte er und tröstete seinen jungen Freund, den er auf Erden nie gesehen hat, in mehreren Briefen. Im letzten schrieb er: „Ob mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist Du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Teil. Ich bitte Gott, daß er Dich in den Stand setze, unter allen Umständen aus vollem Herzen so sprechen zu können." Dieses Schreiben, in welchem er den Kranken versicherte, er bete täglich zweimal für ihn, nicht um seinen Tod und nicht um sein Leben, sondern um sein ewiges Heil, erreichte Felt nicht mehr, es kam schwarz versiegelt zurück mit dem Vermerk: Adressat sei am 11. November 1833 gestorben. Quiescat in pace! have, anima pia, have! (= Ruhe im Frieden! Heil Dir, fromme Seele!) ruft Barth dem Heimgegangenen nach.

Am wehesten that es Barth, dem vertrauten Osiander ins Grab sehen zu müssen. Es war für ihn schon eine Entbehrung, daß dieser Freund seit dem Herbst 1832 in dem entfernten Maichingen das Pfarramt bekleidete. Dort heiratete Osiander im Anfang des Jahres 1833; sein Eheglück sollte aber nicht lange währen. Im Oktober 1834 erkrankte er an der Ruhr, die er sich durch eine Erkältung zugezogen hatte, als er aushilfsweise in Döffingen eine Leichenpredigt hielt.

Barth besuchte den Kranken sobald als möglich und

fand seinen Zustand noch nicht bedenklich; an einen tödlichen Ausgang dachte Barth auch gar nicht und hatte dazu einen besonderen Grund. Als Repetent geriet nämlich Osiander während eines Gebets in eine Verzückung: Christus erschien ihm, wie er in unbeschreiblicher Majestät zur Rechten Gottes sitzt, und verkündigte ihm, daß er in seiner Todesart dem Menschensohn ähnlich werden müsse. Beide Freunde faßten dies so auf, daß Osiander des Märtyrertodes gewürdigt werde; diese Erwartung hing mit ihren übrigen Ansichten von der Nähe der letzten Zeit zusammen. Osiander sprach seine Hoffnung freimütig aus und gutgesinnte Glieder seiner Gemeinde gestanden, sie haben die Freudigkeit ihres Pfarrers nicht immer teilen können, wenn er in fröhlicher Zuversicht davon sprach, „wir könnten noch einmal das Glück haben, als Märtyrer zu sterben."

„Osiander stirbt nicht," war Barths kurze Antwort, wenn man ihn nach dem Befinden seines Freundes fragte. Am 5. November kam die Nachricht, der Kranke sei rückfällig geworden. Barth schrieb an dessen Gattin: „Das war freilich eine neue Glaubensprobe, worin sich bewähren mußte, daß der Herr in den Schwachen mächtig ist." An demselben Tag ließ man Barth nach Möttlingen sagen, es stehe bedenklich mit dem Kranken; Barth versprach, am folgenden Morgen nach dem Freund zu sehen, und ging in ängstlichen Sorgen zu Bett. Nachts um 1 Uhr war es ihm, als würde er von einer fremden Person geweckt; sofort stand er auf, weckte seine Leute, schickte zum Kutscher und ließ ihn einspannen; eine namenlose Angst hatte ihn erfaßt, er könnte den Freund nicht mehr am Leben treffen.

Die Pferde waren jedoch nicht sogleich zur Stelle, die Nacht war stockfinster, so daß man nur im Schritt fahren konnte, und so sehr auch Barth trieb, wurde es doch 7½ Uhr, bis er vor dem Pfarrhaus in Maichingen vorfuhr. Eine halbe Stunde zuvor war Osiander gestorben. Über dieser Nachricht erblaßte Barth vor Schrecken, er mußte sich niedersetzen und blieb eine Zeit lang in Schmerz versunken, dann ließ er sich an das Bett des Entschlafenen führen und nahm von seinem Jonathan, wie er ihn zu nennen pflegte, rührenden Abschied.

Osiander hatte selbst seine Krankheit nicht schwer genommen und seinem Schwager, Pfarrer Müller, jene Vision als Grund seiner Lebenshoffnung mitgeteilt. Müller erklärte ihm, daß die Offenbarung auch auf einen innerlichen Kampf gedeutet werden könne, ähnlich demjenigen, welchen Christus mit den Mächten der Finsternis ausgerungen. Der Kranke wurde nachdenklich und sagte, er wolle sich gefaßt machen und tröste sich des Spruches: „Siehe Satanas hat euer begehrt, daß er euch möchte sichten, wie den Weizen. Ich aber habe für dich gebeten, daß dein Glaube nicht aufhöre.“

In der letzten Nacht empfing Osiander mit den Seinigen das heilige Abendmahl, darauf lag er stille da, in Anfechtungen seufzend. Mit schwacher Stimme teilte er seinem Schwager mit, der Satan flüstere ihm zu, wie er sich in seiner Meinung, des Märtyrertodes um Jesu willen zu sterben, getäuscht habe, so sei sein Glaube, daß Jesus der Sohn Gottes sei, auch Täuschung; er (Satan) rate ihm, diesen Glauben aufzugeben, so dürfe er jetzt noch nicht sterben.“

Laut beteten die anwesenden Brüder abwechslungsweise für den Sterbenden, da richtete sich dieser gegen vier Uhr plötzlich mit Kraft auf, alle Schwachheit schien verschwunden und mit donnerähnlicher Stimme rief er: „Ich glaube, ich glaube an den Sohn Gottes,“ so laut, daß man ihn auf der Gasse in den Nachbarhäusern hörte. Viele wachten aus dem Schlaf auf, und manche Gemeindeglieder eilten ins Pfarrhaus, um das selige Ende ihres Seelsorgers mit anzusehen. Noch zwei Stunden lag Osiander in Leibes- und Seelennot auf seinem Schmerzenslager, unaufhörlich rief er den Namen Jesu an, während die Versammelten beteten und sangen. Um sechs Uhr richtete er seinen Blick nach oben, lächelte und winkte mit beiden Händen; von jetzt an schwand das Lächeln nicht mehr von seinem Angesicht, bis er um sieben Uhr entschlief.

Barth war ins Herz getroffen, er hatte nicht bloß seinen innigsten Freund, sein anderes Ich, verloren, er sah sich auch unvorbereitet in seiner Lieblingshoffnung, auf die nahe Zukunft Christi, erschüttert. „Hatte Osiander die Offenbarung nur irrig aufgefaßt?“ An der Thatsächlichkeit seiner Verzückung zweifelte er auch nach dem Tode des Freundes nicht, aber der Trennungsschmerz war zu schnell über ihn gekommen. Barth fühlte von jenem Augenblick an Herzklopfen und Stiche beim Atmen, er hatte nun auch seinen Pfahl im Fleisch. Es wurde dem betrübten Freunde schwer, die Grabrede zu halten, in welcher er bekannte, daß ihm der Riß, den der Herr gethan, als eines der größten Rätsel in der Regierung Gottes erscheine. In einem Gedicht, das er wenige Tage

später der Witwe des Verstorbenen übersandte, sprach er aus, was ihm dieser gewesen:

Ich danke dir, daß du den Jesusnamen
Mir, den allmächtigen, geoffenbart!
Und als die Augen schon im Tode schwammen,
Erloschen schien des Geistes Gegenwart,
Da klang es laut vom Sterbelager her,
Mit einer Stimme wie Posaunenton:
„Ich glaub', ich glaube fest an Gottes Sohn!"
Dies war sein Sieg, — sein letzter Seufzer Er.

Osianders Witwe ist später die Gattin Albert Knapps geworden, seine nachgeborene Tochter verbindet mit dem gläubigen Sinn ihres Vaters einen thatkräftigen Eifer für die diesseitigen Aufgaben der Kirche in dieser argen Welt. Wo man von der Berliner Stadtmission spricht, nennt man auch ihren Namen.

Das neue Jahr 1835 brachte Barth eine neue Trauerbotschaft: Pfarrer Köllner wurde am 3. Januar unerwartet schnell bei seinen Kindern in Sitzenkirch abgerufen. „Ach, Herr Jesu, du allein, dein Blut allein, du wirsts wohl machen! — Ach Kinder, ich hoffe, euch alle vor dem Thron des Lammes wieder zu finden!" Das waren die letzten Worte des Mannes gewesen, der Barth seine väterliche Freundschaft so treu bewahrt hatte.

16. Im Gedränge.

Der unerwartete Heimgang seines Freundes Osiander hatte Barths Gesundheit tief erschüttert; er predigte und arbeitete zwar noch mit unvermindertem Eifer bis zum

Erscheinungsfest 1835; aber die Anstrengung über die Feiertage verschlimmerte vollends sein Übel, das er später Herzrheumatismus nannte, derart, daß er ärztlichen Rat suchen mußte. Der Arzt verordnete ihm Ruhe und Erholung, und vierzehn Tage hielt es der Kranke ohne Arbeit bei seinen Verwandten im „römischen Kaiser“ zu Stuttgart aus, aber dann kehrte er wieder nach Möttlingen zurück, denn er sagte: „Ich kann den Karren nicht stehen lassen, und muß doch das Notwendigste thun.“

Wie in früherer Kraft konnten die Arbeiten nicht mehr im Sturm hinweggeräumt werden; Barth mußte lernen, sich auf das Nötigste zu beschränken. Jede Predigt machte ihn für einige Tage kränker, nur wenige Stunden am Tag konnte er schreiben, die übrige Zeit brachte er auf dem Sopha liegend beim Lesen zu. Das dauerte bis zum Frühjahr. Dr. de Valenti in Basel lud ihn im Mai dringend nach Basel ein und riet ihm, er solle sich eine Zeit lang ganz von Berufsarbeiten freimachen und auf einem stillen Landgut, wo ihm Spittler eine Erholungsstätte bereitet habe, sich ausruhen. Barth konnte der freundlichen Einladung nicht folgen, zu viele Arbeiten waren gerade im Fluß und der Verlagsverein veröffentlichte die erste Reihe seiner Schriften. Überdies fürchtete sich der Kranke vor dem Fahren, das er am wenigsten ertragen konnte, und traute es der souveränen Macht Gottes, der seine Verhältnisse am besten kenne, zu, daß er ihn in Möttlingen ebensogut, wie an einem andern Ort heilen könne.

Bald darauf sandte er die Jahresbeiträge des Calwer Missionsvereines nach Basel ein, es waren der Jahres-

zahl entsprechend 1835 Gulden. Auf die Festreise hatte er verzichtet und meinte: „die Baseler werden nicht unzufrieden sein, wenn auch ein Bettelmann weniger komme;“ als aber die Festwoche näher und näher rückte, da kam alte Reiselust über den Leidenden, die Bedenken des Arztes konnten ihn nicht mehr aufhalten, er wollte auch mit Frohlocken und Danken unter dem Haufen sein, die da feiern. Im eigenen Gefährt, von seinem Vetter Ch. Engelmann und Buchhändler Weitbrecht begleitet, fuhr er ab und die Luftveränderung stärkte seine Gesundheit; er konnte nach der Reise mehr als zuvor arbeiten und auch anfangen, seine Korrespondenz, die seit einem halben Jahr beinahe ruhte, wieder aufs Laufende zu bringen. Dennoch mußte er sich gefallen lassen, auf den Rat des Arztes die Arbeit noch einige Zeit zu meiden und im Sommer mehrere Wochen in Stuttgart der Erholung zu leben.

Der Aufenthalt in Stuttgart kräftigte Barth wieder insoweit, daß er in Möttlingen zwei Kinderschriften, „die Reiherfeder“, und „Schmidgalls Jugendjahre“ vollenden konnte. Offenbar hat er sich mit dieser Arbeit zuviel zugemutet, denn er mußte noch einmal eine Erholungsreise antreten. Mit seinem Freund und Nachbar Hochstetter, der eine Brustfellentzündung überstanden hatte, fuhr er zum Jahresfest der Rettungsanstalt in Buch bei Schaffhausen, wo er mit Schubert, Spleiß, Zeller, Ball und anderen Freunden vergnügte Stunden zubrachte. Nach seiner Rückkehr schrieb er: „Seit letzten Montag, 7. September, bin ich wieder hier und fühle mich recht gestärkt, daß ich wieder mutig arbeiten kann.“

Barth lernte in dieser Heimsuchung die züchtigende Hand Gottes dankbar lieben, das bezeugte er mit den Worten: „die Zeit der Leiden und der Demütigung wird besonders auch dadurch dem Herzen zum Segen, daß sie soviel Gelegenheit und Aufforderung giebt, in den eigenen Sündenzustand zu blicken, einen genaueren Maßstab anzulegen und im Gefühl der Unwürdigkeit heimischer zu werden. Das habe ich seit der Zeit, da es dem Herrn gefallen hat, mich mit körperlichen Leiden heimzusuchen, wohl erfahren dürfen, und kann deswegen auch für dieses Leiden dankbar sein."

Noch demütiger sprach er sich später aus: „Von meinem Herzenszustand kann ich nur soviel sagen, daß es mir mit jedem Tag wichtiger wird, einen Heiland zu haben, dem auch der Schlechteste nicht zu schlecht ist, und der nicht nach seiner Gerechtigkeit, sondern nach seiner Barmherzigkeit mit uns handelt, den Verbrecher pardoniert und zum Missethäter spricht: Du sollst leben!"

Krankheitsnot und Arbeitsdrang mochten dazu beitragen, daß Barth zu jener Zeit sein Pfarramt nur in großer Mutlosigkeit fortführte. „Mit jedem Jahr reißt sichtbarlich Leichtsinn und Gleichgültigkeit mehr ein und alles Predigen will nicht mehr anschlagen," so klagte er noch im Jahr 1835, und wir verstehen seine Niedergeschlagenheit, wenn er weiter berichtet, daß er in der durch ihre Sittenzucht und Ordnung berühmten Gemeinde in einem Kirchenkonvent fünf Hausväter wegen Schulversäumnissen ihrer Kinder zu strafen hatte, drei Sonntagsschüler wegen Kartenspielens in der Kirche und einen Ehebrecher wegen seines ärgerlichen Wandels verhören

mußte. Er fragte sich, ob es für die zu Tod gepredigten Möttlinger nicht besser wäre, wenn sie eine Zeit lang am geistlichen Hungertuch nagen müßten.

Das ängstlich erwartete Jahr 1836 brachte in dieser Beziehung keine Änderung; zu Anfang desselben schrieb Barth: „Ich bin nun elf Jahre hier und muß, so sauer mirs auch geschieht, diese Wahrnehmung zu machen, bemerken, daß sich der sittlich religiöse Zustand des unbekehrten Teiles der Gemeinde beträchtlich verschlimmert und der des besseren Teils nicht gehoben hat. Die Kirchlichkeit hat ab-, die Roheit zugenommen.“ Er klagt dann weiter, daß alles Predigen nichts helfe, denn die Gemeinde sei zu tot gepredigt und es mache auf die abgestumpften Nerven keinen Eindruck, ob er oder sein eifriger Vikar aus Moll oder Dur, im Alt oder Baß rede. „Das Starke und Geistige trinken sie hinunter wie die Russen den Branntwein und man merkt ihnen nichts an; die süße Milch des Evangeliums und die einfache Speise des himmlischen Manna sind sie überdrüssig.“ Es sind dies harte und, zur Ehre der Möttlinger dürfen wir sagen, zum Teil ungerechte Urteile, welche wir dem überarbeiteten Mann zu gut halten wollen. Welcher Diener am Worte Gottes kennt nicht solche Augenblicke bitterer Niedergeschlagenheit, in denen menschliche Ungeduld und menschlicher Kleinglaube sprechen: „Herr sende einen andern oder sende mich wenigstens anderswohin!“

Auf Barth drückten damals auch schwer die Sorgen des jungen Verlagsvereins; seine Versuche, Mitarbeiter zu bekommen, waren oft vergeblich, aus diesem Grund mußte er sich im Jahr 1836 an eine Arbeit wagen, die

er gerne einem andern überlassen hätte, nämlich an die Ausarbeitung eines Handbuchs der Weltgeschichte, ein „Riesenwerk,“ das er nur im Namen des Herrn, wie der kleine David den Goliath, zu bezwingen hoffte. Mehrere Monate lang wurden die Vormittage dieser Arbeit gewidmet, sogar die angekommenen Briefe blieben bis Mittag uneröffnet, aber es wurde aus dem Buche nicht, was Barth wünschte; er trug zuviel Betrachtungen hinein und bot zu wenig Geschichte. „Gott erbarms!“ hören wir ihn seufzen, „aber ich weiß nicht zu helfen. Alle Tage nehm ich mirs besser vor und alle Tage wird mein Vorsatz zu schanden.“

Während er so mit seiner Weltgeschichte im Gedränge stand, wurde wenigstens in der Gemeinde ein alter Anstoß beseitigt. Seit elf Jahren hatte Barth einen untüchtigen Schulmeister getragen; die Schule war ihm dadurch so entleidet, daß er lieber vermehrten Konfirmationsunterricht und Kinderstunden gab als die vorgeschriebenen Religionsstunden. Jener Lehrer wurde zuletzt auch übelhörig und die Schule kam immer weiter herunter. Barth konnte nicht mehr länger zusehen und bat beim Konsistorium um einen Amtsverweser. Zu seiner Freude kam nun sein früherer Schüler und Konfirmand Mast von Dornhan nach Möttlingen; er nahm ihn ins Pfarrhaus auf, um den alten Lehrer, der eigentlich dem Amtsverweser hätte die Kost reichen sollen, zu versöhnen. Für das Pfarramt faßte Barth infolge dieser Änderung neuen Mut. Es that aber auch Not, daß er hier eine kleine Erleichterung fand, denn schon war er im Begriff einen neuen Faden an seinen Webstuhl zu knüpfen.

Barth hatte schon lange das Bedürfnis erkannt, für die reifere Jugend von 12 bis 18 Jahren eine gute heilsame Lektüre zu schaffen; ein gleichgesinnter junger Buchhändler Hänel in Stuttgart brachte seine Wünsche und Gedanken zur Reife, und es wurde die Herausgabe der heute noch grünenden Jugendblätter beschlossen. Schubert und Hochstetter waren die ersten sicheren Mitarbeiter, andere ließen sich nicht sobald finden und die Hauptarbeit blieb längere Zeit dem Herausgeber Barth. In den Grundlinien war jetzt der Wirkungskreis, in welchem Barth bis zu seinem Ende unermüdlich thätig war, schon ausgesteckt; neben dem Pfarramt waren es vier unter sich verwandte Arbeitsgebiete: Missionssache, Kinderschriften, Verlagsverein, Jugendblätter. Er ließ sich um diese Zeit einen Siegelstock machen, der außer seinem Namen in den vier Ecken die Anfangsbuchstaben jener vier Berufsaufgaben trug.

Seine Neigung hätte Barth oft mehr zu theologischen Arbeiten hingezogen, er sah es daher als eine Verleugnung an, daß er zum Beispiel Ötingers Lebensbeschreibung wegen Zeitmangels nicht herausgeben konnte, und einem Freunde, der ihm die Streitschrift eines theologischen Professors übersandt hatte, antwortete er nicht ohne eine gewisse Bitterkeit, die Schrift sei ihm zu hoch gewesen, als daß er sie hätte verstehen können, er sei eben ein ungelehrter Landpfarrer und „Kinderschreiber“ und kein Professor. „Wie gut ist's aber,“ fährt er fort, „daß es doch auch so gelehrte Leute giebt, die den Herren Rationalisten und Gefühlstheologen und Pantheisten das Nötige entgegnen können! Habe mir oft gewünscht, möchte auch

so ein gewappneter Kerl sein und drein schlagen können; ist aber pure Eitelkeit, und der liebe Gott will haben, ich soll auf dem Schemel bei den kleinen Kindern sitzen bleiben und mit ihnen lallen."

Dennoch wagte der bescheidene Landpfarrer in demselben Jahr, eine Lanze wider einen Großen der ungläubigen Theologie einzulegen. Das Leben Jesu von Dr. Strauß verwirrte viele Gemüter; Barth stellte in einer kleinen Streitschrift den angeblichen Mythen im Leben Jesu wirkliche echte mohammedanische Fabeln entgegen, die ihm von Zaremba zugesandt worden waren, um die Beweisführung des gelehrten Kritikers zu erschüttern. Weil unter vielen tausend Kugeln in der Schlacht oft nur eine treffe, so hoffte Barth, daß auch dies kleine Büchlein soviel ausrichten könne wie ein großes Buch, wenn es nur die rechte Kugel geladen habe.

Mit solchem Laden und Losschießen wußte Barth umzugehen und unterhielt nachgerade ein schriftstellerisches Schnellfeuer, das auch seine ungewöhnliche Arbeitskraft an die Grenze des Menschenmöglichen führte. Wenn er an Freunde schreibt, wie Stöße unbeantworteter Briefe vor ihm liegen, wie er monatlich allein für die Jugendblätter 30 gedruckte Quartseiten fertig bringen müsse und dabei von Besuchen über Besuchen gestört werde, so erscheint es uns fast als bitterer Scherz, daß er noch hinzufügt: „Überdies bin ich krank auf der Brust, und muß mich schonen." Größere Schonung war aber unumgänglich notwendig für ihn, er brauchte Mitarbeiter, und wenn er sie wie Diogenes mit der Laterne suchen mußte.

„Warum soll denn ich mich zu Tode arbeiten," fragte er, „und andere nicht auch etwas für mich thun lassen?"

Auf den jungen H. Zeller in Nagold hatte Barth es zunächst abgesehen. Es war ihm nicht leicht geworden, diesen gelehrten und doch so bescheidenen Mann an sich zu ziehen. Vom Fingerhut und von Knabenkräutern, die in den Wäldern blühen und von den herrlichen Palmen, Pisangs und Bananen in seinen Büchern schrieb er dem Pflanzenfreund, um ihn zu einem Besuch in Möttlingen zu ermutigen, und als sich Zeller von seinen wissenschaftlichen Arbeiten und Gartenanlagen nicht losreißen konnte, da ist ihm Barth selbst nach Nagold nachgegangen. So sind beide Freunde geworden und Zeller ließ sich endlich überreden, naturgeschichtliche Aufsätze für die Jugendblätter zu schreiben. Zwei andere tüchtige Mitarbeiter fand Barth an Karl Stöber für Erzählungen und an Abel Burckhardt für Lebensbeschreibungen. Seinem unverdrossenen Spürsinn, der durch eine gründliche Menschenkenntnis unterstützt wurde, gelang es, noch manche Kraft zu wecken und seinen Unternehmungen dienstbar zu machen.

In seiner Gemeinde mußte Barth im Herbst 1836 die Wandelbarkeit der Volksgunst in schmerzlicher Weise erfahren. Mit dem alten Schullehrer war früher jedermann unzufrieden gewesen und über die Wirksamkeit seines Amtsverwesers konnte man sich nur freuen. Dennoch gelang es den Umtrieben jenes Lehrers, den größeren Teil der Bürgerschaft zu seinen Gunsten gegen den Pfarrer aufzuhetzen. Eine Bittschrift wurde in den Häusern umhergetragen, in welcher um Beibehaltung des alten Lehrers gebeten wurde, und von 100 Bürgern unterschrieben 66 die-

selbe, darunter gerade diejenigen, welche vorher am lautesten über den Mann geklagt hatten, den sie nun so verteidigten. Der Dekan nahm die Bittschrift gar nicht an, das brachte den Sturm zum Schweigen, und Barth suchte durch möglichste Nachgiebigkeit und große Opfer den Frieden zu erhalten; er ließ auch den Schullehrer seine Feindseligkeiten nicht entgelten, sondern behielt den Amtsverweser Mast nach wie vor bei sich in der Kost. Doch klagte er, daß unter den Amtskreuzen das Schulkreuz das schwerste sei, und schrieb: „Auf eine oder andere Weise wird diese Sache früher oder später eine Veranlassung für mich werden, von hier abzutreten.“

Der traurige Schulstreit ließ Barth seine Thätigkeit in der Gemeinde aufs neue als fruchtlos erscheinen. Vorwerfen, meinte er, können ihm die Möttlinger nichts, er habe von Anfang an jeden Sonntag drei Gottesdienste gehalten, abends noch zwei Kinderstunden und eine Stunde für konfirmierte Töchter, er habe sich bemüht, in allen Dingen uneigennützig zu wandeln und sich nach dem Text zu halten, über den Dekan Fischer seine Investiturpredigt in Möttlingen hielt: „Ich suche nicht das Eure sondern Euch.“ „Bei alledem,“ klagte er, „ist's doch von Jahr zu Jahr schlechter geworden und die Hälfte meiner Zuhörer schläft die ganze Kirche hindurch, wenn ich noch so eifrig predige. Dennoch will ich nicht selbst Schritte thun, so lange mich nicht der Herr auf eine verständliche Weise dispensiert.“

Barth hatte also trotz mancher Enttäuschungen und übergroßer Arbeitslast noch keine innere Erlaubnis, Möttlingen zu verlassen, er wartete noch auf einen deutlicheren

Wink des Herrn, und seinem Schlußwort im Calwer Missionsblatt 1836 merkt man in keiner Weise an, daß der Verfasser müde geworden war. Wir lesen dort: „Nach allen Anzeichen ist die Zeit vorhanden, wo das Missionswerk nicht mehr so im kleinen sondern im großen getrieben werden muß, und wo der Herr unsern Arbeitern mit entsprechenden Erfolgen entgegenkommen will. Jetzt müde zu werden wäre gerade, wie wenn man in den Vorpostengefechten Mut und Eifer bewiesen hätte, aber beim Anbruch der Schlacht sich ins Lager zurückziehen wollte. Wem es bis daher schon zuviel gewesen und bange ist vor einer Erweiterung dieses Werkes, der trete ab. Die Dreihundert, welche aus der Hand zum Munde trinken, werden schon die Midianiter bezwingen.“

Spittler, der einsah, daß Barth nicht mehr lange neben den andern Arbeiten das Pfarramt fortführen konnte, wollte seinem bedrängten Freund einen Ausweg eröffnen und schlug ihm (1837) vor, die Stelle eines Sekretärs der Christentumsgesellschaft anzunehmen und nach Basel überzusiedeln, auch sein ganzes Büchergeschäft dorthin zu verlegen. Zu diesem Schritt konnte sich Barth nicht entschließen, doch wollte er den Antrag auch nicht ganz von sich weisen und fragte in Basel an, ob ihm nicht die Herausgabe der Basler Sammlungen übertragen werden könne. Ohne Zweifel sah er darin ein Mittel mehr, seine Stellung außerhalb des Kirchendienstes zu einer selbständigen zu machen. Spittler war mit dem Vorschlag einverstanden, und schon im November 1837 sehen wir Barth mit der Herausgabe der ersten Nummer der Basler Sammlungen für 1838 beschäftigt. Damit

hatte die Überbürdung ihren Höhepunkt erreicht. „Die Arbeit stürmt so haufenweise auf mich ein,“ schrieb er am ersten Dezember, „daß ich gar nicht weiß was am meisten pressiert und die arme Korrespondenz bleibt liegen. Gestern kamen 60 Pfund Bücher und Zeitungen aus Amerika, die alle gelesen werden sollen, heute 23 Pfund aus London.“

Die Brustschmerzen wurden immer heftiger und ein Rheumatismus im Arm hinderte den emsigen Mann, selbst zu schreiben. Unter solchem Gedränge hatte Barth die letzte Nummer des Calwer Missionsblattes zu vollenden, welches seinen zehnten Jahrgang mit 7000 Abnehmern schloß. In dem Schlußwort sprach er seine Freude aus über die großen Fortschritte, welche das Reich Gottes im Lauf eines Jahrzehntes unter Heiden und Christen gemacht, und fuhr dann fort: „Wenn ich aber mich selbst frage: ‚um wie viel bist denn du in diesen zehn Jahren vorwärts gekommen?‘ so erschrecke ich und schweige beschämt still und lasse nur den leisen Seufzer aus der Tiefe des Herzens aufsteigen: ‚Herr gehe nicht ins Gericht mit Deinem Knecht.‘ Sein heiliger Name sei gepriesen, daß seine Barmherzigkeit mich noch stehen lässet. Seine große Huld trage auch ferner den unnützen Knecht, und segne alle, die für ihn beten.“

Das neue Jahr 1838 trat der Pfarrer in Möttlingen als ein kranker Mann an, das merkten jedoch die Leser seiner Schriften nicht. Dort wehte nach wie vor ein frischer, munterer Geist, und in den Jugendblättern begrüßte Barth seine jungen Freunde mit einem glaubensfrohen Neujahrslied, in welchem wir lesen:

„Neujahr und neuen Mut
Hinein ins Pilgerleben!
Wer auf dem Felsen ruht,
Darf nicht vor Stürmen beben.
Auf unsern alten Gott
Ein immer neu Vertrauen,
Und lebte man wie Lot
Auf Sodoms Schwefelauen!“

Er möchte auch oft niedergeschlagen sein, sagte Barth im Blick auf seine geschwächte Gesundheit und die dringenden Arbeiten, weil es aber nichts helfe, so lasse er es lieber bleiben und schleppe seinen Karren fort von einem Tag zum andern. Schließlich wäre es in Möttlingen doch nicht mehr weiter gegangen, denn die Krankheitsbeschwerden mehrten sich und auch kleinere Reisen verschafften dem Leidenden keine rechte Erholung mehr.

Im Herbst 1837 hatte Barth Schubert in München besucht, denselben aber „bis über die Ohren“ im Geschäft gefunden, so daß er ihn nur über Tisch sprechen konnte. Schubert ermunterte seinen Freund, bei dem in München weilenden Kronprinzen von Preußen, dem späteren König Friedrich Wilhelm IV., eine Audienz nachzusuchen, und der fromme, liebenswürdige Fürst schenkte dem schwäbischen Theologen über eine Stunde geneigtes Gehör; seine Gnade ist später dem Verlagsverein sehr zu statten gekommen. Barth kam von solchen Reisen nicht mehr so erfrischt zurück wie früher, es war hohe Zeit, daß ihm gründliche Erleichterung zuteil wurde.

17. Von Möttlingen nach Calw.

Frühe hatte Barth daran gedacht, sein Pfarramt in Möttlingen niederzulegen, sich eine selbständigere Stellung zu schaffen und in derselben vorzugsweise seinem schriftstellerischen Berufe zu leben. Schon im Jahre 1833 schrieb er seinem Freund und Vetter Schmauk in Amerika, es könnte sein, daß er im Laufe dieses Sommers noch an seiner Thüre anklopfe, und erklärte ihm in einem späteren Briefe, er sei damals vor einer vierfachen Wahl gestanden, entweder nach Amerika zu ziehen oder nach Basel oder Calw, oder einen Vikar zu nehmen. Der Gedanke auszuwandern taucht später nicht mehr auf, auch zu einer uberfiedelung nach Basel fehlte es Barth, wie wir schon gehört, an der nötigen Freudigkeit; es blieben somit nur die beiden andern Möglichkeiten übrig: nach Calw zu ziehen oder einen Vikar zu nehmen. Barth that einmal das letztere und im Herbst 1833 zog ein Vikar im Möttlinger Pfarrhause ein.

Zwei treue Gehilfen, Pfäfflin und Stotz, genossen den Segen, mit Barth zusammen arbeiten zu dürfen; aber auf die Dauer widerstrebte es dem eifrigen Manne, alle pfarramtlichen Geschäfte die Woche hindurch an den Vikar zu hängen, die Verantwortung für das ganze zu haben und doch nur einen kleinen Teil der Arbeit selbst besorgen zu können. Ohnedies entleideten ihm die Enttäuschungen in Möttlingen das dortige Pfarramt; wäre er im Kirchendienst geblieben, so hätte er es jedenfalls für seine Pflicht gehalten, einen andern Acker zu suchen und von Möttlingen zu weichen, in der Überzeugung, daß dann der

Same, den er ausgestreut, noch in seiner Abwesenheit aufgehen werde. In einer neuen Gemeinde wollte er aber nicht mit einem Vikar aufziehen und konnte einem solchen mindestens im Anfange nicht alle Geschäfte außer der Sonntagspredigt übergeben.

Sollte Barth wieder ganz Pfarrer werden und einen Teil seiner Privatarbeiten gänzlich einstellen? Er hat sich selbst diese Frage vorgelegt, erkannte aber, daß er sich in die Arbeit für die Mission und für die Schulbücher und Kinderschriften zu tief eingelassen habe, auch nicht leicht einen Ersatzmann finden könne. „Somit," schloß er, „sehe ich für mich keinen andern Ausweg, als um meine Entlassung zu bitten, mit dem Vorbehalt, in den Kirchendienst zurückzutreten, sobald es meine Umstände wieder erlauben."

Es hatte lange gedauert, bis Barth zu diesem Entschluß gedrängt wurde, und mit schwerem Herzen sah er der Zeit entgegen, in welcher er am Sonntag keine eigene Kanzel mehr haben sollte; aber der Herr hatte ihm zu deutlich gezeigt, daß er ihn zu der obenerwähnten Arbeit in seinem Weinberg berufen habe; gerne wollte er sich daher in manche Entbehrungen schicken.

Barth ließ die Stuttgarter Brüder darüber entscheiden, ob er sich nach seinem Austritt aus dem Pfarrdienste in Stuttgart oder Calw niederlassen solle. Sie rieten ihm, einen fünfjährigen Urlaub zu nehmen, dann, hoffte man, sei die Hauptarbeit für den Verlagsverein gethan und Barth könne in den Kirchendienst zurückkehren. Da sie keinen besondern Wert darauf legten, daß er seinen Wohnsitz in Stuttgart nehme, so folgte er seiner Neigung und beschloß, nach Calw zu ziehen.

In den letzten Tagen des Jahres 1837 ging die Bittschrift an den König ab, in welcher der Möttlinger Pfarrer um seine Entlassung beziehungsweise um Urlaub bat. Am 13. Januar 1838 erhielt Barth die Nachricht, seine Bitte sei gewährt, und so mietete er in Calw eine Wohnung, in welcher er nach Verlauf eines Vierteljahres seinen „Witwensitz" aufzuschlagen gedachte. Vor dem Umzug war ihm noch bange, deshalb schrieb er von seiner neuen Heimat: „Ich wollte, ich säße schon darin und alle meine Siebensachen mit."

Die letzten Monate in Möttlingen wurden dem Scheidenden schwer. Brustschmerzen ließen ihm manche Nacht keine Ruhe und doch mußte am Tage weitergearbeitet werden; zur Erholung, zum Schonen der Gesundheit gab es keine Zeit. Barth wollte Spittler nicht untreu werden und die Baseler Sammlungen wenigstens ein Jahr lang herausgeben, bis ein Stellvertreter gefunden war. Seine Arbeit war dadurch um ein bedeutendes vermehrt und außerdem wurden für den Verlagsverein neue Unternehmungen geplant. Es wurde Frühling und die Zeit des Abzuges rückte heran, zugleich stand Ostern und die Konfirmation vor der Thüre. „Es graut mir vor den nächsten vier Wochen," schrieb Barth am 6. April, „wie vor einem Zalmaveth (Todesthal) und ich wollte was drum geben, wenn sie schon herum wären. Hilft aber nichts, muß eben hinein, werde auch wieder herauskommen, wills Gott." Einige Wochen später durfte er den Herrn preisen, daß er ihm so gnädig durchgeholfen. Mit großer Freudigkeit konnte er seiner Gemeinde noch einmal den Gekreuzigten und Auferstandenen verkündigen und auch für die Kon-

firmation gab ihm Gott Kraft; außer der Kinderlehre war er im stande, alles selbst zu versehen und hatte dabei das Haus voll Gäste. Mittags saßen 35 Personen mit ihm zu Tisch, darunter 9 Konfirmanden vom Filial.

Die Brüderkonferenz am Ostermontag gab Barth Gelegenheit, mit den Freunden aus der Umgegend wie zu einer Abschiedsfeier vereint zu sein. Bis auf den heutigen Tag besteht in der Möttlinger Gegend der alte Brauch, daß sich die Laienbrüder aus den Gemeinschaften einmal im Monat an einem Feiertag versammeln. Dies geschieht abwechslungsweise in den verschiedenen Dörfern, morgens gehen sie in die Kirche und nachmittags kommen sie mit gleichgesinnten Geistlichen zur Erbauung zusammen. Am Ostermontag war diese Monatstunde in Möttlingen und Barth konnte noch einmal mit vielen Brüdern aus Effringen, Schönbronn und den umliegenden Dörfern Gemeinschaft pflegen.

Ostern und die Konfirmation waren vorüber, der Mai, die Zeit des Wanderns, brach an. Jetzt eilten die Freunde, zum letztenmal Barths Gastfreundschaft zu genießen, auch Zeller von Nagold folgte endlich den dringenden Einladungen und bereute es nicht. Er schreibt von seinem Besuche: „Dies waren glückliche Tage, da ich eigentlich eingeweiht wurde in Barths häuslichen und geselligen Bruderkreis. Ich sah zum erstenmal seine Lebensweise, seinen Arbeitskreis, seine Sammlungen, wohnte seinen Hausandachten und Gottesdiensten bei und wurde fortan ein Genosse seiner vertrauten Freundeskreise."

Zum Abschied kam endlich noch Chr. Engelmann von Stuttgart.[1] Als man vom Pfarrhause aus seinen Wagen

in der Ferne heranfahren sah, führte Barth seine übrigen Gäste auf schmalem Fußweg dem Kommenden entgegen, stellte sie zu seinem Empfang in Reih und Glied auf, so daß sie Zeller verdeckten. Barth hatte vorausgesagt, wenn sein Vetter Engelmann den letzteren unter den Anwesenden entdecke, dann werde er ihn mit den Worten begrüßen: „O daß mers besser werd!“ Die Überraschung gelang, und Engelmann umarmte richtig mit jenen Worten seinen Freund. Aus diesem kleinen Zuge geht hervor, daß Barth noch einige vergnügte Tage in dem Möttlinger Pfarrhause verlebte, in welchem er während dreizehn langer Jahre so viel gearbeitet und auch so manchen innern Kampf wohl bestanden hatte.

Abschiedsbesuche machte er keine, er versicherte die Möttlinger, daß er sich auch in Calw zu ihnen rechne und darum nicht von ihnen Abschied zu nehmen brauche. Aus demselben Grunde hielt er auch keine Abschiedspredigt, er hoffte, nicht zum letztenmal auf der Möttlinger Kanzel gestanden zu sein und wollte sich und der Gemeinde den Schmerz ersparen. Eine Bibelstunde am Sonntagabend war sein letzter Gottesdienst. Am Abschiedstage war eine große Menge von Gemeindegliedern im Pfarrhofe versammelt, um dem scheidenden Hirten, den man vor dreizehn Jahren mit so viel Freude begrüßt hatte, Lebewohl zu sagen. Barth fürchtete die Gemütsbewegung um seines Herzübels willen, und statt in den Reisewagen zu steigen, verließ er nach Tische das Pfarrhaus still und unbemerkt durch die Hinterthüre. Vikar Stotz, der nun in Möttlingen Pfarrverweser wurde, begleitete ihn.

Die Leute meinten, Barth mache nur seinen gewohnten

Spaziergang auf den Hundsrück, von dem aus er so oft seinen Blick über Berg und Thal schweifen ließ; doch sie sahen ihn vor dem Ort den Weg über den Simmozheimer Berg nach Calw einschlagen und vergeblich warteten sie auf seine Rückkehr. Die Möttlinger, welche sich nur noch von den übrigen Bewohnern des Pfarrhauses verabschieden konnten, nahmen Barth seinen heimlichen Abzug nicht übel, sie kannten ihn zu gut und so oft sie bei ihm in Calw einkehrten, durften sie erfahren, daß er wirklich auch dort der ihrige geblieben war und mit seiner Gemeinde im Herrn verbunden, dieselbe Liebe und Teilnahme für sie hatte wie früher.

Barth war also auf dem Weg in seine neue Heimat Calw. Fremde, die zum erstenmal von den Höhen rechts oder links der Nagold in diese alte Schwarzwaldstadt hinabsteigen, können sich oft einer gewissen Bangigkeit nicht erwehren, wie sich da drunten im tiefen, engen Thal leben lasse. Aber die Calwer lieben ihre kleine Thalstadt; scherzend hat man schon gesagt, das Calwer Heimweh komme gleich nach dem der Schweizer, und auch schon vielen Fremden ist es wohl und heimisch geworden in dem freundlichen Städtlein, das sich an drei waldige Höhen anlehnt und darum den Löwen auf drei blauen Bergen im Wappen führt. Einst war Calw die bedeutendste Handelsstadt des Herzogtums Wirtemberg mit einträglichen Monopolen für Salzhandel und Tuchfabrikation. Damals sang man in den umliegenden Dörfern und Städten: „Calw ist unsre Handelsstadt, Unser Kleinvenedig . . .“, es gingen regelmäßige Handelszüge mit Calwer Waren nach dem Süden und es soll eine Zeit

gegeben haben, in welcher alle Mönche und Nonnen Italiens in Calwer Zeuge sich kleideten. In der Reformationszeit wehrte sich der Calwer Rat länger als im übrigen Herzogtum gegen die Einführung der neuen Lehre; als diese aber einmal in der Bürgerschaft Eingang gefunden hatte, sind die Calwer auch treue Anhänger des Evangeliums geworden. Leider gingen sie während des dreißigjährigen Krieges in ihrem Eifer so weit, eine Papstpuppe auf dem Brühl zu verbrennen. Dieses Fastnachtspiel hat dazu beigetragen, daß die unglückliche Stadt nach der Nördlinger Schlacht (1634) von den Kaiserlichen eingeäschert wurde und ihr Spezial Valentin Andreä seine „Threni Calwenses“ schreiben mußte. Das war der erste Sturm, der die Blüte der Stadt knickte. Kaum hatte sie sich wieder erholt, so zogen Melacs Raubscharen das stille Nagoldthal herauf und bereiteten Calw dasselbe Schicksal wie dem herrlichen Kloster Hirsau (1692). Der ausgedehnte Handel und Fabrikbetrieb der Stadt erlitt durch die wirtschaftlichen Verschiebungen zu Anfang unsres Jahrhunderts einen Stoß, Calw wurde von kleinen Schwesterstädten überholt, und wenn es auch in neuer Zeit wieder aufblüht, so sind doch die Berge zu nah, das Thal ist zu eng; es dürfte bei Barths Scherzwort bleiben: „Calw wird keine Ruh“.

Am Ende der Stadt, mit deren Gemeinschaftskreisen Barth schon lange verbunden war, hatte er sich im sogenannten Bischof neben dem Federhaff'schen Haus eine Wohnung gewählt. Sie war im oberen Stock des Hauses und man hatte von ihr eine schöne Aussicht über die Stadt hinüber an die Berge des Schwarzwalds. Den

Haushalt führt auch hier Schwester Beate mit zwei vertrauten Dienerinnen. Gäste sollten in Calw ebenso willkommen sein wie früher im Pfarrhaus zu Möttlingen, deshalb mietete Barth auch noch im Nachbarhaus bei Witwe Federhaff ein Zimmer. Jetzt wohnte er in unmittelbarer Nähe neben den Geschäftsräumen der Vereinsbuchhandlung und hatte seinen lieben Gehilfen Weitbrecht stets bei der Hand. Das war eine bedeutende Erleichterung und wenn er sich müde gearbeitet hatte, so führten ihn wenige Schritte ins Freie. Oft sah man ihn unter den Linden und Kastanien das Brühl, der Nagold entlang, Hirsau zuwandern oder verließ er das Haus ganz unbemerkt durch das Gärtchen, das hinten am Berge lag, und schlug einsame Pfade ein, die steile Höhe hinan. Auf allen seinen Gängen begleitete ihn sein Stillingsstock, d. h. ein Spazierstock, der von Jung-Stilling auf ihn gekommen war und dessen Griff in einem kleinen Fernglas bestand.

Die Arbeiten nahmen in Calw ihren ruhigen Fortgang, so daß im häuslichen Leben Barths wenig Veränderung wahrzunehmen war. Seinen früheren Amtsgenossen wurde er nicht entfremdet, da er Konferenzen und Diözesanvereine wie bisher besuchte. An Sonntagen war er ein erwünschter Prediger in umliegenden Gemeinden. Er vergaß nicht, was er den Möttlingern versprochen hatte, daß er ihr Pfarrer bleibe auch in Calw; bald durften sie wieder das Wort aus seinem Munde hören. Als vollends sein Freund Blumhardt sein Nachfolger wurde, so stand ihm die Kanzel jederzeit offen. Bei der ersten Nachricht von der Ernennung desselben brach er in einen

wahren Jubel aus und rief die Hausgenossen zusammen, ihnen die fröhliche Botschaft zu verkündigen; er sah es als eine besondere Gebetserhörung an und fand darin eine göttliche Genehmigung seines Austrittes aus dem kirchlichen Amte. Häufig predigte er in Altburg für seinen Freund Bezner oder in Stammheim für Handel und jedesmal zog eine kleine Schar Barthfreunde mit hinaus, ihn zu hören, denn in Calw selbst gab es keine Gelegenheit dazu. So entgegenkommend Dekan Fischer gegen den jungen Möttlinger Pfarrer gewesen war, seine Kanzel räumte er ihm nie ein; und als spätere Geistliche Barth zum Predigen einluden, wollte er in stolzer Zurückhaltung von ihrer Erlaubnis nicht mehr Gebrauch machen.

Aus anderen Gründen unterließ es Barth, die Gemeinschaften zu besuchen, obwohl die Hahnsche Stunde im Federhaffschen Hause gehalten wurde und er mit ihrem Leiter Widmann täglich zusammenkam; er wollte sich nach dieser Seite hin seine Freiheit wahren und sah die Pflege der Gemeinschaften nicht als seine besondere Aufgabe an. Das Wappenbild, welches er einst in Tübingen entworfen, das Schiff mit vollen Segeln unter dem Wahlspruch: „Die Ruhe haß ich“, entsprach auch seiner Thätigkeit in Calw, doch hatte das Schifflein, wenn es gleich ebenso rastlos dahinfuhr wie früher, einen ruhigeren Kurs erhalten, seit Barth von der Verantwortung für den Dienst an zwei Gemeinden frei war.

18. Heimgänge und ihre Folgen.

Einen Ruheplatz hat Barth in Calw weder gesucht noch gefunden und der Herr sorgte dafür, ihn gerade in der ersten Zeit seines dortigen Aufenthaltes durch schwere Erfahrungen noch näher zu sich zu ziehen. „Es ist ein Schnitter, der heißt Tod, der hat Gewalt vom höchsten Gott“, er schlug Barth bald neue Wunden, während die alte, die ihm Osianders Heimgang verursacht, noch nicht geheilt war. Die erste Trauerbotschaft kam aus dem Todesland Afrika. A. Stanger, der erste Missionar aus Möttlingen, war auf der Goldküste gestorben (1837). Vor wenig Jahren hatte ihm seine Familie das Geleite bis vor den Ort gegeben, wo der Wagen wartete, der ihn davonführen sollte. „Ja nun, Hansjörg, ein Opfer, aber nicht verloren,“ mit diesen Worten tröstete damals Barth den alten Vater, dem der Abschied schwer wurde. Jetzt bedurfte er selber des Trostes, denn er schrieb: „Über Stanger traure ich sehr, er hatte schöne Hoffnungen erweckt.“ Nicht lange nachher kam die Nachricht, daß auch der jüngere Krapf im Dienst der englischen Mission gestorben war, und neue Todesbotschaften wurden beim Basler Fest kund, so daß Barth klagte: „Der Herr thut, wie wenn er Leute genug hätte und nicht zu sparen brauchte.“

Im Frieden durfte einige Wochen später der alte Bruder J. J. Häring nach wohlvollbrachtem Laufe heimgehen. Barth hatte ihn noch einige Tage zuvor besucht und fehlte auch bei seinem Begräbnis nicht. Häring war schon ein Freund seines Vaters gewesen und hatte für

den Sohn und seine Unternehmungen stets Liebe und Verständnis gehabt.

Inzwischen war es Herbst geworden, und Barth eilte zur Predigerkonferenz nach Stuttgart und besuchte noch einmal seinen sterbenden Oheim in Knittlingen. Schwester Beate begleitete ihn nach Stuttgart, kaum war sie aber bei ihren Verwandten Engelmann und Böhringer im römischen Kaiser wohlgeborgen, so erkrankte sie schwer. Barth wich acht Tage lang nicht von ihrem Lager, bis sie am 20. Oktober 1838 im Glauben sanft entschlief. Für den alleinstehenden Bruder war dies eine schwere Prüfung und er bekannte: „Obgleich mir die Barmherzigkeit des Herrn in seiner schmerzlichen Führung nicht verborgen und die Führung selbst nicht dunkel blieb, so hat doch mein Gemüt viel darunter gelitten.“

Albert Knapp, der selbst von dem Sterbebette einer lieben Schwester herkam, schrieb dem Trauernden einen teilnehmenden Brief, worauf Barth unter anderem antwortete: „Was Du von dem reuigen Gefühl beim Blick auf so manche Liebesversäumnisse sagst, ist mir ganz aus der Seele gesprochen und ich kann mich darüber nur durch den Aufblick zum himmlischen Hohepriester, der unsere Sünden vergiebt und unsere Fehler gut macht, beruhigen. Zugleich sehne ich mich recht sehr nach dem Augenblick, wo ich meinen geliebten Dahingeschiedenen alle Versäumnisse und alle Härten auf den Knieen werde abbitten können und bin ihrer Verzeihung zum voraus gewiß. Ich bin nun freilich ein trauernder Witwer und heiße nicht mehr Naemi, sondern Mara, aber ich traue es dem Herrn ... von Herzen zu, daß er mich ferner mit dem

Wink seiner Augen leiten, mit seinem süßen Trost erquicken und mit seinem sichern Stabe leiten wird."

Die Gemütsbewegungen weckten das Herzübel wieder und auch der alte Schmerz um Osiander regte sich aufs neue. In lebhafter Erinnerung gedachte er bei der Wiederkehr seines Todestages (7. November 1834) des Entschlafenen und seufzte: „Wie glücklich sind die, welche den Kampf vollendet haben, in welchem wir noch stehen." Osianders Tochter Emilie hatte ihm am Krankenlager seiner Beate die Liebe zu ihrem Vater reichlich vergolten.

Das äußere Leben des einsamen Junggesellen veränderte sich durch den Heimgang seiner Schwester wenig, seine beiden treuen Dienerinnen haben ihn und die vielen Gäste, die bei ihm einkehrten, bis zu seinem Ende wohl versorgt. Aber die Lücke in seinem häuslichen Leben hat er doch immer schmerzlich empfunden, namentlich wenn er müde von seinen Reisen zurückkehrte, vermißte er oft das Familienglück, das ihm nun ganz abging und auch durch das Zusammensein mit Brüdern wie Widmann und Weitbrecht, welche mit andern manchen Abend bei ihm zubrachten, nicht ersetzt werden konnte.

Barth hatte sich nach dem Tode seiner Schwester erst wenige Tage in seinem verwaisten Hause zurecht gefunden, als er nach Basel berufen wurde. Missionsinspektor Blumhardt war schwer erkrankt; die Ärzte erklärten, auch wenn er wieder genese, könne er sein arbeitsreiches Amt doch nicht mehr versehen. Das Missionskomitee wünschte den Rat Barths, und dieser mußte in den kalten, regnerischen Novembertagen im Eilwagen die beschwerliche Reise nach Basel unternehmen. Mit Blum-

hardt konnte er bei jedem Besuch nur einige Minuten reden, der Kranke war zu schwach; dagegen hatte er mit den übrigen Leitern der Mission längere Besprechungen und brachte es durch seine Vorstellungen unter anderem dahin, daß die Zöglinge im Missionshause nicht mehr Plato und Chrysostomus, sondern nur noch das Neue Testament im Griechischen lesen mußten. Die Frage, wer Blumhardts Nachfolger werden solle, war natürlich die wichtigste und schwierigste; „wo ich auch hindenken mag," sagte Barth, „so weiß ich keinen Mann, der diese Lücke ausfüllen könnte. Der Herr wolle darein sehen." Spittler teilte ihm schon damals mit, man wünsche ihn, Barth selbst, als Inspektor zu berufen, und als Blumhardt heimging, wählte das Komitee an seinem Todestage einstimmig Barth zum Nachfolger.

Barth ging nach Stuttgart, um die Sache nach seiner Gewohnheit mit den dortigen Brüdern zu besprechen. Diese waren von Basel schon unterrichtet und wunderten sich sehr, als ihnen ihr Freund auseinandersetzte, er könne den Ruf nicht annehmen. Sie meinten, sein Eifer für die Missionssache und seine besonderen Gaben machen ihn für den Beruf in Basel ausnahmsweise geschickt; auch hätten sie geglaubt, er greife mit beiden Händen zu, schon um eine unabhängige Stellung zu erhalten. Seit seinem Austritt aus dem Kirchendienst bezog nämlich Barth nur 500 Gulden von dem Verlagsverein und von der Missionskasse. Für seinen Haushalt, der so oft durch Gäste vermehrt wurde, reichte dies natürlich nicht hin, und die schriftstellerischen Nebenarbeiten waren schon um des Unterhaltes willen geboten.

Die Brüder wollten daher nicht sogleich nachgeben, endlich erinnerte W. Hofacker an einen Abhaltungsgrund, den Barth selbst, wie er sagte, für den letzten Schuß aufgehoben hatte, er erinnerte an Barths bekannte Abweichung von der kirchlichen Lehre. Dieses Hindernis ließen auch die andern gelten und man schrieb nach Basel, Barth weigere sich entschieden, den Ruf anzunehmen, er schlage an seiner Stelle Wilhelm Hoffmann, zur Zeit Helfer in Winnenden, für das Inspektorat vor. In einem besonderen Schreiben erklärte Barth seinem Freund Spittler, er müßte es für die größte Gewissenlosigkeit ansehen, wenn er die Stelle in Basel, für die er so gar nicht tauge, annähme. Seine eigentümliche Bestimmung und Aufgabe im Reiche Gottes, um deren willen er erst das Pfarramt niedergelegt hatte, war ihm zu gewiß geworden, als daß er schon wieder wechseln wollte. Und wenn man ihm entgegenhielt, für den Verlagsverein sei leichter ein passender Mann zu finden, als für Basel, so erwiderte er scherzend: „Der Herr ist ja nicht an einen Mann gebunden, er wird sich schon ersehen ein Schaf zum Brandopfer. Ich bin ein Widder, der mit den Hörnern im Gebüsch steckt und kann nicht heraus.“

Die Basler wollten sich mit der Ablehnung ihres Rufes nicht zufrieden geben; Büchelen und Spittler schrieben voll Eifer, er müsse kommen, ihn kenne man, Hoffmann aber nicht. Barth blieb unbeweglich, es hielt ihn nicht nur der Beruf zurück, den ihm Gott angewiesen hatte, er kannte auch seine Natur zu gut, als daß er nicht vorausgesehen hätte, der Verzicht auf seine freie Stellung werde ihm schwer fallen und seine Kraft in

gewisser Weise lähmen. Deshalb setzte er schließlich weiteren Aufforderungen die Worte entgegen: „Wenn mich Gott nicht am Schopf nimmt, wie den Habakuk, gehe ich nicht nach Basel.“ Am 7. Februar erhielt er sein förmliches Entlassungsschreiben, Hoffmann hatte angenommen. Der Neuernannte redete am 1. Mai 1839 beim Calwer Missionsfest; einer der Festgäste sagte nachher zu ihm: „Auf dich wartet in Basel ein ordentliches Bündelein.“ „Ja,“ erwiderte Hoffmann, „ich habe aber auch den rechten Bündeleinsträger.“

Auf seiner nächsten Festreise nach Basel konnte sich Barth zu seiner Beruhigung selbst überzeugen, daß man in Hoffmann den richtigen Inspektor gefunden hatte. Barth war einer Erholung bedürftig; die wiederholten Trauerfälle hatten neben der Arbeit seine schwache Gesundheit erschüttert. „Gestern,“ schrieb er einem Freund am 27. Februar d. J., „brachte ich einen großen Teil des Tages bei Frau Federhaff zu, die um 9 Uhr abends starb. Du kannst dir denken, daß solche Vorfälle nicht als Erholungsmittel auf mich wirken.“

Im eigenen Gefährt reiste Barth mit seinem Freund Werner nach Basel ab, unterwegs schlossen sich noch andere an, doch auch in die Freude dieser Festreise fiel eine Todesnachricht wie ein bitterer Tropfen. Von Sitzenkirch kamen Köllners den Freunden mehrere Stunden weit entgegen und brachten ihnen die traurige Kunde, Missionsverwalter Büchelen sei infolge einer Erkältung schnell gestorben. Mit Thränen im Auge wandte sich Barth tief bewegt zur Seite; er hatte den Heimgegangenen sehr lieb gehabt. In Basel wurde es ihm wieder leichter ums

Herz, als er Hoffmann „an den Herzen der Brüder legitimiert“ fand. „Man sah keine offenen Wunden,“ erzählte er nachher, „nur verbundene; und auch die neueste, kaum geöffnet, war durch das Freudenöl gemildert, mit welchem die fühlbare Gnadengegenwart des Herrn die Herzen erquickte.“ Im Bewußtsein, daß der allein Unentbehrliche nicht von der Basler Mission gewichen war, kehrte Barth getrost an seine Arbeit zurück. Die Freude in dem Herrn, die Freude an seinem Reiche ließ ihn den Verlust seiner teuersten Werkzeuge nicht vergessen, aber doch ertragen.

---

19. An der Arbeit.

Als Blumhardt zum Pfarrer in Möttlingen ernannt wurde, schrieb Barth voll Freude: „Ich preise dafür den Namen des Herrn, weil ich nun weiß, daß die erweckten Seelen meiner Gemeinde in eine neue Pflege kommen... meine Verbindung mit Möttlingen auch äußerlich ungestört fortgehen kann und ich nun für meine übrigen Geschäfte einen neuen und treuen Gehilfen bekomme.“ Diese Hoffnungen sind voll und ganz in Erfüllung gegangen, auch die Erwartung, Blumhardt werde zu schriftstellerischer Mitarbeit bereit sein.

Barth hatte die Herausgabe einer neuen Missionszeitschrift im Sinn. Sein Streben war, die missionierende Gemeinde auf möglichst breitem Grunde zu erbauen, die Mission zwar nicht unter die Leitung der Kirchenbehörde zu bringen, aber doch zur Sache der Kirche zu machen.

Dazu konnten am besten regelmäßige Missionsstunden in der Kirche dienen, zu solchen wollte er missionsfreundlichen Geistlichen ein Hilfsmittel bieten und der Verlagsverein gab in dieser Absicht seit 1839 die „Monatsblätter für öffentliche Missionsstunden“ heraus. Blumhardt, der die Mission gründlich kannte und volkstümlich zu schreiben wußte, übernahm die Redaktion.

Die übrigen Arbeiten gingen in Calw ungestört fort, nur die Herausgabe der Basler Sammlungen trat Barth am Ende des Jahrs an seinen Freund Werner ab. Im Herbst 1838 wurde ihm für seine unermüdliche Thätigkeit die ehrende Anerkennung zu teil, daß ihm die theologische Fakultät der Universität Greifswalde die Würde eines Doktors der Theologie verlieh. Barth hat auf seinen Lorbeeren nie ausgeruht, sondern rüstig weiter gearbeitet, auch wenn seine Kraft oft versagen wollte. Am 1. Dezember hören wir ihn klagen: „Ich weiß vor der Menge von Arbeiten, die sich in diesen Tagen um mich angehäuft hat, gar nicht, wo mir der Kopf steht. Mein Arm ist lahm, meine Brust ist krank und mein Herz von schweren Sachen erschüttert. O wie viel Elend!“ So schrieb er, als er von seiner winterlichen Reise aus Basel zurückkehrte. Sein Herzweh hielt ihn den Winter über wochenlang im Zimmer gefangen, die Arbeit fiel ihm oft schwer; aber sie durfte nicht ruhen, und sobald er sich etwas kräftiger fühlte, ging er Sonntags wieder auf die umliegenden Dörfer hinaus, um für die Freunde zu predigen.

Die Jugendblätter waren zu jener Zeit besondere Sorgenkinder für ihn, weil ihre Leserzahl abnahm. Schon hatte er die Möglichkeit vor Augen, daß sie ihr Erscheinen

einstellen müssen. „Die Jugendblätter pfeifen ohnehin aus dem letzten Loch,“ sagte er, nahm sich aber vor, „wenn sie sterben sollen, so sollen sie wenigstens nicht als Selbstmörder sterben, um nach dem Tod auf die Anatomie nach Tübingen zu kommen.“ Mit doppeltem Eifer suchte er deshalb die Zeitschrift anziehend zu machen, und es gelang ihm, ihren Leserkreis wieder zu vermehren; aber der Mangel an Mitarbeitern machte ihm die Herausgabe immer noch schwer.

Im Sommer 1839 lernte Barth seinen Aufenthalt in Calw von einer neuen Seite kennen. Die Stadt ist nämlich umgeben von einem lieblichen Kranz von Bädern und Luftkurorten; Teinach, Zavelstein, Liebenzell bieten Erholungsbedürftigen eine stille Zuflucht, auch Wildbad ist nicht fern. Als nun bekannt geworden war, Barth wohne in Calw, wollten viele Badgäste mit einem Spaziergang nach Calw auch den Besuch des Mannes verbinden, der allmählich Berühmtheit erlangt hatte. So freundlich Barth alle seine Gäste begrüßte, mußte er um der Arbeit willen doch bisweilen einen Regentag herbeiwünschen, der die Besuche fernhielt und ihm die Zeit zur eigenen Verfügung ließ. Sein Briefwechsel wollte nicht mehr recht in Ordnung kommen, es gehe ihm damit, sagte er, wie den Schweizer Bergen, auf welche immer wieder neuer Schnee falle, ehe der alte geschmolzen sei.

Einer Schrift des Dr. Chr. Märklin, damals Helfer in Calw, verdanken wir ein schönes Glaubensbekenntnis Barths, das er in einem offenen Sendschreiben niederlegte. Märklin hatte im Frühjahr 1839 eine „Darstellung und Kritik des modernen Pietismus“ veröffentlicht, in

welcher er den pietistischen Bibelglauben ebenso wie die neuerwachte Orthodoxie bekämpfte. Barth erhielt von ihm ein Exemplar des Buches zugesandt mit einem höflichen Begleitschreiben, in welchem der Verfasser versicherte, daß er es nicht mit dem Persönlichen, sondern nur mit der Sache zu thun habe, und daß seine Art, Krieg zu führen, eine ehrlich gemeinte sei. Er bat seinen Diözesangenossen und Calwer Landsmann, seine Schrift anzunehmen zum Beweis, „wie wahrhaft Gebildete einander auch bei den abweichendsten Ansichten dennoch hochachten können.“

Auf dieses Schreiben hatte Barth höflich dankend geantwortet und zugleich in freimütiger, kampfbereiter Weise sein Urteil über die Schrift ausgesprochen. Eine eigentliche Widerlegung zu schreiben, hatte er schon aus diesem Grund nicht mehr im Sinn, er bedauerte nur, daß Hoffmann durch seine Berufung nach Basel daran verhindert sei. Die Umstände drängten ihn aber doch zu einer öffentlichen Erklärung. In jenem Brief an Märklin hatte er geschrieben, daß er mit den besonderen Ansichten der Pietisten, wie sie von Märklin dargestellt seien, allerdings nicht übereinstimme und seine Verurteilung derselben größtenteils anerkenne. Diese Worte gaben zu dem Gerüchte Anlaß, Barth sei dem Pietismus, zu dem er sich von Jugend auf bekannte, untreu geworden; viele wollten an ihm irre werden.

Jetzt durfte Barth nicht länger schweigen; in einem Sendschreiben legte er seine christliche Überzeugung dar und zeigte, wie wenig er mit Märklin auf gemeinsamem Grunde stehe. Wir lesen dort: „Ich stehe auf dem festen

Land der Geschichte und der in der Bibel niedergelegten göttlichen Offenbarung; Sie schweben in ihrem leichten Kahn auf den schwankenden Wellen des christlich frommen Selbstbewußtseins oder in dem Luftschiff der Idee dahin." Er sprach die Besorgnis aus, wenn kein objektives Wort Gottes als Glaubensnorm anerkannt werde, dann werde weder die Macht der Idee, noch das christliche Selbstbewußtsein die Kirche vor gänzlichem Zerfall bewahren, oder werde die Macht der Idee zu einem Papsttum der Idee werden, wie sich denn die sogenannte spekulative Theologie schon wacker zu einer solchen Thronbesteigung anschicke. „Die historische und die sogenannte höhere Kritik," bekannte er ferner, „haben mir bis jetzt bei sorgfältiger Prüfung noch nichts zweifelhaft gemacht, und wenn die Herren derselben aus Furcht, mit dem schweren Schiff nicht fortzukommen, ein Buch ums andere über Bord werfen, so tröste ich mich damit, daß die lex Rhodia de jactu, nach welcher der Schaden gemeinschaftlich getragen werden muß, hier nicht in Anwendung kommt."

Märklin, dessen Charakter und gewissenhafte Amtstreue von Barth am Schluß seines Schreibens anerkannt worden war, antwortete in einem offenen Briefe; da aber auch Palmer und W. Hofacker sowie Hengstenberg wider ihn auf den Plan traten, wurde ihm der Boden in Calw doch zu heiß und er trat aus dem Kirchendienst aus.

Im Herbst des Jahrs 1839 hatte sich Barth wieder so müde gearbeitet, daß seine Hand den Dienst zum Schreiben versagte, er mußte seinem Gehilfen Weitbrecht diktieren. Es war gut, daß noch im Oktober Albert Knapp fünf Tage als Besuch bei ihm zubrachte; mit ihm

erholte sich auch Barth und wanderte an seiner Seite bald nach Hirsau oder Stammheim, bald zu Bezner nach Altburg. Der Letztere war gefährlich erkrankt und hatte viel Aushilfe und gemütlichen Zuspruch nötig, da seine Krankheit in nervöse Niedergeschlagenheit überging. Barth half treulich und predigte fast jeden Sonntag in Altburg, wenn er nicht anderswo dringender verlangt wurde. Nur einen Sonntag blieb er im Lauf von Monaten zu Haus und dies geschah, weil er gleichzeitig acht Gäste beherbergte, denen er sich widmen mußte. Es waren fünf Basler Missionszöglinge darunter, die eben im Begriff standen, nach Indien auszuziehen. Herzlich ermahnte er sie, draußen alle Uneinigkeit zu meiden und dem Frieden Gottes nachzujagen. Dies sei in der isolierten Stellung eines Missionars doppelt nötig, denn der Feind gehe umher und möchte die Arbeit durch sein „divide et impera!“ (teile und herrsche!) lähmen.

Ein solcher Zusammenfluß von Besuchen war nicht selten; lebhaft ging es namentlich im nächsten Herbst in der Umgebung Barths zu, als der schwedische Missionar Fjellstedt, dessen Jugendgeschichte Barth im „Waldmeisterlein“ erzählt, mehrere Monate in Calw zubrachte und auch Zaremba sich wieder einfand. Damals saß Barth mit einem Polen, einem Schweden, zwei Dänen, einem Sachsen und mehreren Schwaben zu Tisch, oder mit Missionaren aus Kaukasien, Indien, Kleinasien und Guinea. „Das passiert einem auch nicht alle Tage,“ schrieb er an einen Freund, „daß wir den Tag über keine Langeweile bekamen, kannst du dir denken.“

Bei seinen großen gesellschaftlichen Bedürfnissen fand

Barth im Verkehr mit seinen Gästen mehr Genuß und Erholung als zerstreuende Aufregung, sonst hätte er in dem bewegten Leben nicht so ernstlich weiterarbeiten können. Seine Schriftstellerei für die Jugend, die er für etwas ihm Aufgedrungenes hielt, wollte er zu jener Zeit oft lästig finden, tröstete sich aber mit Stillings Beispiel, der sich unaufhörlich nach einem andern Beruf sehnte und doch in der Stellung eines Schulmeisters, Doktors und Professors, die ihm zu eng schien, tüchtigeres leistete, als später im behaglichen Hofratamt. In der Vorrede zur Seefeder, mit welcher er die Reihe der Feder- und Väterbüchlein für die Kinder in Basel schloß, klingt noch etwas wie Zweifel am Wert der Kinderschriften überhaupt hindurch. „Ich habe freilich schon oft gedacht," sagt er dort, „was hilft das viele Schreiben! Die Kinder lesens einmal zum Zeitvertreib und vergessen es dann wieder. Und zum Zeitvertreib anderer zu arbeiten, wenn man selber so wenig Zeit übrig hat, das ist eine Sache, die man einem nicht zumuten kann." Dennoch versprach er fortzufahren und für die Kinder zu arbeiten, weil ihn Eltern und Lehrer trösten, daß doch hie und da etwas in den Herzen hängen bleibe, wie die Wolle an den Dornbüschen, wenn die Schafe hindurchziehen.

Die Arbeiten des Verlagsvereins nahmen nicht immer den gewünschten Fortgang, es fehlte auch hier an bereitwilligen Mitarbeitern. Lange strebt es Barth an, eine biblische Geschichte mit 50 Bildern für Gebildete herauszugeben; zwei Jahre lang hatte er zu diesem Zweck einen kränklichen Kandidaten der Theologie, Groß, bei sich, der als Zeichner die Bilder entwerfen sollte, aber

nicht fertig wurde. Der Plan mußte daher aufgegeben werden. Langsam ging es mit einem Schulgesangbuch voran, schon im Jahr 1839 war die Herausgabe beschlossen, Knapp hatte die Wahl der Lieder, Palmer die der Melodien übernommen, aber erst nach drei Jahren erschien das Büchlein. „Auch wieder ein Stein vom Hals," rief Barth froh, als endlich in Marbach die letzte Besprechung bei Palmer gehalten wurde, und dieser die vorgeschlagenen Choräle vorspielte. Die Gesangbuchsfrage wurde bald darauf noch gründlicher durch die Einführung des neuen württembergischen Gesangbuches gelöst. Barth freute sich selbst am meisten über das Zustandekommen dieses vorzüglichen Werkes; er war in dieser Sache so thätig gewesen, daß ihn der Beobachter, ein württembergisches Demokratenblatt, als Pietistenführer den Abdelkader des Schwarzwaldes nannte.

Weil Barth für eine kleine Weltgeschichte, wie sie schon lange gewünscht worden war, durchaus keinen Bearbeiter finden konnte, unternahm er selbst diese Aufgabe. Es war aber zuviel für seine Kraft, so fleißig er täglich mit neuem Mute daran arbeitete, ging es doch „unaussprechlich langsam", wie er klagte. Als er 24 Seiten fertig hatte, sah er ein, daß er mit dem besten Willen diese Arbeit neben den andern Geschäften nicht bewältigen könne. Wehmütig gedachte er der Zeit, da er die Kirchengeschichte und größere Weltgeschichte schrieb. Damals konnte er sich noch vornehmen, sie auf einen gewissen Tag fertig zu bringen und es gelang. „Aber jetzt," sagte er, „bin ich ein Invalid, dem Brust und Kreuz Schranken setzen." Blumhardt nahm ihm die Arbeit ab, da war er „wie neugeboren."

Glücklicher war Barth mit einer „Geschichte Württembergs für das Volk," welche er unter viel Abhaltungen vollendete. Barth legte großen Wert auf die Übersetzung der Verlagsvereinsschriften in fremde Sprachen, namentlich auf den Missionsgebieten; dadurch wuchs seine ausgedehnte Korrespondenz noch mehr. „In zwei Tagen sind für 13 Gulden Briefe gekommen," schrieb er im Jahr 1842, „aus Neuwied, Malta, Jerusalem, Mangalur, Nasik, Selam, Agra. Alle bereits beantwortet und noch dazu nach Kairo, Kalkutta, Krischnagar und Makao geschrieben. Nun will aber auch die Hand nicht mehr thun." Dieser große Briefwechsel und die ganze Art seines Berufes brachte es mit, daß er eine kurze Erholungszeit jedesmal büßen mußte, „denn jeder Tag," sagte er einmal, „hat eben seine eigene Plage und wenn ich auf acht Tage davon laufe, so treffe ich richtig die acht Plagen bei meiner Zurückkunft an, und muß dann an einem Tag zwei bis drei Plagen haben statt einer." Am 27. April war er in der württembergischen Geschichte noch nicht über die Zeit des Greiners hinausgekommen und möchte „greinen" darüber; am Abend des 16. Juni wurde er fertig und atmete erleichtert auf.

Von den biblischen Geschichten waren schon im Jahr 1840 im ganzen 140 000 Exemplare in 28 Auflagen verbreitet, und ungarische, böhmische, serbische, tamilische und bengalische Übersetzungen fertig oder in Arbeit. Von der Kirchen- und Weltgeschichte wurden damals arabische und türkische Übersetzungen vorbereitet. „In Europa und Asien siehts kriegerisch aus," schrieb Barth, „und wer weiß, wie lange man noch wirken kann, wie bisher!

Darum muß man die Stunden auskaufen.“ Drei Jahre später ergab die Geschäftsabrechnung, daß der Verlagsverein im ersten Jahrzehnt seines Bestehens 700 000 Traktate und 432 500 Bände Schulbücher verschlossen hatte. Das war doch ein schöner Anfang zu der „Sintflut“ guter Bücher, deren Schleusen Barth einst gern öffnen wollte, ein Wunsch, der die Gründung des Verlagsvereins herbeigeführt hatte.

Barths Name war nun in die Weite gedrungen, die Zweifel an der Lauterkeit und dem Ernste seiner Bestrebungen waren verstummt; eine Universität hatte ihn mit dem Doktorhut beehrt, der Liebling des Volks war er geblieben, und im Vaterland und weit über seine Grenzen genoß er unter den Christen großes Ansehen. Einzelne Brüder fürchteten, die allgemeine Anerkennung und die große Ehre könnte ihrem Freund am innern Menschen schaden; auch Werner in Effringen teilte ihm offen diese Befürchtung mit, erhielt aber die beruhigende Antwort: „Ich kenne meine Armut und Schwäche gar zu gut, um mich im Menschenlob zu bespiegeln, und denke jedesmal: Ja wenn ihrs wüßtet!“ Sein bestimmtes, zuversichtliches Auftreten entschuldigte er mit der gewissen Überzeugung von der Richtigkeit seines christlichen Glaubens und mit dem Widerwillen gegen alles Umständliche, Zögernde. „Demut,“ fuhr er fort, „bin ich nur meinem Gott schuldig; und meiner festen, wohlüberlegten und gegründeten Erkenntnis, die er mir aus Gnaden verliehen hat, einen entschiedenen Ausdruck zu geben, sehe ich als Pflicht an. Der Herr aber ist es, der mich richtet, und er thut es wahrhaftig schmerzlich genug ... Von meinem

Los an jenem Tage habe ich keine anderen Gedanken, als daß ich hoffe, aus Erbarmen selig zu werden, und gerne mit dem untersten Plätzchen im Himmel vorlieb nehmen will. Das ist volle Wahrheit."

Ebenso demütig schrieb der Gefeierte an einen Freund im Ausland, der ihn gleichfalls vor berückendem Menschenlob warnen zu müssen glaubte. Er versicherte ihn, daß er in der Schule der züchtigenden Gnade Gottes vor sich selbst täglich mehr als der größte unter allen Sündern erscheine, und von seiner innern Sündhaftigkeit zentnerschwer niedergedrückt werde, selbst in Augenblicken, wo er mit der größten Freudigkeit öffentlich zeuge. Solche Bekenntnisse des vielgeschäftigen Mannes geben uns die Gewißheit, daß er auch im rastlosen Treiben seines bewegten Lebens nicht verlernte, auf die stille Arbeit des Geistes Gottes am eigenen Herzen zu merken.

---

20. Allerlei Reisen.

Wir haben oben Barth auf einer Festreise nach Basel begleitet; von jetzt an werden wir ihn noch häufiger zu Wasser und zu Land unterwegs sehen. Wanderlustig ist er ja immer gewesen; in seiner unabhängigen Stellung in Calw konnte er freier über seine Zeit verfügen und an Gründen zu Geschäfts- oder Erholungsreisen fehlte es nicht. Noch im Jahr 1838 suchte er seinen alten Freund Schubert in München auf; er hatte über die biblische Geographie und Naturgeschichte, die im Verlags-

verein herauskam, viel mit ihm zu reden. Bei Schubert lernte er Tholuck aus Halle kennen, der gerade zu seiner Hochzeit mit Mathilde von Gemmingen reiste, und auf der Rückkehr traf er mit einem Pastor Wimmer aus Ungarn zusammen, der ihn nach Calw begleitete. Seinen Wunsch, die Verlagsschriften auch in Österreich-Ungarn zu verbreiten, hoffte er mit Hilfe dieses thatkräftigen Mannes erreichen zu können, und eine Reise nach Ungarn, die er zu diesem Zweck schon geplant hatte, wurde durch die neue Begegnung vorläufig überflüssig. Im Sommer des nächsten Jahres zog Barth nicht nach Osten, sondern nach Norden, dem lieben Wupperthale zu, wo das Missionsfest der Rheinischen Gesellschaft gefeiert werden sollte. Bezner war ihm schon vorausgereist, er folgte über Stuttgart und Mannheim, von wo er mit dem Dampfschiff nach Köln fuhr. Nachts um 12 Uhr kam er in Elberfeld an; man hatte schon auf seinen Besuch verzichtet; das Fest wurde aber erst abends in Stiers Kirche zu Wichlinghausen gefeiert. Barth redete selbst auch zur Festversammlung und war nachher in einer Predigerkonferenz mit Fritz und Emil Krummacher, den Brüdern Ball und vielen andern alten Freunden zusammen. Wie sich der christliche Geist im Wupperthal regte, das ersehen wir aus den Fragen, die auf jener Konferenz besprochen wurden; da verhandelte man über Kirchenzucht und Mäßigkeitsvereine, über eine politische Zeitung christlichen Standpunkts und die Notwendigkeit eines neuen Missionsblattes für Gebildete.

Zu Anfang des Jahres 1840 schrieb Barth nach Beuggen: „Ich kann nur wenige Stunden des Tages arbeiten und nur das Nötigste besorgen, so bin ich ins

neue Jahr eingetreten; wies weiter gehen wird, weiß ich nicht. Seine Güte wird durchhelfen.“ Gobat war kurz zuvor nach Malta gezogen, und wenn Freunde scherzend zu Barth sagten, eine Reise auf jene Insel würde ihn gewiß kräftigen, wies er diesen Gedanken gar nicht ab, sondern erwiderte, das glaube er auch, nur müßte ihm der Arzt vorher die Reise zur Gewissenspflicht machen, sonst helfe alles Glauben nichts.

Barth konnte sich schon aus dem Grunde nur kleinere Reisen erlauben, weil er zu jener Zeit wegen seiner Kränklichkeit weniger arbeiten und deshalb auch weniger verdienen konnte. In Kirchheim, wo er mit der Herzogin Henriette mehrmals zusammenkam, in Königsfeld und Effringen suchte er kürzere Erholungszeiten und im Frühjahr fing er bei Zeiten an voraus zu arbeiten, um ja nach Basel zum 25. Jahresfest zu kommen. Dort traf er eine ungewöhnliche Zahl von Festgästen. „Vom Nordkap bis Neapel und vom kaukasischen Gebirg bis zur Westküste von Afrika erstreckte sich der Kreis, aus welchem sie herkamen, um von den großen Thaten Gottes zu zeugen und zu hören.“

Kaum hatte Barth nach seiner Rückkehr das dringendste in Calw weggearbeitet, so fuhr er in seiner alten Kutsche wieder der Schweiz zu, er war zum Missionsfest in Zürich und zu den Anstaltsfesten in Buch und Freienstein eingeladen. In Zürich war eben der Kampf gegen Märklins Freund, David Strauß, mit Glück ausgefochten worden und Barth glaubte als Württemberger in diesem Kanton eine Ehrenschuld abtragen zu müssen; als ein Eidgenosse des ewigen Bundes stärkte er seine Schweizer-Brüder.

Als die Rechnung des Verlagsvereins vom Jahr 1840 abgeschlossen wurde, stellte sich heraus, daß der Verein in seinem Vermögen keinen Zuwachs, sondern einen Rückgang von 800 Gulden zu verzeichnen habe. Die Mitglieder wurden bedenklich und beschlossen, Barth solle nach England gehen, um neue Freunde und Unterstützungen zu gewinnen. Für Barth war dies keine unangenehme Aufgabe; vor Jahren schon hatte er sehnsüchtig nach der britischen Insel ausgeschaut, als er zum erstenmal am Ufer des deutschen Meeres stand, und im Blick auf die Verwirklichung seines Wunsches benützte er die Anwesenheit Fjellstedts in Calw zu Übungen in der englischen Umgangssprache.

Jetzt mußte tüchtig vorausgearbeitet werden und einige Wochen vor der Abreise schrieb Barth, es dränge sich so viel zusammen, daß er oft im Begriff stehe, den Mut fahren zu lassen und sich für insolvent zu erklären, aber der Herr helfe immer wieder einen Fußweg finden, daß er andere zur Not einholen könne, und endlich hatte er für das Missionsblatt, die Jugendblätter und andere Arbeiten auf Monate „im voraus Futter geschnitten."

Fjellstedt und Hoffmann in Basel beabsichtigten gleichfalls nach London zu reisen; mit dem ersteren machte sich Barth am 16. April 1841 auf den Weg. „Ich gehe blind hinein," sagte er, „und weiß nur das, daß mich der Herr führen wird." In dieser Hoffnung täuschte er sich nicht. In Mannheim trafen die Reisenden mit Hoffmann zusammen und hielten mit ihm und Zaremba eine Missionskonferenz in Heidelberg. Freundlichen Aufenthalt gab es dann in Neuwied, Elberfeld, Düsselthal und

Rotterdam, überall sammelten sich gleichgesinnte Brüder um die fremden Gäste. Nach einer glücklichen Überfahrt landete Barth am 29. April in der großen Weltstadt. An freundlichen Wegweisern fehlte es ihm dort nicht. Basler Missionszöglinge und Missionare, wie Jetter, Isenberg, Kißling und Lösch halfen ihm bald zurecht. Die großen Maiversammlungen standen vor der Thüre und Dr. Steinkopf, den Barth auf einem seiner ersten Gänge aufsuchte, führte ihn sogleich zum Sekretär der kirchlichen Missionsgesellschaft und in das Haus der Traktatgesellschaft, wo er freundlich zum Sprechen am Jahresfest eingeladen wurde.

Die Baptistische Gesellschaft eröffnete die Reihe der Feste, welche Barth einen Eindruck von der englischen Eigenart gaben. Auf das Klatschen und Lärmen, mit welchem eine englische Versammlung auch einem geistlichen Redner ihren Beifall kundzugeben pflegt, war er vorbereitet; es erschien ihm aber doch zu störend. Dagegen rühmte er das sichere Auftreten aller Redner, das fern von deutscher Verlegenheit sei und erkennen lasse, daß die gebildeten Engländer jeden Standes das öffentliche Sprechen als eine der Lebensaufgaben betrachteten.

Beim Feste der kirchlichen Mission trat Barth zum erstenmal mit einer Rede in englischer Sprache auf und bekannte sich als einen Anhänger der wahren Hochkirche, d. h. als einen Bürger des Jerusalems, das droben ist. Seine Worte wurden mit Heiterkeit aufgenommen, große Erfolge erzielte er aber selten durch seine Reden in England; man verstand zu wenig seine eigentümlich geistreiche Weise, die oft beinahe an das Manierierte zu streifen schien.

Während er stundenlang in den Versammlungen saß, quälten ihn fortwährend Brustschmerzen, aber er hielt aus und freute sich der großen Kunst und Gabe der Redner, von denen einer den andern übertraf und verdunkelte. Endlich feierte auch die Traktatgesellschaft, welcher eigentlich seine Reise galt, ihr Jahresfest, und er konnte mit schlichten Worten für ihre Unterstützung danken und Rechenschaft ablegen von dem, was bis jetzt durch den Verlagsverein geschehen war. Zum Schluß ermutigte er die Freunde, nicht müde zu werden und unverdrossen den guten Samen auszustreuen, gewiß gehe kein Körnlein verloren, haben doch jene Weizenkörner, die man bei den ägyptischen Mumien fand, nach 3000 Jahren noch gekeimt und Früchte getragen.

Bald darauf wurde Barth aufgefordert, auch bei der Jahresfeier der britischen und ausländischen Schulgesellschaft zu reden. Der Kolonialminister Russell präsidierte und Barth sprach ergreifende Worte über die Aufgaben der Zeit. Ernste Ereignisse mußten in unsern Tagen vielen erst die Augen öffnen, daß sie sahen, was Barths Prophetenmund schon vor nahezu 50 Jahren ausgesprochen. „Von unten müssen wir beginnen," rief er damals in Exeterhall, „da sind die Grundpfeiler des Nationalglücks aufzusuchen. Wir sind bemüht, die Fortschritte der Wissenschaft, der Gewerbe, der Künste, der politischen Verfassung so weit als möglich zu heben; wir bauen an dem babylonischen Turm eines möglichst raschen Verkehrs zwischen Städten und Ländern; aber während wir auf dem höchsten Gipfel dieser Bestrebungen eine glückliche Zukunft erwarten, rauscht die Flut des Verderbens wachsend unter

unsern Füßen und spült einen Stein nach dem andern von den Grundlagen des öffentlichen Wohls hinweg. Dort unten an der Basis des Gemeinwohls ist unsre Hilfe von nöten, dort müssen wir dafür sorgen, daß nicht das ganze Gebäude unterhöhlt wird."

Ein Aufenthalt von wenigen Wochen genügte, daß Barth schon wagte, unvorbereitet in englischer Sprache zu reden. Es war in einer wesleyanischen Versammlung und der deutsche Gast führte sich damit ein, daß er sagte, er komme von einem Lande, das vielleicht nicht so viel Einwohner als London allein zähle, und dennoch über den zehnten Teil der Missionare hervorgebracht habe, die jetzt an allen Enden der Erde in Arbeit stehen. Am folgenden Tag wurde er zu einer Komiteesitzung der Traktatgesellschaft eingeladen und konnte seine Anliegen dort vorbringen. Zuerst bat er um eine Unterstützung für Missionar Mögling in Mangalur zum Druck der biblischen Geschichte in kanaresischer Übersetzung; während er dann fortfuhr, eine Übersetzung derselben ins Englische zu empfehlen, wurde derselbe Vorschlag aus der Mitte der Gesellschaft laut und die Übersetzung war bald beschlossene Sache. Aus der englischen Übersetzung fanden die biblischen Geschichten in der Zukunft leicht ihren Weg in noch viele andere Sprachen der Heiden. — Barth kaufte seine Zeit in London nach Kräften aus und erzählte später von seinen verschiedenen Begegnungen: „Ich habe mit Kirchenleuten gespeist, mit Independenten und Lutheranern kommunziert, mit Methodisten gefrühstückt, bei Baptisten übernachtet und bei Quäkern Thee getrunken. Heimlich aber wars mir nur bei den Herrnhutern. Bei den

Lutheranern darum nicht, weil sie so unkirchlich sind." Diese traurige Wahrnehmung von der Unkirchlichkeit der Deutschen im Ausland betrübte ihn sehr; wiederholt predigte er für Dr. Steinkopf in der schönen deutschen Kirche; einmal aber waren nur 15 bis 20 Zuhörer gegenwärtig.

An den Sehenswürdigkeiten der Riesenstadt ging Barth nicht gleichgültig vorüber; im Parlament und in Windsor, in den Sammlungen und Kaufhallen war er ein aufmerksamer Beobachter, kaufte auch kleine Merkwürdigkeiten ein, denn von Reisen kehrte er nicht gerne zurück, ohne seinen Freunden kleine Geschenke mitzubringen. Über London selbst kam er nicht viel hinaus, er hatte dort mehr als genug zu hören und zu sehen. Doch reichte die Zeit, einen Mann zu besuchen, mit dem er schon lange freundlich verbunden war, ohne ihn gesehen zu haben, nämlich Pfarrer Walker in Purleigh, der den „armen Heinrich", die Welt- und Kirchengeschichte ins Englische übersetzt hatte.

Schnell eilten die Wochen mit ihrem wechselvollen Leben dahin und ehe sichs Barth versah, war die Zeit des Abschiedes gekommen. Er reiste mit Hoffmann über Paris heim und war mit Monod und den Leitern der Pariser Missionsgesellschaft zusammen. In einer Missionsstunde im Oratoire begrüßte er die evangelischen Missionsfreunde als Stützen des Glückes Frankreichs, die mit dem Bauen des Hauses Gottes zugleich am Wohl des eigenen Landes bauen. Von Paris eilte er der Heimat zu und kam am 11. Juni in Calw an.

Befriedigt konnte Barth auf diese erste Reise nach England zurücksehen. „Meine Absicht war," schreibt er,

„mit dem Komitee der Traktatgesellschaft persönlich bekannt zu werden, da ich so viel mit ihr zu schaffen habe, und Verbindungen anzuknüpfen, die mir für meine Geschäfte von Nutzen sein können. Dieser Zweck ist erreicht worden.“ In den Jugendblättern schilderte der Heimgekehrte in anziehender Weise seine Reiseerlebnisse, und den Freunden schrieb er manch treffendes Urteil über die englischen Verhältnisse, denn er hatte in der betäubenden Unruhe des Londoner Lebens nicht versäumt, seine Augen doch weit offen zu halten.

Unangenehm fühlte er sich davon berührt, daß in England die Frömmigkeit immer eine kirchliche und die Kirchlichkeit eine politische Färbung annehme, so daß einer der ersten geistlichen Redner Dr. Mac Neil in Exeterhall sagen konnte: jeder Geistliche der Staatskirche müsse ein Politiker sein. Merkwürdig war ihm, daß die Streitpunkte zwischen den verschiedenen Kirchen viel weniger dogmatische als Verfassungsfragen betreffen, eine Wahrnehmung, die ihn zu dem harten Urteile hinriß: „Überhaupt darf man bei den Engländern, Kirchenleuten und Dissenters, keine Dogmatik und Exegese, also keine wissenschaftliche Theologie suchen. Davon haben sie keinen Begriff, so wenig als von der Geographie von Deutschland.“ Es mochte Barth wie schon vielen schwäbischen Missionaren schwer geworden sein, den englischen Brüdern die geographische Lage seiner württembergischen Heimat deutlich zu machen.

In Calw traf Barth einen Berg von Briefen, Zeitschriften und Packeten, die sich während seiner zweimonatlichen Abwesenheit angehäuft hatten; nur vierzehn Tage

hatte er Zeit, das dringendste zu besorgen, dann sehen wir ihn wieder auf der Festreise nach Basel, wo er die Festgäste durch Mitteilungen über seine Reiseerlebnisse erfreute. Bald darauf ging er mit Blumhardt zum ersten öffentlichen Jahresfest des badischen Missionsvereins in Bretten. Glänzend gelang dieser erste Versuch, es waren 80 badische Pfarrer anwesend. „So etwas hätte man sich vor 10 Jahren noch nicht träumen lassen!“ rief Barth erfreut aus und sagte später noch oft, er habe kein schöneres Fest erlebt als jenes in Bretten.

Zwischen diese Reisen mußte Barth in wenigen Tagen eine Kinderschrift schreiben und wußte doch nicht, wie er sich vor den vielen Besuchen retten sollte. Im „Mic und Nic“, einem Büchlein, das damals entstand, begegnen wir vielen Reiseerinnerungen aus London.

Es war eine Zeit, in welcher er, wie oben beschrieben, seine Urlaubsreisen büßen mußte und mehrere Plagen an einem Tag hatte. Im September 1841 schreibt er: „Mein Kopfkissen ist mit Retardaten (Rückständen) gefüllt, auf denen es sich nicht eben gut liegt,“ und mit seiner Korrespondenz wollte er „auf keinen grünen Zweig kommen, so wenig als die Goldammer im Winter.“

Im neuen Jahr 1842 war die Arbeitslast, wie wir wissen, noch durch die Abfassung der württembergischen Geschichte vermehrt; als aber diese Arbeit glücklich beendigt war und die Basler Festzeit nahte, wandte sich Barth mit flehentlichen Bitten um Hilfe für die Jugendblätter an Freund Zeller. Dieser ließ sich erbitten und Barth konnte nicht bloß nach Basel ziehen, sondern auch einen größeren Reiseplan verwirklichen.

Der oben genannte Pastor Wimmer in Ungarn hatte der Verbreitung der Calwer Verlagsschriften eine solche Ausdehnung gegeben, daß es notwendig war, einen persönlichen Einblick in seine Geschäftsführung zu thun. Freund Weiz, der in Ungarn nicht ganz fremd war, begleitete Barth, und die Reise ging gut von statten. In die ungarische Hauptstadt Pest sind die beiden Freunde sogar vierspännig eingefahren in einem fürstlichen Gefährt. Die Herzogin Henriette von Kirchheim hatte nämlich Barth ihr volles Vertrauen geschenkt, sie nannte ihn im Scherze bisweilen ihren Papst; als er nun nach Ungarn reiste, gab sie ihm Empfehlungen mit an ihre Tochter Maria Dorothea, die fromme Gemahlin des ungarischen Palatinus. Die hohe Frau nahm die Gäste aus der deutschen Heimat mit großer Freundlichkeit auf. Das jüngste ihrer drei Kinder lernte gerade in dem Calwer Abcbuch lesen und die Prinzessin Elisabeth war voll Freude über Stöbers Erzählungen in den Jugendblättern, die alle gleich schön seien. Die Gäste mußten über die Siege des Evangeliums im Reich berichten und die Erzherzogin erzählte dagegen von den Fortschritten der evangelischen Sache in ihrem geliebten Ungarn. Nachdem die Freunde mit der edlen Fürstin noch ein Schriftwort betrachtet und auf den Knieen gebetet hatten, kehrten sie in ihren Gasthof zurück und fanden vor demselben schon einen vierspännigen erzherzoglichen Wagen, der sie nach Pest brachte.

Im Pfarrhaus von Oberschützen, Wimmers Wirkungskreis, fanden die Reisenden schon im Hausflur eine Reihe von Bücherkisten zur Absendung bereitstehen. Überall im Orte begegneten sie dem veredelnden Einfluß des eifrigen

Mannes, der in ungarischer, deutscher und böhmischer Sprache Zehntausende von Calwer biblischen Geschichten und Kirchengeschichten verbreitet hatte. Wimmer klagte sehr über die Gleichgültigkeit seiner ungarischen Amtsbrüder. „His nugis non occupabor“ (mit diesen Possen werde ich mich nicht abgeben), antwortete ihm ein Geistlicher, den er zur Mitwirkung bei der Bibelverbreitung aufgefordert hatte. Barth war befriedigt über den Einblick, den er in die Geschäftsführung seines Agenten erhielt; er besuchte noch einige evangelische Gemeinden Oberösterreichs, dann eilte er in starken Tagreisen der Heimat zu und traf, wie er sich vorgenommen hatte, am 31. August in Calw ein. „In Österreich,“ äußerte er sich, „ist dicke Luft, die Heimweh macht. Den Zweck der Reise aber, die ich ja nie als eine Lustreise betrachtete, habe ich vollständig erreicht.“

Im Zusammenhang mit der ungarischen Reise stand ein Besuch im Steinthal, den Barth im Herbst desselben Jahres unternahm. Er wollte den dortigen Freunden von seinen Erlebnissen in Ungarn erzählen und ihre Teilnahme für Wimmers Unternehmungen erwecken. Oberlin war gestorben, aber in seinem Studierzimmer war noch alles unverändert am alten Platz, und im Geist des Entschlafenen wollten seine Freunde und Verwandte nicht müde werden Gutes zu thun. Die Freigebigkeit der Familie Legrand hat Barth als Leiter des Verlagsvereins noch lange reichlich erfahren.

21. In der Heimat.

Wir haben Barth über den Kanal nach England begleitet und sind ihm nach Ungarn und ins Steinthal gefolgt; vielleicht hat mancher Leser bei sich dasselbe gedacht, was einst ein Bruder Barth gegenüber offen aussprach, der Möttlinger Pfarrer sei eben jetzt ein vornehmer Herr geworden, dem es bei vornehmen Engländern oder am Hofe des ungarischen Palatinus besser gefallen werde als im stillen Calw. Ein solcher Verdacht muß bald schwinden, wenn wir den Vielgereisten in seiner Heimat aufsuchen und erkennen, wie er in der Ferne durchaus nicht Lust und Freudigkeit verloren hat für die aufopfernde Thätigkeit auch in engeren Kreisen.

Wenn Barth von seinen Reisen zurückgekommen war, sich in den weiten Schlafrock gehüllt und die lange Pfeife angezündet hatte, war er bald tief in der Arbeit, denn „es brannte auf allen Seiten“ und er wußte nicht, wo anfangen. Durfte er ungestört weiter arbeiten, so war dies eine glückliche Ausnahme, die er in seinen Briefen dankbar als eine „gnädige Zeit“ rühmte. Im Sommer wollte der Strom der Besuche selten versiegen. Es kamen auch vornehme Gäste, denn der Doktor in Calw hatte allmählich einen Weltruf erlangt. So fuhren am 1. September 1844 die Herzogin Henriette von Kirchheim und die Herzogin von Sachsen-Altenburg mit drei Prinzessinnen vor und blieben zwei Stunden bei Barth, der sie mit Kaffee und Chokolade, Libanonwein und Honig aus Jerusalem bewirtete.

Kam nachher ein Möttlinger Bauer, so hatte Barth auch für ihn ein freundliches Gesicht und williges Gehör, oder wenn ihn ein Kind störte, so konnte der überbürdete Mann noch scherzend seinen ausgestopften Leoparden, der ihm zum Fußschemel diente, springen lassen und nachher den Schrecken durch eine Gabe versüßen. Wo es galt, dem Nächsten zu dienen und ihn zu erfreuen, hatte Barth immer Zeit. Der vielgenannte Leopard erinnert uns an die Sammlung, welche schon in Möttlingen die Aufmerksamkeit der Gäste auf sich zog. Barth hatte seine ausgedehnten Beziehungen zu den Missionaren aller Länder benützt, sein kleines Museum zu vermehren. Aber er war kein Nimmersatt und hatte bald des seltenen genug; sein Sammeleifer ließ darum nicht nach, er sammelte, um andere erfreuen zu können. Die jungen Leser der Jugendblätter reizte er durch allerlei Raritäten, die als Preise ausgesetzt waren, zum Lösen der biblischen Rätsel. Alte Sammler trugen oft die schönsten Stücke davon. „Nimm getrost weg, ich sehs nicht einmal, was fehlt!“ konnte Barth sagen. Wenn dann sein lieber „Heiner“ (H. Zeller), der die Sammlung in Ordnung hielt, beim Durchgang derselben vergeblich nach dem verschwundenen Gegenstand umherspähte, bekannte Barth mit Lachen über seine besorgten Mienen, er habe das Gesuchte verschenkt.

Weil Barth als Sammler einen Namen erhalten hatte, wurden ihm auch manche Seltenheiten ohne sein Zuthun angeboten. So kam einst ein angeblicher Professor aus E. zu ihm und bot ihm ein hebräisches Manuskript von einem Teil des Pentateuchs zum Kaufe an, von dem er behauptete, es sei unter den Trümmern Pom=

pejis ausgegraben worden. Barth erkannte das Alter und den Wert der Bücherrollen und war gerne bereit, den seltenen Schatz zu erwerben. Er gab aber dem Besitzer, der in Geldverlegenheit war, nur eine Abschlagszahlung, da er sich noch genauer über den Wert der Schrift erkundigen wollte.

Die Prüfung durch Fachmänner bestätigte das hohe Alter der Rollen; dagegen erschien ihre Ausgrabung in Pompeji mehr als zweifelhaft, und als der Verkäufer seinen Aufenthalt in Italien gar nicht nachweisen konnte, so schöpfte Barth Verdacht, das Manuskript sei gestohlen. Er forderte daher den Fremden auf, ihm den rechtmäßigen Eigentümer zu nennen, und dieser gestand, er habe die Rollen von einem Grafen in Paris entlehnt, der seit 1848 verschwunden sei, weshalb er ihm sein Eigentum nicht habe zurückgeben können. Barth gab sich nun Mühe, den Grafen aufzuspüren und rückte endlich eine Bitte um seine Adresse in die Allgemeine Zeitung. Darauf traf ein Brief des Gesuchten aus Nizza ein; zufällig hatte er die Aufforderung in der Zeitung gelesen und kam so in den Besitz seines alten Eigentums. Von seinen eigenen Auslagen schrieb Barth nichts und ebensowenig von den falschen Angaben des Entlehners, er sagte nur, das Manuskript sei bei ihm deponiert worden. Uneigennützigkeit und Edelmut waren nicht die geringsten seiner Tugenden.

In den Naturalienkabinetten in Stuttgart und München wird der Beschauer häufig „Dr. Barth in Calw“ als Geber verzeichnet finden. Die Kustoden dieser Sammlungen, durch die Freigebigkeit Barths ermutigt, bezeichneten ihm schließlich geradezu, was ihnen wünschenswert

war. Barth ging gerne auf solche Wünsche ein und wiederholte oft Jahre lang seine Bitten bei den Missionaren der entlegensten Länder, bis endlich das Gewünschte erschien. In großen Fässern und Kisten kamen die Merkwürdigkeiten an; eine Anweisung für Sammlung und Verpackung war an die Missionsstationen versandt worden. Bisweilen gab es dann auch schmerzliche Enttäuschungen, wenn sich beim Öffnen herausstellte, daß der Inhalt unterwegs verdorben oder teilweise abhanden gekommen war. Eine ähnliche Enttäuschung wurde dem Sammler bereitet, als eine gegen drei Zentner schwere Kiste mit Muscheln von den Malediven-Inseln ankam und doch fast nur wertlose, am Meeresufer zusammengeraffte Muschelschalen enthielt; wer sich darüber freute, war die Calwer Schuljugend, welcher die erwünschte Beute zufiel.

Ein Brief an H. Zeller giebt uns den besten Einblick in den merkwürdigen Sammlungsbetrieb Barths; man könnte meinen, es sei das Schreiben eines Naturalienhändlers, wenn wir dort lesen: „Hier wieder eine Partie Pflanzen, denen Du ihre Heimat bald ansehen wirst. Nimm die Doubletten für Dich heraus und schicke mir das übrige wieder zu, damit ich auch Kurren und andere damit noch laben kann. Nach München habe ich diesmal eine Walroßhaut, drei Seehunde und eine schöne Partie Labradorvögel und Pflanzen geschickt, worüber Schubert vor Freude ganz närrisch geworden ist; nach Stuttgart gingen Labradorvögel, worunter ein prächtiger Adler, Mangalurvögel, Seehunde u. s. w. Diesmal kamen aber auch neun Kisten und Fässer auf einmal, die Grönländer Sendung ist auch avisiert; die bringt ein Walroßskelett,

Seehunde u. s. w. Eine Vögelsendung von Trinidad ist unterwegs. Hoffentlich kommt einmal jemand, um die Steine von Mangalur anzusehen und mitzunehmen; wenn Dus nicht bist, doch ein anderer. Muscheln sind auch gekommen, aber da muß Herr Curr currere und selber holen, wenn er etwas will."

In seiner großartigen Uneigennützigkeit ließ sich Barth von den Beschenkten nicht einmal für die hohen Frachtkosten und die Auslagen an die Missionare entschädigen. Freunde redeten ihm oft zu, wenigstens die eigenen Auslagen sich vom Stuttgarter Naturalienkabinet ersetzen zu lassen. Barth erwiderte, seine Gaben seien nur eine kleine Dankesbezeugung für die Gnade König Wilhelms, der schon so lange allen württembergischen Missionszöglingen in Basel Militärfreiheit gewährt habe. Zur Förderung des Missionseifers hatte er seine Sammlung ursprünglich angelegt, sie sollte in ihrem Teil dazu beitragen, daß die Heidenwelt nicht ungekannt und ungeliebt bleibe, und dieses Missionsinteresse verlor er, wie wir sehen, auch später nicht aus den Augen, als er nur um andere zu erfreuen weiterzusammeln schien.

In einem anziehenden Gedichte schildert H. Zeller die vielen Boten, welche Barth in Wort und Schrift hinaussende und fährt dann fort:

Und wie hinaus sie bringen die Boten ohne Zahl,
So wollen sie auch bringen manch Gut ins Nagoldthal;
Was von Indianersteppen bis in die Mongolei
Zu fahren und zu schleppen, das führen sie herbei.
Was sprießt am Gangesstrande und was der Urwald hegt
Und was im Wüstensande den Blick des Wandrers schlägt;

Die Waffen und die Götzen, den Gong und den Pokal,
Das Auge dir zu letzen umschließt sie all ein Saal.
Das beste doch von allem das ist der frische Geist,
Der hier in diesen Hallen lebendig sich erweist,
In regem Forschungstriebe, im Glauben rechter Art,
In glühnder Völkerliebe — der liebe Doktor Barth.

König Wilhelm ehrte den freigebigen Mann in Anerkennung seiner vielseitigen Thätigkeit durch Verleihung des Ritterkreuzes der Württembergischen Krone (1846). Korrespondierendes Mitglied der mathematisch-physikalischen Abteilung der Akademie in München und außerordentliches Mitglied der Berliner Societas christiana statistica war Barth schon im Jahr zuvor geworden. Die Naturwissenschaft hat ihm nach ihrer Art ein anderes Denkmal der Dankbarkeit gesetzt, indem ein kleines Schnecklein den Namen Trochus Barthii erhielt und ein unscheinbares Moos Orthotrichum Barthii genannt wurde. Außerdem lebt sein Name an der Küste Labradors wie der eines Entdeckers oder Seefahrers fort, denn eine Insel mit mehreren Teichen und vielem Buschwerk heißt dort bis auf den heutigen Tag „Barth“, wenn anders die Eskimos der Missionsstation Nain ihr Versprechen gehalten haben. Diesen kaufte nämlich Barth die Insel ab und der Kaufpreis bestand in einer Mahlzeit Erbsen für sämtliche Bewohner Nains, welche dieses Gericht am 14. Dezember 1844 verzehrten und dagegen versprachen, die Insel in Zukunft nicht mehr „Amitok“, sondern „Barth“ zu nennen. Der Kaufbrief wurde richtig nach Calw gesandt und die Verkäufer nahmen die Sache so ernst, daß einst ein Mann weinend zum Missionar in Nain kam und ihm

gestand, er habe Barth Holz gestohlen, wolle es aber gewiß nicht mehr thun.

In Exeterhall hatte Barth vor Tausenden gesprochen, in der Heimat redete er zu Hunderten mit derselben Freudigkeit, wenn ihn Handel nach Stammheim oder Bezner nach Altburg rief. Um der Sache willen freute es ihn natürlich sehr, wenn die Missionsfeste auch in Deutschland allmählich große Festversammlungen vereinigten. In Württemberg bürgerten sich dieselben im Anfang der vierziger Jahre rasch vollends ein, so daß endlich auch die Stuttgarter Geistlichen wagten, um die Erlaubnis zu einer Missionsfestfeier zu bitten (1843). Auf dem ersten Stuttgarter Feste, in Kirchheim, Echterdingen, Großbottwar und an vielen andern Orten war Barth bereit, von Siegen des Evangeliums zu zeugen und die Christen zum Glaubensgehorsam aufzurufen. Nach dem Calwer Missionsfeste am 1. Mai 1844, welchem infolge der Möttlinger Erweckung zum erstenmal Blumhardts Name und Auftreten einen besonderen Reiz gab, unternahm er auf den Wunsch des Basler Komitees eine Predigtreise durch das Hohenlohesche, um dort das von Weitbrecht angezündete Feuer aufs neue anzublasen. Der letztere, ein Bruder des Verlagsbuchhändlers, hatte unter großem Segen im Unterland eine Reihe von Missionsversammlungen gehalten und zuletzt auch bei König Wilhelm Audienz erhalten.

Aus dem Fränkischen zog Barth wieder hinauf nach Tübingen, wo das Missionsfest zum erstenmal in der Kirche gefeiert wurde, nach Kirchheim und Ebingen; überall fand er zahlreiche Gemeinden zum Hören bereit

und nahm einen erfreulichen Fortschritt des Missionssinnes wahr. In Zeit von 19 Tagen konnte er ungefähr 20 000 Christen an den Missionsbefehl ihres Herrn erinnern; es war für viele die Zeit der ersten Liebe.

Barths Gesundheit hatte sich damals wieder etwas gekräftigt, sonst hätte er solche Anstrengungen nicht ausgehalten. Mit freudigem Herzen reiste er in diesem Jahr zum Feste nach Basel, wo er mit der Herzogin Henriette zusammentraf. Während in der Heimat der Missionseifer zunahm, drohte draußen den jungen Gemeinden aus den Heiden eine neue Gefahr, auf welche Barth im Schlußwort des Calwer Blattes (1844) aufmerksam machte, indem er schrieb: „Die Erntetage sind schwüler geworden: vom Vatikan her drohen finstere Wolken mit Gewittern; und die Schnitter haben Eile nötig, um ihre Garben vor dem Ausbruch desselben in Sicherheit zu bringen. In die Felder der evangelischen Mission sind Ährenleser eingedrungen, denen es zu mühselig vorkommt, erst Neubrüche umzupflügen und anzusäen und dann auf die Frucht zu warten, die sich daher viel lieber an die bereits geschnittenen Ähren machen und sich Garben daraus binden, als hätten sie bloß Nachlese gehalten. Was soll aus den evangelischen Missionen werden, wenn nicht die Zahl ihrer Arbeiter verstärkt und verdoppelt wird? Sie werden erdrückt werden von den Sendlingen Roms und Lyons, von den Genossen Loyolas, die immer in Scharen hinausziehen und zwar nach allen Seiten." Die evangelische Kirche, welche sich Barth schon damals gar nicht mehr ohne Missionsthätigkeit denken konnte, hat seitdem wenig Ruhe vor ihren ränkevollen Gegnern genossen, aber

doch mit Gottes Hilfe ihren Platz gegen die Hochflut der Jesuitenmissionen behauptet.

In seiner engeren württembergischen Heimat war Barth auch in den folgenden Jahren unermüdet thätig, neue Missionsfeste einzurichten und selbst als Festprediger umherzureisen. Schon konnte man sich an manchen Orten ein Missionsfest ohne Barths Auftreten nicht mehr recht denken. Die Nachricht von den ersten größeren Erfolgen der Mission drang zu jener Zeit in weitere Kreise, viele, die ungläubig ferne gestanden waren, traten jetzt zu den Missionsfreunden über. Die Kirchen öffneten sich und in Ulm wagte man sogar das Missionsfest im Münster zu feiern, das freilich von der kleinen Missionsgemeinde der alten Reichsstadt lange nicht gefüllt wurde. In demselben Jahre (1846) dauerten die Festreisen Barths bis in den November hinein. Seine Thätigkeit als Reiseprediger hatte damit ihren Höhepunkt erreicht und er sah ein, daß er sich beschränken müsse, um nicht „bankerott" zu werden, denn wenn er auch von früh 6 bis abends 9 Uhr arbeitete, wie es täglich geschah, wurde er doch nicht mit allem fertig.

Das Erwachen des Missionseifers in den Gemeinden der württembergischen Landeskirche war eine große Freude und Ermutigung für Barth, dessen Dienst nicht am wenigsten zu dieser Bewegung beigetragen hatte. Andere ebenso erfreuliche Vorgänge durfte er in jenen Jahren in seiner alten Gemeinde Möttlingen erleben. Fünf Jahre hatte Blumhardt in der Gemeinde gewirkt, ohne viel Früchte zu sehen; dem Anschein nach ging Sittlichkeit und inneres Leben eher noch weiter zurück, da wurde im Winter

1844 ein Feuer angezündet, das immer weiter um sich griff. „Eins ums andere," erzählte Barth, „darunter die Rohesten und Wildesten zuerst, kam verzweifelnd und klagend, gedrückt und weinend zum Pfarrer und bekannte seine Sünden und fand schneller oder langsamer den Frieden der Vergebung." Von den achtzigjährigen Greisen bis zu den Schulkindern herab legten alle Gemeindeglieder mit wenigen Ausnahmen ihr Sündenbekenntnis ab; furchtbare Greuel, wie sie wohl auch anderswo im geheimen getrieben werden, kamen zum Vorschein und die Erweckung machte sich sogar in der Filiale, wo so lange geistlicher Tod geherrscht hatte, bemerklich.

Barth stand der Bewegung anfangs als nüchterner Beobachter gegenüber und fand es jedenfalls bedenklich, daß Blumhardt die Gewißheit der Sündenvergebung zu ausschließlich an die Absolution durch das geistliche Amt knüpfte und auf eine Erneuerung der apostolischen Geistesgaben drang; doch freute er sich mit dem Freunde über die Thatsachen der wunderbaren Erneuerung und sprach die Hoffnung aus, es werde eine schöne Zahl von Körnern zurückbleiben, auch wenn einmal ein Sturm die Spreu verwehe.

Die meisten Erweckten beriefen sich auf Eindrücke, die sie schon zu Machtholfs, Groß' und Barths Zeit erhalten hatten. Dies war eine nachträgliche Ermutigung für Barth, der darüber schrieb: „Wir streuen Jahre lang Samen aus und wissen, daß wir guten Samen gehabt und nicht vom Samenhändler uns haben betrügen lassen, und doch will nichts aufgehen und die Leute sind einmal wie das anderemal. Aber es ist nichts verloren, nur

brauchts gute Weile, bis etwas hervorkommt, davon habe ich jetzt ein auffallendes Beispiel vor Augen."

Wenn die Missionsfeste mit dem Herbst zu Ende gingen und die Besuche wegen der rauheren Jahreszeit seltener wurden, schon aus dem Grund, weil Calw zu Barths Lebzeiten von jeder Eisenbahnverbindung ziemlich weit ablag, dann begann in den stillen Wintermonaten die eigentliche Arbeitszeit für die schriftstellerischen Aufgaben. Doch verlangten auch diese, wenigstens soweit sie den Verlagsverein angingen, immer wiedere größere und kleinere Reisen. So sehen wir Barth im Frühjahr 1843 mit seinem Jugendfreund Burk unterwegs nach Berlin. Beide hatten dasselbe Anliegen, sie wollten für ihre Blätter die Portofreiheit in Preußen erwirken. Die beiden Freunde reisten über Nürnberg nach Altenburg. Dort ließ sich Barth der Herzogin vorstellen und verbrachte einige angenehme Stunden in der Mitte der einfachen herzoglichen Familie. Er wurde mit seinem Freund an die Stadtgeistlichen gewiesen, unter welchen Generalsuperintendent Fritzsche beim Abschied der beiden Schwaben seine Freude darüber aussprach, daß er in ihnen doch keine so schlimmen „Stockpietisten" gefunden habe, wie er gefürchtet.

Von Altenburg aus erreichten sie mit der Eisenbahn rasch Berlin, wo Barth durch die Prinzessin Wilhelm eine Audienz beim König erlangte. Mit herzlichem Händedruck begrüßte der leutselige Fürst den Bittsteller und fragte nach seinem Begehr. Barth erzählte, daß ihm schon der Vater des Königs für das Calwer Missionsblatt Portofreiheit bewilligt habe; eine Bitte, diese Begünstigung auch auf die neuentstandenen Missionsblätter, Monats-

blatt, Kindermissionsblatt (1842) und „Beleuchtungen,“ auszudehnen, sei abgewiesen worden. Der König erklärte ihm, daß er mit seiner Bitte nur den falschen Instanzenweg betreten habe: wenn er sich an das Kultministerium wende und dieses einen günstigen Beibericht übergebe, so werde er die Bitte sofort gewähren. Es folgte dann noch eine lebhafte Unterhaltung über kirchliche und theologische Fragen, ehe ihn der König aufs huldvollste verabschiedete.

An Minister Eichhorn fand Barth einen Mann, der seinem Gesuch gewogen war und zugleich seinen Rat einholte, wie ein guter christlicher Volkskalender und ein anziehendes Volksblatt herausgegeben werden müßte. Prinzessin Wilhelm wünschte, daß Barth auch den Kabinetsminister General Thiele besuche, der seinen Gast versicherte: „Ihr Calwer Missionsblatt kenne ich wohl, besonders sind mir aber Ihre Jugendblätter lieb, und wenn ich einmal Bankerott mache, so sind Sie mit Schuld daran, weil ich schon soviele Exemplare der Jugendblätter verschenkt habe.“

Auch der jetzige Kronprinz des deutschen Reiches ließ durch seinen Erzieher Godet dem Verfasser des armen Heinrich für seine Büchlein und die Jugendblätter danken und bat ihn, noch mehr solche Erzählungen zu schreiben. Nachdem die Reisenden noch den siebzigjährigen Goßner und Männer wie Neander und Hengstenberg aufgesucht hatten, verließen sie die preußische Hauptstadt. Auf ihrem Rückweg konnten sie noch manche alten Freunde grüßen und mit neuen bekannt werden und kamen doch schon wieder in den ersten Junitagen zu Haus an. Einige Wochen später traf in Calw die Bewilligung der Portofreiheit für die Missionsblätter ein.

Als Barth in dieser Angelegenheit noch eine Reise zum Agenten des Verlagsvereins in Kreuznach gemacht und das badische Missionsfest in Wiesloch mit 150 badischen Pfarrern gefeiert hatte, traf er daheim wieder Arbeit genug an. Er sollte unter anderem das erste Bändchen der kleinen Erzählungen schreiben und klagte: „Das ist ein rechtes Elend, wenn man dergleichen im Taglohn machen muß, und anders komm ich doch nicht dazu.“ Die fünf Erzählungen, welche das erste Bändchen bilden, wollten Barth selbst nicht gefallen, denn er übersandte sie einem Freund mit den Geleitworten: „Hier ein Exemplar meiner neuesten Kinderschrift, die du getrost ungelesen lassen kannst, wie ich vielleicht ungeschrieben.“ Besser gelang das zweite Bändchen im nächsten Jahr, von dem der Verfasser in der Vorrede schreibt: „Ein solches Büchlein ist an und für sich entbehrlich wie der Brombeerstrauch, der dort oben aus der Mauer herauswuchert, und doch hat Gott die beiden wachsen lassen, den Strauch und das Büchlein ... Vielleicht wirds also doch zu etwas gut sein.“

Die Berliner Reise veranlaßte Barth noch nachträglich zur Veröffentlichung einer Abhandlung, die uns mit einer seiner eigentümlichen theologischen Anschauungen bekannt macht. Er hatte in Berlin mit seinem Vetter Köllner, der dort studierte, über Schellings Vorlesungen gesprochen und war dabei auch auf dessen Erklärung von Joh. 1, 1—14 gekommen. Barth hatte sich schon vorher eingehend mit der Frage nach der Person Christi beschäftigt und hätte sich gerne mündlich mit Schelling auseinandergesetzt; weil dies nicht möglich war, ließ er zum

Neujahr 1845 in Leipzig eine kleine Schrift erscheinen unter dem Titel: „Der Engel des Bundes. Ein Beitrag zur Christologie. Sendschreiben an Herrn Geheimenrat von Schelling in Berlin von Chr. G. Barth, Dr. phil. und theol.“ Im Eingang rechnet sich Barth zu den Denkgläubigen, d. h. nicht zu denen, die durchs Denken erst zum Glauben gekommen sind, sondern zu denen, „die gerade darum denken, weil sie glauben, denen die Gegenstände ihres Glaubens wichtig genug sind, um ihnen ein ernstliches, fortgesetztes Nachdenken zu widmen.“ Von der wahren Philosophie glaubte nämlich Barth gewiß, daß sie der Theologie die Hand reiche und er hoffte, Sacharjas Weissagung über Fürstentum und Priestertum werde sich auch noch in Beziehung auf die beiden Wissenschaften erfüllen und werde Frieden sein zwischen den beiden. Walte doch in der Bibel durchaus philosophischer Geist, so daß Barth bezeugte: „Ich meinesteils habe bis jetzt noch nicht eine philosophische Unrichtigkeit in der Schrift gefunden.“

Unter solchen Voraussetzungen bekämpfte Barth in seinem Sendschreiben Schellings Schrifterklärung wie Philosophie und entwickelte seine Ansicht, daß der Logos (das Wort) schon vor seiner Menschwerdung sich persönlich mit dem ersten aller Geschaffenen, dem Bundesengel, verbunden habe.

Die Stärke und der Wert des Büchleins besteht nicht in seinem theologischen Resultat, sondern in dem treuen Bekenntnis zur heiligen Schrift auch alten Testaments. Im Schlußwort sagt Barth: Zu einer Zeit, wo der calamus (Griffel) so mancher philosophischer und theo-

logischer Schreiber zu einer wahren Kalamität geworden ist, wäre es Feigheit, sein Kontingent zum heiligen Krieg nicht zu stellen, und wenn es nur in einem Invaliden bestände, der unter dem wachsenden Geschrei, das Herz Gottes schlage nicht, wenigstens mit dem Stelzfuß auf den Boden stampfen und rufen kann: „E pur si muove!“ (und es schlägt doch).

Eine neue volkstümliche theologische Arbeit, welche Barth Jahre lang beschäftigen sollte, wurde ihm ohne sein Zuthun nahegelegt. Der Fürst von Schönberg, der freigebige Gönner der Basler Mission, hätte gerne die Herausgabe einer kanaresischen Bibelerklärung gesehen, es schien aber wünschenswert, zuerst ein gutes deutsches Werk dieser Art zu besitzen, und Barth wurde gebeten, diesem Bedürfnis abzuhelfen. An Pfarrer Weitbrecht in Neuhengstett, Schmid in Althengstett und andern Nachbarn fand er geeignete Mitarbeiter, mit denen er im November 1845 die erste Sitzung hielt und später alle sechs Wochen zusammenkam, um eine Gleichmäßigkeit in der Arbeit herzustellen. Im Jahr 1846 begann Barth, die Schriften des Verlagsvereins, zu welchen inzwischen noch Blumhardts Missionsgeschichte und Zellers Seelenlehre gekommen waren, kolportieren zu lassen. Von den vier Missionsblättern wurden in diesem Jahr zusammen 30000 verbreitet und der Absatz sämmtlicher Schriften seit dem Bestehen des Vereins betrug 770000 Bände.

22. Zwei Reisen nach England.

England mit seinem großen Missionsvolk war für Barth noch anziehender geworden, seit er persönlich manche Freunde über dem Kanal gewonnen hatte. Im Frühjahr 1845 machte er zum zweitenmal die Reise in der Begleitung des Pfarrers Leyrer. Vom 24. April bis 7. Juni war er in London, „dem England im Extrakt,“ und eilte von einem Meeting zum andern, von Straße zu Straße, von Geschäft zu Geschäft. Vor 12 Uhr kam er nie zu Bett und um 5 Uhr erhob er sich schon wieder, das Tagbuch zu schreiben und die eingelaufenen Briefe zu beantworten. Dies mußte vor 8 Uhr geschehen, weil dann die Wanderungen durch die Stadt begannen und die Versammlungen ihren Anfang nahmen, in denen er oft 4—6 Stunden lang auf einem engen und schmalen Sitz unbeweglich aushalten und dazu seine Aufmerksamkeit anstrengen mußte, um nichts von Vorträgen in der fremden Sprache zu verlieren.

Barths Name war noch bekannter geworden, weil die Traktatgesellschaft seit seiner letzten Anwesenheit in England eine Reihe der Verlagsschriften in englischer Sprache herausgegeben hatte. Er mußte sich daher bei den Jahresfesten der verschiedensten Missionsgesellschaften zu öffentlichen Ansprachen hergeben und lernte Männer aus allen Lagern der Gläubigen kennen. Daß er dabei ein guter Deutscher geblieben ist, dafür zeugen uns seine eigenen Worte, wenn er schreibt: „Ich fühlte mich doch immer wieder zu den mir näher stehenden Deutschluthe-

rischen und noch mehr (weil bei jenen leider wenig Leben ist) zu den mährischen Brüdern hingezogen."

Es wurde Barth schon schwer, den Versammlungen ungekannt und unaufgerufen anwohnen zu können. Bei den Baptisten hoffte er unbemerkt zu bleiben, weil er nirgends einen Bekannten sah; aber ein Prediger, der in Halle studiert hatte, verriet ihn, und er mußte doch einige Worte reden. Er stellte seinen Zuhörern den ersten Baptisten, der in der heiligen Schrift erwähnt werde, als Vorbild vor Augen, denn schon dieser sei Missionar gewesen — Johannes den Täufer, der seine Jünger auf Jesum Christum, das Lamm Gottes, hingewiesen habe.

In England war damals das evangelische Volk in großer Erregung wegen päpstlicher Übergriffe, und in unerklärlicher Katholikenriecherei wurde sogar Barth für einen katholischen Priester gehalten, so daß er es für nötig fand, in der Versammlung der Methodisten sich von diesem Verdachte zu reinigen, indem er erklärte: „Ich bin keineswegs ein römisch-katholischer Priester und bin es nie gewesen, werde es auch niemals werden und danke Gott, daß ich es nicht bin." Er rief diesen Brüdern ein „Vorwärts" zu und weil er wußte, daß sie starke Speise lieben, schloß er unter großem Beifall mit den Worten: „Als unser berühmter Reformator Dr. Martin Luther sein Tintenfaß an die Wand warf, dachte er, er habe den Teufel getötet; aber ich kann euch versichern, er ist noch am Leben!" — In erster Linie galt die Reise wieder der Londoner Traktatgesellschaft, welche Barth dankbar die Mutter des Verlagsvereins nannte. Er gab einen kurzen Bericht über die Leistungen des Vereins, dessen aus-

gestreute Saat eine gute Ernte bringen müsse, auch wenn der Sämann nicht zugleich Schnitter sein könne. Der Haß der römisch-katholischen Partei sei der beste Beweis für die Wirksamkeit der Bücher. Er konnte von Ungarn erzählen, wie dort die Kirchengeschichte verboten wurde, nachdem 25 000 Exemplare unter das Volk gekommen waren, und wie der Agent des Verlagsvereins, Pastor Wimmer, ein peinliches Verhör bestehen mußte.

Die Bitten Barths betrafen wie früher Übersetzungsarbeiten, und die Traktatgesellschaft war bereit, die Übersetzung der biblischen Geschichten ins Hindustani, und die der Kirchengeschichte ins Italienische zu unterstützen. Da aber noch Übersetzungen ins Polnische und Neugriechische geplant waren und andere Aufgaben die Mittel des Verlagsvereins stark in Anspruch nahmen, versandte Barth ein Rundschreiben mit der Bitte um Unterstützung an christliche Freunde in England und Schottland. Ehe der Erfolg dieses Schrittes zu Tage trat, reiste Barth wieder ab. Mit neuem Mut ging er an die Arbeit; namentlich, was er von den Leistungen der jungen schottischen Freikirche in England erfuhr, gab ihm ein kräftiges Zeugnis von dem großen Vermögen eines lebendigen Glaubens, und er schrieb voll Bewunderung an einen Freund: „Diese Kirche hat in den dritthalb Jahren ihres Bestehens nicht weniger als 600 Kirchen gebaut, nebst einer entsprechenden Zahl von Schulhäusern, alles aus freiwilligen Beiträgen."

Eine Bewegung, die eben aus der Mitte der genannten schottischen Freikirche hervorging, rief Barth schon im nächsten Jahr (1846) wieder nach London. Seit in

Schottland durch die Trennung der Freikirche von der Staatskirche eine äußere Spaltung der Gläubigen entstanden war, machte sich dort um so mehr das Bedürfnis einer innerlichen Verbindung in christlicher Liebe geltend. Eine Anzahl schottischer Geistlichen aus verschiedenen kirchlichen Gemeinschaften hatte schon im Jahr 1845 die evangelischen Christen des vereinigten Königreichs zu einer Zusammenkunft eingeladen. Am 1. Oktober wurde in Liverpool von 216 Abgeordneten aus 20 verschiedenen Kirchen darüber beraten, wie man sämtliche evangelische Christen zum gemeinsamen Kampf gegen das Papsttum und zur Förderung ihres Glaubens vereinigen könnte. Es war eine Versammlung, in welcher man etwas vom Geiste apostolischer Glaubenseinheit zu spüren vermeinte. „Der Herr sei gelobt!" rief ein Bruder, als die ersten vorbereitenden Schritte zum schönen Ziel gelungen waren, und unaufgefordert erhoben sich die Versammelten, den dreieinigen Gott einmütig in einem Lobgesang zu preisen. Das war die Geburtsstunde der evangelischen Allianz.

Mit Freude begrüßte Barth die That der englischen Christen, war er doch von jeher ein Vertreter einer solchen Allianz gewesen. Im August 1846 sollten zum erstenmal evangelische Christen aller Bekenntnisse und Nationen in London zusammenkommen und ihrer Verbrüderung feste Ordnungen geben. Dabei wollte Barth nicht fehlen, sein Freund Mögling begleitete ihn und Hoffmann von Basel folgte nach. Am 19. August wurde in London die erste öffentliche Versammlung der Allianzfreunde gehalten. Nach dem gemeinschaftlichen Essen wurden gewöhnlich geistliche Lieder in englischer, deutscher und französischer Sprache

gesungen; Barth schlug das alte Streitlied Luthers vor, und freudig stimmten die vereinigten Brüder an: „Eine feste Burg ist unser Gott."

Mehrere Wochen dauerten die Verhandlungen über ein gemeinschaftliches Glaubensbekenntnis, und jeden Tag wurden zwei Sitzungen, je 3—5 Stunden lang, gehalten. Barth konnte nicht alles mitmachen, die Anstrengung war für ihn zu groß und er schrieb heim: „In den Meetings habe ich meine Brustschmerzen wieder gehabt, so gut wie einmal."

Am meisten beschäftigte ihn der neunte Artikel des vorgeschlagenen Glaubensbekenntnisses, in welchem die Ewigkeit der Höllenstrafen gelehrt wurde. Die Spitze dieses Artikels kehrte sich gegen die ungläubigen Anhänger der Wiederbringungslehre in Amerika (Universalisten), Barth aber wünschte wegen der gläubigen Bekenner jener Lehre, zu welchen er selbst gehörte, daß dieser Artikel wegfalle. Der weitherzige Mann war überhaupt mit dem Grundsatz der Allianz, nur möglichst viele, aber nicht alle Christen zu vereinigen, nicht einverstanden und bedauerte es, als am 22. August die Quäker und Plymouthbrüder durch den achten Artikel des Glaubensbekenntnisses ausgeschlossen wurden.

Barth war der englischen Sprache doch nicht so mächtig, um in die Verhandlungen einzugreifen, er konnte nur seine Ansichten aussprechen, aber sie nicht verteidigen. Doch war er zufrieden, als der Artikel von den Höllenstrafen keine „immerwährende", sondern eine „ewige" Verdammnis der Gottlosen feststellte. Das Wort „ewig" konnten die Anhänger der Wiederbringungslehre in ver-

hältnismäßigem Sinn auffassen. Später legte Barth der Versammlung den Vorschlag vor, die Allianz möge die Beschützung der Protestanten in der Türkei und in streng katholischen Ländern zu ihrer Aufgabe machen und wie ein internationaler Gustav-Adolfsverein wirken. In der Hauptsache ist dies seither geschehen, wiewohl der Antrag Barths damals nicht beraten wurde, weil schon ähnliche Vorschläge eingereicht waren. Damit der Allianz ein sichtbarer Ausdruck gegeben würde, predigten an einem Sonntag 81 fremde Geistliche in den Kirchen Londons. Barth predigte sowohl in einer deutschreformierten, als in einer deutschlutherischen Kirche; in der letzteren (Savoy-kirche) wurde sogar ein deutsches Missionsfest gehalten; aber wieder begegnen wir den Klagen über die Leere der deutschen Kirchen.

Im Frieden schloß die erste Allianzversammlung und die drei Württemberger (Barth, Mögling, Hoffmann) reisten über Paris wieder heim. Im Louvre sahen sie die große Gemäldesammlung an; sie schlossen aus den Bildern, die kopiert wurden, auf den herrschenden Geschmack, und es schien ihnen bezeichnend, daß vor einem Gemälde, welches „die Rache“ vorstellte, drei Künstler saßen, und dasselbe abmalten. Nach einem Aufenthalt von wenigen Tagen, welchen Barth dazu benützte, in der Billettes-Kirche zu predigen, zogen die Freunde ostwärts, Mögling verabschiedete sich in Frankfurt, Hoffmann in Durlach und bald saß Barth auf mehrere Wochen in Geschäfte vergraben am Schreibtisch. „Es wird Zeit sein,“ schrieb er am 12. Oktober seinem Freund Zeller, „auch wieder etwas von mir hören zu lassen, und doch ist keine

Zeit, sondern nur Arbeit, in der ich stecke, wie der Frosch im Sumpf und nur den Kopf herausstrecke.“ An Barth bewährte es sich jedenfalls, was er selbst einst wie zur Entschuldigung seiner vielen Festreisen schrieb, daß diejenigen, welche sich auf den Genuß der Festfreuden am besten verstehen, auch zugleich die tüchtigsten Arbeiter sind und nach den Festen neugestärkt in ihr Arbeitsfeld ziehen, des Tages Last und Hitze zu tragen.

---

23. Im Sturme der Zeit.

Dunkle Wetterwolken hatten sich im Lauf der vierziger Jahre über unserem Vaterland zusammengezogen, und wetterkundige Männer wie Barth befürchteten schon lange einen Ausbruch des Ungewitters. Der Geist des Aufruhrs zog durch die Völker und nahm in Deutschland auch manche edleren Gemüter gefangen, welche die Zerrissenheit und Ohnmacht ihres Volkes nicht mehr mit ansehen konnten. Das Teurungsjahr 1847 machte das Maß der Unzufriedenheit voll.

Barth hat in jenem Jahr die Not der Zeit auch mitgetragen. Wenn er seltener auf Reisen ging, obwohl der Nervenschmerz in seiner rechten Hand häufig zur Erholung mahnte, so geschah es aus dem einfachen Grund, weil er wenig Geld hatte. Und wenn tiefer Schneefall eine schon geplante Schlittenfahrt nach Nagold verhinderte, war er auch zufrieden, weil er in der Notzeit doch kein gutes Gewissen gehabt hätte, sein Geld zu verreisen. Die

Missionsbeiträge gingen natürlich zurück und doch freute sich Barth, daß viele, die kaum noch Kartoffeln genug hatten, ihren Hunger zu stillen, nicht aufhörten, ihr Scherflein in den Gotteskasten der Mission zu legen. Die Stammheimer Anstalt durfte sich eines außerordentlichen Staatsbeitrages von 400 fl. erfreuen, der Verlagsverein schien aber im Teurungsjahr vergessen zu werden; seine Schulden, im Anfang des Jahres 1000 fl., stiegen auf 4000 fl. Vergeblich schrieb Barth Brief um Brief nach Schottland. Erst vor Jahresschluß wurden ihm von einem vertrauten Freunde 1000 fl. zur Schuldentilgung übergeben und der hochherzige Fürst von Schönburg sandte 200 Thaler, so daß er doch nicht die ganze Schuldenlast ins neue Jahr hinübernehmen mußte.

Der Aufschub einzelner Reisen kam den Gemeinden Altburg, Stammheim und Möttlingen zu gut, denn kein Wetter hielt Barth ab, allsonntäglich zur Predigt aufs Land zu gehen, und als der Sommer wieder den Schwarzwald mit Fremden füllte, freuten sich diese, den Gesuchten um so sicherer zu Haus zu treffen. Unter dem Überlauf seufzend, schrieb er einem Freund: „Du glaubst nicht, wie ich mich auf den ersten Schnee freue, obgleich der letzte Winter mir auch nicht auf die Beine geholfen hat.“ Wenigstens nach einer Seite hin schloß das trübe Jahr befriedigend für ihn ab, er hatte nicht geruht, bis er am Sylvesterabend die letzte Briefschuld bereinigt hatte, und war nun froh, endlich wieder einmal auf den Boden gekommen zu sein.

„Ists Zeit? Ists noch Zeit?“ nämlich für die Missionsthätigkeit, mit dieser Frage begrüßte Barth im Calwer

Missionsblatt das unheilvolle Jahr 1848, und seine Antwort lautete: „Es ist hohe Zeit.“ Unstreitig regten sich damals Kräfte, die erst in der letzten Zeit ihre Rolle ausspielen werden, und der Mann des Friedens in Calw war auf das schlimmste gefaßt. Die Märzstürme vermochten zwar nicht, seine stille Arbeit am Schreibtisch zu unterbrechen; aber der Ernst der Zeit hatte es ihm auch angethan und er schrieb: „Mein Gemüt ist beim Blick in die Zukunft sehr gedrückt, so daß mir das Arbeiten sauer wird, und ich schäme mich vor Blumhardts Glaubensmut.“

Wieder wurden die Reisen eingestellt, „es ist mir alle Reiselust vergangen,“ sagte der sonst so leichtbewegliche Doktor und schrieb nach Großheppach, wohin er auf 25. März zum Missionsfest eingeladen war: „Ich habe unter jetzigen Umständen doch den Mut nicht, von Haus ohne Not wegzugehen.“ Dieser Entschluß ersparte ihm viel Sorge und Unruhe, denn gerade an jenem Marientage, dem „Franzosenfeiertag,“ erging der Schrecken des falschen Franzosenlärms über den größten Teil Württembergs. Heinrich Zeller war abends zuvor bei seinem Freund eingetroffen, wurde aber schon um 8 Uhr durch einen Eilboten nach Nagold gerufen, weil in der Nacht 1600 Franzosen dort eintreffen sollten, für welche bereits die Quartierzettel gedruckt würden. Im Laufe der Nacht wuchs die Angst. Flüchtlinge aus Wildbad und Calmbach kamen durch Calw und wußten schreckliche Dinge von den französischen Mordbrennern zu erzählen.

Mit Tagesanbruch wurde Sturm geläutet und der gutgesinnte Teil der Bürgerschaft trat unter Waffen.

Vom Lande zogen die Bauern in hellen Haufen mit aufgerichteten Sensen und anderem wehrhaftem Gerät in die Stadt, ein Stelzfuß, der im Kampf gegen Napoleon ein Bein verloren hatte, übte die Mannschaft notdürftig ein, und ein Hauptmann a. D. übernahm den Oberbefehl über die vereinigten Streitkräfte von Stadt und Land, wozu ihm von Amtswegen ein Einspänner gestellt werden mußte, weil er noch schlimmer zu Fuß war, als sein bresthafter Unterbefehlshaber.

Glücklicherweise mußten sich die kriegsmutigen Bürger nicht mit den Franzosen messen; am folgenden Morgen stellte sich heraus, daß der Franzosenlärm, der an einem Tag ganz Württemberg in kriegerische Aufregung versetzt hatte, grundlos gewesen war. Wodurch diese Panik in der mit Zündstoff überladenen Volksatmosphäre verursacht worden war, ist nie ganz aufgehellt worden, jedenfalls konnte Barth seine Wertsachen, die er wie andere Calwer versteckt hatte, ruhig wieder auspacken; doch wußte er nun, was in der heiligen Schrift unter dem Geschrei von Kriegen gemeint sei.

Die Zeiten waren schwer und auch die Mission hatte Prüfungen zu bestehen, so daß es Barth vorkam, als wollte „in der Mission wie in der Politik alles aus den Fugen gehen.“ Dazu kam ein persönlicher Unfall Barths, der ihn wochenlang in der Arbeit aufhielt. Im Herbst 1848 glitt er bei einem Spaziergang auf nassem Gras aus und fiel so unglücklich auf seinen Stock, daß er längere Zeit heftige Brustschmerzen davontrug. „Ich habe einstweilen,“ schrieb er, „bis der Arzt wieder etwas verordnet, ein Pflaster Geduld gestrichen und aufgelegt.

Das thut namentlich nachts gut, wo ich kaum eine schmerzlose Lage finde."

Der Jahrgang 1849 war nicht viel besser, als sein stürmischer Vorgänger; Barth konnte in nächster Nähe das gefährliche Treiben eines irregeleiteten Freiheitssinnes beobachten. Von Baden her wehte ein böser Wind über die württembergische Grenze, und auch die Bürgerschaft der „frommen Stadt" Calw ließ sich vom Freiheitstaumel anstecken. Mit Gewalt wurden die Waffen aus der städtischen Rüstkammer geholt und eine größere Anzahl Bewaffneter zog aus, das Ministerium Römer zu stürzen. Als aber an dem bestimmten Sammelplatz zu wenig Bürger aus anderen Ämtern erschienen, unterblieb der Zug nach Stuttgart, der auch Württemberg revolutionieren sollte. Beschämt kehrten die Calwer während des sonntäglichen Gottesdienstes auf verschiedenen Wegen in die Stadt zurück; ihre Waffen hatten sie im Wald versteckt und ließen sie abends durch ihre Kinder hereinholen.

Indessen bemächtigte sich im nahen Pforzheimer Amt die revolutionäre Regierung der Zügel und drohte der Diözesangeistlichkeit, die einmütig den Huldigungseid verweigerte, mit Absetzung. Durch Calw zogen württembergische Freischärler, welche ihren badischen Gesinnungsgenossen gegen die Preußen zu Hilfe eilten; solche Vorgänge unterhielten auch in Calw die Aufregung, und als im Mai ein badischer Oberst, der mit 25 treugebliebenen Soldaten und 2 Kanonen aus Karlsruhe nach Neuenbürg geflohen war, allein durchreiste, nahm ihn das Volk fest, „weil er auf die Bürger geschossen habe." Die Calwer verdanktem diesem gewalttätigen Übergriff, daß sie mehrere

Wochen ein Bataillon des 4. Regiments ins Quartier bekamen; überhaupt erhielt König Wilhelm mit starker Hand die Ruhe, und württembergische Truppen halfen den Preußen auch in Baden die Ordnung wiederherstellen.

Wir kennen nun die äußeren Ereignisse der stürmischen Zeit, welche auch Barth in seinem stillen Patmos nicht unberührt ließen. Wie stellte er sich als Christ und Bürger zu jenen Bewegungen? In Beantwortung dieser Frage dürfen wir zunächst darauf hinweisen, wie sich in jener Zeit der Verwirrung und des Schreckens herausstellte, daß es die lebendigen Christen sind, welche einen festen Grund unter den Füßen haben und den Mut nicht so bald verlieren. In diesem Sinn schrieb Barth im Februar 1848 an einen Freund: „Mit deiner Mutlosigkeit und Gedrücktheit kommst du ganz unzeitig; gegenwärtig braucht man mutige Leute im Reiche Gottes. Auf das Haupt! Die Erlösung nahet sich, denn es wird immer mehr Nacht in der Welt!“

„Dennoch wird die Stadt Gottes fein lustig bleiben,“ dachten die Stillen im Land und feierten ohne Unterbrechung ihre friedlichen Missionsfeste. Im Hungerjahr 1847 muß das Basler Jahresfest besonders lieblich gewesen sein. Barth fehlte natürlich unter den Festgästen nicht, er konnte in der Generalkonferenz die größere Gabe eines Freundes überreichen, „der in seinem Testament die Mission bedenken wollte, und im Blick auf die Nähe des Herrn diese Gabe antizipierte.“ Schön antwortete Hoffmann: „Sage diesem lieben Freund, es habe uns tief gerührt, daß er unser in seinem Testament gedacht,

und sag ihm, der Heiland habe auch für ihn längst sein Testament gemacht."

Auf die Basler Jahresfeste folgte das Missionsfest in Kirchheim, wo Barth mit der Herzogin von Altenburg und ihren Töchtern, darunter Alexandra, der Braut des russischen Großfürsten Konstantin, zusammentraf; die Feste in Bern und Durlach schlossen sich an, nirgends ließ sich die feiernde Gemeinde durch die Notzeit ihre Freude entleiden. Auch im Jahr 1848, als die Weltreiche wankten, freuten sich die Missionsfreunde doch des Reiches Gottes und Barth führte in Basel eine besonders mutige Sprache. Er erinnerte daran, wie die österreichischen Soldaten im Türkenkrieg sangen:

Wir fürchten ihre Scharen nicht,
Denn Laudon führt den Krieg;
Und Brüder, die Erfahrung spricht:
Wo Laudon ist, ist Sieg!

Mit viel mehr Recht, sagte er, dürfen die Christen also von ihrem Feldmarschall singen, denn der Fahne Jesu Christi folge überall der Sieg. Bei dieser Gelegenheit bemerkte er auch, man dürfe von Ungläubigen wohl Missionsbeiträge annehmen, Elia habe die Raben auch nicht gefragt, woher sie Brot und Fleisch genommen haben. In Beuggen konnte Zeller davon erzählen, wie nicht lange zuvor ein Teil von Herweghs Freischaren im Anstaltsgebäude Schutz gesucht habe, jedoch von den Württembergern vertrieben worden, und wie ein schwerverwundeter Freischärler unter seiner Pflege im Glauben gestorben sei.

In Wiesloch wurde bald darauf das badische Landes-

missionsfest gefeiert, und man hätte nicht geglaubt, in einem von der Revolution zerissenen Lande zu sein, denn die Festgäste strömten von allen Seiten herbei. Auf jeder Station in der Nähe des Festortes mußte man wieder neue Wagen an den Bahnzug hängen, und fröhlich klangen von Wagen zu Wagen die geistlichen Lieder. In Wiesloch selbst räumten auch die Katholiken freundlich ihre Kirche zum Feste ein.

Auch zu Beginn des Jahres 1849 treffen wir Barth voll guten Mutes; im Neujahrsgruß an die Leser des Misionsblattes sprach er sogar die Hoffnung aus, das Reich Gottes könnte von den bevorstehenden Heimsuchungen einen großen Gewinn haben, denn, „wer weiß,“ schrieb er dort, „ob nicht in der Zeit, wo die Gläubigen bei uns die vorhergesagte Verfolgung zu dulden haben werden, die Missionsgemeinde in der Heidenwelt durch eine Anzahl von Flüchtigen einen beträchtlichen Zuwachs an Kräften und Segnungen . . . empfangen wird.“

In Baden war die Lage noch ernster geworden; die Freischaren fochten ihre letzten erbitterten Kämpfe aus, als die Zeit der Basler Feste nahte. Barth ließ sich wieder nicht von der Festreise abhalten. Auf einem Umwege über den Bodensee erreichte er Basel, wo sich viele Flüchtlinge aufhielten, und über Straßburg-Kehl kehrte er zurück, eine Strecke weit im Anschluß an das sichere Geleite einer Kompagnie Preußen.. In Beuggen mußte das Fest wegen der Kriegsgefahr ausfallen und am Abend des Jahrestages rückten statt der Festgäste 100 Freischärler in der Anstalt ein.

Barth verlor also mitten im Sturm den christlichen

Mut nicht und während in nächster Nähe die Waffen klirrten und der Kriegsruf erscholl, hielt er furchtlos seine Festreden und rief dem Friedenskönig, der kommen sollte, ein „Hosianna!“ entgegen. Aber in einem Stück wurde er doch weder Bürger- noch Christenpflichten gerecht, indem er sich nicht bloß selbst von allen politischen Dingen fernhielt, sondern den Christen überhaupt ein Eingehen auf dieses Gebiet verwehrte. Wir finden es begreiflich, daß er dem ungarischen Pastor Wimmer übelnahm, daß dieser, ein Agent der britischen Bibelgesellschaft und des Calwer Verlagsvereins, 30 000 Flinten in England bestellte und schließlich selbst an der Spitze von 8000 Mann als Parteigänger Kossuths gegen die kaiserlichen Kroaten zog; aber er war gewiß in einem Irrtum befangen, wenn er darüber unzufrieden war, daß einige deutsche Brüder eine Kandidatur für Frankfurt oder Stuttgart nicht entschieden ablehnten. „Gläubige Leute in die Kammer zu bringen, dafür können wir meines Erachtens nichts thun. Für uns ist gläubiges Harren und geduldiges Leiden die Aufgabe.“ So sprach er sich um die Zeit der württembergischen Landtagswahlen aus und schrieb ein anderes Mal an einen Freund: „Wie magst Du auf den Gedanken kommen, daß das Parlament Gott die Ehre geben und dem Herrn Jesu huldigen werde? Die Zeiten sind vorbei.“ Seine Freunde sahen zum Teil mit besseren Hoffnungen der Zukunft entgegen, so z. B. Blumhardt, aber Barth blieb dabei, es könne nur schlimmer und nicht mehr besser werden.

Barth erwartete immer noch mit Gewißheit die nahe Zukunft Christi, dies war der Grund seiner trüben An-

sicht von der Weltlage, die in gewissem Sinn lähmend wirken mußte. Was halfen alle reformierenden Anstrengungen, wenn man in der letzten Zeit stand und rasch die Weissagungen sich erfüllen sollten. Nur in einem Stück glaubte Barth nicht müde werden zu dürfen: „mein Eindruck ist der," sagt er, „daß wir Tag und Nacht rufen müssen."

Fünf Gründe führte Barth einst an, warum er glaube, die letzte Zeit habe begonnen; er rechnete dazu 1) den zunehmenden Abfall der Theologen und Philosophen; 2) die Bewegungen im Morgenlande, den Zerfall der muhammedanischen Reiche; 3) die Selbstzersetzung Israels und seine Verschmelzung mit dem modernen Heidentum; 4) die Erhebung des Papsttums und der Jesuiten; 5) die Steigerung aller Kräfte in Kunst, Gewerbe und Verkehrsleben. „Ich meinesteils glaube," erklärte er, „daß sobald einmal die Eisenbahnverbindungen überall ausgeführt sind, die letzte Entwicklung nicht mehr ferne sein wird."

Selbst in kirchlichen Angelegenheiten hielt er Zurückhaltung für angezeigt. In Württemberg beunruhigte die Einführung der Presbyterial- und Synodalordnung viele Gemüter; sogar an die Nationalversammlung in Frankfurt wurden in dieser Sache Adressen geschickt. Barth beteiligte sich nicht und schrieb zu seiner Rechtfertigung: „Die politischen Bewegungen unserer Zeit haben mich als etwas nicht unerwartetes von Anfang an sehr lebhaft in Anspruch genommen, aber nicht so, daß ich mich berufen gefühlt hätte, auf irgend eine Weise thätig in dieselbe einzugreifen. Dies ist auch mein Grundsatz hinsichtlich

der mit denselben in Verbindung stehenden kirchlichen Umtriebe, von denen ich bei meinen apokalyptischen Ansichten kein Heil erwarte." Eine freie Kirche werde entstehen, das gab er zu, aber eine vogelfreie; ob die Kirche vom Staat und die Schule von der Kirche getrennt werde, es komme eben unter allen Umständen darauf hinaus, daß die Gläubigen Verfolgung leiden müssen. Der Christen Aufgabe sei es jetzt, die Lampen brennend zu erhalten, und weil doch dem ganzen nicht mehr zu helfen sei, wenigstens so viele einzelne als möglich zu retten.

Der Erfolg hat gelehrt, daß Barth zu schwarz sah und mit seiner einseitigen Aufforderung zum Dulden und Leiden nicht frei geblieben war von den Irrtümern derer, welche Zeit und Stunde, da der Herr wiederkommen wird, zu genau vorauswissen wollen. Eine politische oder kirchenpolitische Thätigkeit wäre aber auch bei anderem Standpunkte nicht die Aufgabe Barths gewesen, und in seinem eigentlichen Beruf, im Zeugnis durch Wort und Schrift, ist er in der schwersten Zeit nie müde geworden. „Was das Paradies betrifft," schrieb er einem Freund, „so hat niemand größere Lust dahin als ich, aber wir werden beide noch eine Weile warten müssen. Zuerst arbeiten und dann ruhen."

In unserer Zeit des neuerwachten nationalen Lebens ist man geneigt, alle hervorragenden Männer unter anderem auch nach dem Maßstabe ihres Patriotismus zu beurteilen. Können wir nun Barth einen Patrioten nennen? Sein Bild wird nicht viel von seinem Glanze verlieren, wenn wir zugeben, er war es nicht, wenigstens nicht im heutigen Sinn des Wortes. In jenen Tagen

der Demütigung unseres Volkes wäre dies auch schwer gewesen, sind doch damals Männer mit den besten politischen Anlagen an ihrem Vaterland irre geworden. Barth war aber viel zu sehr vom „Heimweh" begleitet, als daß er sich für die Politik erwärmen konnte; er war selbst ein solcher „Pilger aus der Ferne", von dessen himmlischer Heimat er sang: „Dort leuchten seine Sterne, dort sucht er seine Ruh!" Seine Erziehung, sein Beruf, seine theologische Weltanschauung und seine natürliche Weitherzigkeit, alles wirkte zusammen, ihn über den begrenzten Standpunkt eines einseitigen Nationalpolitikers zu erheben.

Wir würden aber Barth Unrecht thun, wenn wir ihm darum Liebe fürs deutsche Wesen und deutsche Vaterland absprechen würden. Bezeugt er uns nicht selbst, daß er sich unter den englischen Christen immer wieder zu den deutschen Brüdern in London hingezogen fühlte? Hat er nicht in seinem eigenen Leben und Wirken den echt schwäbischen Volkscharakter in seiner edelsten Weise ausgestaltet? Als er die deutsche Kriegsflotte unter schwarzrotgoldener Flagge in Bremerhafen liegen sah und diese Schiffe bald darauf unter den Hammer kamen, da schrieb er wehmütig an die Missionsbrüder in Indien: „Von einer deutschen Einheit scheinen wir ferner als je, wenn aber nur auch unter den Gläubigen Einigkeit wäre!"

Am Schluß der fünfziger Jahre, als der deutsche Patriotismus die Kinderschuhe ausgetreten hatte und die Hoffnungen für die Zukunft anfingen eine festere Gestalt anzunehmen, scheint es fast, als ob auch im alten Barth wieder etwas von dem Geist sich geregt hätte, in welchem er als Gymnasist „Germaniens Söhne" besang. „Sei

deutsch, mein Volk, und bleibe es!“ Diese Mahnung hatte er in den Jugendblättern schon früher in manchen Tonarten erklingen lassen, doch dabei vorzugsweise an den deutschen Glauben gedacht nnd in diesem Sinn einen „Aufruf an die deutsche Jugend“ (1858) mit den Worten begonnen:

Ein neues Volk, ein neu Geschlecht
Soll aus der Jugend blühen;
In dem soll Gottes Licht und Recht
Zu heller Flamm erglühen.
Nun — jung Germania,
Ist Öl zum Brennen da?
Wie, oder bist du ausgedorrt
Und strömst du deine Kräfte fort
In eitlen Träumereien,
Die nur zum Tod gedeihen?

Im kriegerisch bewegten Jahre 1859 näherte sich der alte Dichter schon mehr dem politisch-patriotischen Standpunkte, wenn er das deutsche Volk und seine Jugend zur Einigkeit mahnt in einem Lied, dessen Strophen mit den Worten endigen: „Halte fest wie Stahl und Erz!“ Und endlich, im Jahre 1860, hören wir ihn einen Ton anstimmen, der auch den besten Patrioten befriedigen wird, indem er seinem Vaterland zuruft:

Deutschland, Deutschland, wache auf,
Schlag an deines Schwertes Knauf!
Auf und halt dein Schwert parat,
Wo sich ein Verräter naht!
Nimm dein Kleinod wohl in acht,
Blick umher und halte Wacht,
Wehre dich; laß nie dir rauben
Deinen Rhein und deinen Glauben

Mit diesen zuversichtlichen Worten redete Barth eigentlich eine fremde Sprache, die ihm mehr von seinem deutschgesinnten Herzen als von seiner Überzeugung eingegeben wurde. Denn wieder war es seine vorgefaßte Meinung von der Nähe des Weltendes, welche ihn keine frohe Hoffnung für die politische Zukunft Deutschlands fassen ließ. Im Dezemberheft der Jugendblätter 1860 sprach er seine Gedanken über die kommenden Weltereignisse aus. „Deutsche Einheit“ heißt das Gedicht, in welchem er von der Einigkeit redet, die er erwarte, da die Völker schon den Mann suchen, der sie in eine antichristliche Weltmacht zusammenbinden werde:

Volk wächst dann mit Volk zusammen
Und nur einer leitet sie,
Einer setzt in helle Flammen
Aller Völker Phantasie.

Wir freuen uns, daß sich Barth in seiner Hoffnungslosigkeit getäuscht hat, daß Gott unser deutsches Volk noch einmal erhöhte und seine Gnadenzeit für alle Menschen noch nicht zu Ende ging.

Wir sind dem äußeren Lebensgange Barths vorausgeeilt und müssen wieder in das Jahr 1848 zurückkehren. Damals bot sich ihm eine Gelegenheit, die aufgeregte deutsche Heimat zu verlassen und ein Asyl in der Schweiz zu suchen. Hoffmanns Kränklichkeit machte nämlich seinen Rücktritt vom Inspektorat in Basel nötig und wieder wurde der Wunsch laut, Barth möchte sich zur Nachfolge bereit erklären. Er ließ aber diesen Gegenstand auf dem Feste in Basel gar nicht zur Sprache kommen; „die Schlacht muß in Calw geschlagen werden,“ sagte er, „auf

meinem eigenen Territorium, wo zugleich die Anschauung lehrt, wie schwierig es sein müßte, ein solches Zelt abzubrechen." Eine brüderliche Besprechung der Sache mit Widmann und Zeller überzeugte denn auch Hoffmann, daß Barth von Calw nicht weg konnte und der kranke Inspektor fand in Jos. Josenhans von Leonberg noch in demselben Jahre einen Gehilfen und Nachfolger, welcher im Glauben und in der Geisteskraft der großen Arbeit gewachsen war.

24. Neue Reisen und Arbeiten.

Es war wieder Ruhe im Lande, der Aufruhr und die bösen Geister, die er geweckt hatte, besaßen keine Macht mehr über die Gemüter; Freunde und Gegner der revolutionären Bewegung waren im allgemeinen gleich entmutigt und beschämt über das, was geschehen war, und die Regierungen konnten ungehindert eine strenge Polizeigewalt ausüben. Jetzt standen Barth die Straßen wieder offen und er wartete nicht lange auszufliegen. Noch im Herbst 1849 besuchte er seinen Freund Schubert in München. Dort wurde gerade die Bavaria aufgestellt, und in der Ruhmeshalle, in der neuen Basilikakirche und in Kaulbachs Atelier fand Barths Sinn für alles Schöne reiche Nahrung. Aber seine Reisen standen in jenen Jahren noch in einer näheren Beziehung zu den Arbeiten als früher. Es war so weit gekommen, daß der Schriftsteller die Muse zum geistigen Schaffen, die er zu Haus von Gästen belagert nicht finden konnte, in der Fremde

suchen mußte. Kaum war der alte Schubert am Morgen nach der Ankunft seines Gastes in die Akademie abgegegangen, so nistete sich Barth in seinem Studierzimmer ein und fing an, eine Kinderschrift zu schreiben; es war der „C Bund,“ in welchem Barth die Erfahrung der letzten Jahre, daß so viele Menschen „zu allem fähig“ sind, niederlegte. Als er einige Wochen später zur Predigerkonferenz nach Stuttgart kam, konnte er das Manuskript „in des Bäcken Ofen“ d. h. zu Steinkopf tragen.

Ein anderesmal fuhr er an einem Montagmorgen bei seinem Freund Werner im Fellbacher Pfarrhaus vor, schloß sich in ein hinteres Zimmer ein und erschien nur bei Tisch in der Familie. Als die Woche zu Ende war, hatte er sein „Felsenkind“ fertig, eine Arbeit aus einem Guß, mit einer Kielfeder geschrieben. Wie wenn er eine Erholungszeit hinter sich hätte, ging er darauf ohne Aufenthalt zum Missionsfest in Nagold und Karlsruhe und zum Stuttgarter Kirchentag.

Weniger der Arbeit als einer Kollekte für den Verlagsverein galt die Reise nach England und Schottland. Barth vermochte zuvor noch eine schwere Arbeit zu Ende zu führen: „Das Bibelwerk ist revidiert,“ schrieb er am 21. April 1850 „das Unmögliche möglich gemacht und die Kraft hat ausgehalten bis zum letzten Mann.“ Nachdem dieser Sorgenstein abgewälzt war, trank Barth fröhlich das „Abschiedsbier mit Widmann,“ packte und reiste ab. Zuerst waren in London wieder viel lange Maiversammlungen mitzumachen, in welchen der schwäbische Gast meistens einige Worte reden mußte, so schwer es ihm fiel. Denn obgleich er sich mit Gessing in Calw

monatelang im Englischen geübt hatte, bereitete ihm die fremde Sprache doch größere Schwierigkeiten als bei seinen früheren Besuchen.

Gützlaffs chinesische Mission wurde in jenen Maiversammlungen viel besprochen und die Oberflächlichkeit in der Arbeit des eifrigen Mannes hart verurteilt. Barth hatte sich eine Zeit lang durch das Außerordentliche in der Wirksamkeit Gützlaffs und durch seine glänzenden vielversprechenden Berichte blenden lassen und für ihn Beiträge gesammelt: er sah nun auch die Schattenseiten und ermahnte seinen Freund brieflich zur Nüchternheit und Gründlichkeit, aber es that ihm weh, den Mann, der soviel gearbeitet hatte, auf einmal von allen Seiten herabgesetzt zu sehen. Steinkopf nahm sich desselben zu seiner Freude in der öffentlichen Versammlung der Londoner Gesellschaft an und verteidigte ihn mit Wärme.

Barth ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen, in der deutschen Savoykirche wieder mehreremal zu predigen und am deutschen Missionsfest teilzunehmen. Es wurde ihm unter anderem die Auszeichnung zu teil, daß ihn die deutsche Erzieherin der englischen Prinzessinnen besuchte und ihm für die Jugendschriften dankte, welche ihre hohen Schülerinnen mit Lust lesen. Beinahe wäre einer seiner Gänge durch die verkehrsreichen Straßen für ihn verhängnisvoll geworden, denn als er um eine Ecke biegen wollte, traf ihn die Deichsel eines Wagens, dem er nicht schnell genug ausweichen konnte, an den Kopf und warf ihn zu Boden. Durch Gottes Bewahrung nahm er aber keinen ernstlichen Schaden.

Das Hauptziel der Reise lag diesmal nicht in London oder Exeterhall sondern in Schottland, wo der Verlagsverein freigebige Freunde besaß. Mit vollen Zügen genoß Barth die Reize dieses Landes, nachdem er solange den Karren gezogen hatte. Von Edinburg schrieb er seinem Freund Zeller: „Da sitze ich nun in der alten Odinsburg, rechts von meinem Fenster steht die alte Burg, ein schroffer steiler Fels, oben so geräumig wie der Asberg. Vor mir erhebt sich auf einer Anhöhe die Altstadt mit zum Teil 14 Stockwerke hohen Häusern, nur 20 Schritte von mir das Denkmal von Walter Scott, ein gotischer Turm 200 Fuß hoch ... Salzburg hat einige Ähnlichkeit, Edinburg ist aber viel großartiger.“ Gerne wäre Barth in die Hochlande gezogen oder nach den Orkney-Inseln gefahren; aber zu bloßen Vergnügungsreisen hatte er nie Zeit übrig. Unglücklicherweise regnete es auch fast ohne Unterbrechung, und als Barth einmal einen schottischen Freund im Scherze fragte: „Regnet es denn in Schottland immer?“ gab dieser wenig ermutigend die trockene Antwort: „Nein, es schüttet auch bisweilen.“

Einen liebenswürdigen Führer erhielt Barth an einem Prediger Menzies, der ihn im Omnibus erkannte und sich als den Übersetzer seiner Kinderschriften vorstellte. Er führte ihn zur Universitätsbibliothek, wo die Protestschrift böhmischer Edelleute gegen die Hinrichtung von Johann Huß, ein Pergament mit 50 Siegeln, gezeigt wird, und begleitete ihn an die geschichtlich merkwürdigen Orte, welche an Maria Stuart, Knox und andere berühmte Persönlichkeiten erinnerten. „Nun,“ schrieb Barth, „sind sie alle längst hinüber in die Ewigkeit und habens

alle anders gefunden als sie erwarteten, auch Johann Knox nicht ausgenommen.“ Sein freundlicher Begleiter erzählte ihm, daß die Übersetzungen der Calwer Kirchengeschichte und Missionsgeschichte in alle Pfarrbibliotheken der schottischen Staatskirche aufgenommen worden seien.

Bei Henderson in Park, dem reichen Gönner des Verlagsvereins, lernte Barth das christliche Familienleben in Schottland und die strenge Sonntagsruhe kennen, welche sogar Klavierspiel und Spazierengehen verbot. Die Kirchenspaltung hatte sich trotz der Allianz verschärft und Barth berichtete: „Die Spaltung geht durch alles hindurch, hat oft mitten durch Familen einen Riß gemacht und die besten Freunde einander entfremdet.“ Er wollte sich ohne Unterschied zu beiden Kirchen freundlich stellen, was für seinen eigentlichen Zweck, Beiträge zu erhalten, nicht gerade förderlich war, weil jede Partei meinte, er werde von der andern unterstützt. Doch trat Dr. Duff entschieden für ihn ein und es gelang auch, die Holzschnitte des freikirchlichen Kindermissionsblattes für das Calwer Kinderblatt zu bekommen; einzelne Beiträge wurden ihm schon in den Versammlungen der beiden Kirchen übergeben.

Einige Wochen später sehen wir Barth auf dem Feste in Basel; die schottischen Reiseerinnerungen klingen noch durch, als er zur mutigen Fortsetzung der Mission in Afrika ermahnte und erzählte: „In Edinburg ist ein hohes Kastell auf einem schroffen Fels, nur auf einer Seite zugänglich, mit einer dreifachen Mauer verwahrt. Einmal lag vor ihr der Graf Randolf von Moray und sah an diesem Fels hinauf. Ein Soldat neben ihm sagte:

„Denken Sie, es sei möglich, Mylord?“ „Was meinst Du?“ „Nun, hineinzukommen!“ „Ja, wenn man Flügel der Falken hätte.“ „Es giebt auch Flügel der Vaterlandsliebe,“ antwortete der Soldat. Der Graf überlegte sichs. Mit dreißig Mann stieg er in trüber Nacht den Fels hinauf; in halber Höhe wurden sie entdeckt, da blieb nichts übrig als vorwärts zu dringen und sie nahmen die Burg. Dies fiel mir ein, als die Rede davon war, ob man Afrika preisgeben solle und die Pflicht gebiete, einen Schritt zurückzuthun. Die Schritte zurück sind nicht mehr in unsrer Gewalt; wir wollen also vorwärts, aufwärts bis wir die Festung haben, und sie ist uns verheißen. Es sind noch nicht tausend Missionare gestorben, ich zähle sie; wenns einmal soviel sind, will ichs euch sagen.“

Auf demselben Feste war von der „innern Mission“ die Rede, welche damals auf den Plan trat, die Schäden zu bekämpfen, welche durch die Revolutionsjahre aufgedeckt worden waren. Einzelne fürchteten, sie könnte der Heidenmission Liebe und Gaben entziehen; Barth selbst, ebenso ein Mann der innern wie der äußeren Mission, beruhigte die Ängstlichen und sagte, entweder werde die Arbeit der inneren Mission gelingen, dann werden die Christen nur um so eifrigere Freunde der Heiden, oder werde das angefangene Werk wieder im Sande verlaufen, dann sei die Heidenmisssion immer noch da, die Christenheit neu zu erwärmen. „Es ist ja doch nur Gnade,“ sprach er auf dem Fest des folgenden Jahres, „wenn wir etwas arbeiten dürfen, und Gnade ist, wie jener Negerfürst sich ausdrückte: etwas für nichts!“

An dieser Gnade wollte sich Barth genügen lassen

und froh sein, wenn er nur tags arbeiten und nachts schlafen könne. Das Aufräumen der Briefe, die er im Lauf des Jahres 1850 erhalten hatte, ergab deren 1178, viele von diesen hatte er doppelt beantworten müssen, so daß er in jenem Jahr trotz seiner kranken Hand mindestens 1200 Briefe geschrieben hatte. Den übrigen Arbeiten konnte er durch seine Reisen auch nicht entgehen. „Dein Geschäft läuft nicht davon,“ hatte ihn ein Bruder in Elberfeld trösten wollen. „Ja,“ erwiderte er, „das ists eben, wenns davon liefe, hätte es keine Not, aber es bleibt liegen.“ Der Verlagsverein war schon zu einem großen Baum herangewachsen, der seine Äste nach allen Ländern ausstreckte. Ein Rückblick auf sein zwanzigjähriges Bestehen veranlaßte Barth zum Dank gegen Gott, der den Schriften des Vereins alle europäischen Länder mit einziger Ausnahme von Spanien und Portugal geöffnet habe, und er bekannte: „daß Gott dabei so ein elendes Werkzeug, wie ich bin, gebrauchen wollte, gehört auch in seine wunderbare Praxis, nach welcher er erwählt, was da nichts ist. Ich müßte lügen, wenn ich sagen wollte, ich sei nicht dankbar dafür, aber an der Erweisung dieser Dankbarkeit, an der Treue, am Gehorsam da fehlts.“

In den Norden unsres Vaterlands wurde Barth durch den Kirchentag in Bremen geführt (1852). Er reiste über Herrnhut und Berthelsdorf, wo er die Lebenden grüßte und unter den Toten herumwandelte, die noch reden, wiewohl sie gestorben sind. In Bremen traf er viel alte Freunde zum Teil noch von der Universitätszeit her. „Kennst Du mich noch?“ wurde Barth von ergrauten Männern gefragt, und wenn er sie auch von allen Seiten

besah, mußte er doch bisweilen gestehen: „Nein, Dich kenn ich nicht.“ Er war mit seinen Freunden alt geworden. Auch seinen früheren Agenten Pastor Wimmer aus Ungarn sah Barth in Bremen wieder; er war ganz der alte Hasser Habsburgs, hatte sich aber in Ungarn noch rechtzeitig aus dem Staub gemacht und war nun in der freien Hansestadt friedlicher Prediger. Es waren schöne gesegnete Tage, welche Barth und mit ihm ein Dutzend Württemberger auf jenem Kirchentag zubrachte, und die Familie Vietor, in deren Haus er eine freundliche Heimstätte gefunden hatte, blieb bis zu seinem Ende unter dem Kreis seiner Freunde.

Die Heimreise war noch durch zwei Begegnungen mit fürstlichen Persönlichkeiten ausgezeichnet. Die Königin der Niederlande, welche gerade in Stuttgart verweilte, ließ ihn zu sich einladen, und als er nachher bei der Herzogin in Kirchheim einen Besuch machte, mußte er vor ihrem Gaste, dem blinden König von Hannover, predigen. Der König sandte ihm auf diese Predigt hin 200 Thaler für die Mission. Die Anerkennung der Höchsten fehlte überhaupt dem bescheidenen Doktor in Calw nicht; insbesondere gab ihm das württembergische Königshaus wiederholt Beweise seines gnädigen Wohlwollens. So entbot ihn der jetzige König, damals Kronprinz, zu sich nach Liebenzell, als er dort mit seiner Gemahlin einen Badaufenthalt nahm.

Der Kirchentag in Bremen hatte Barth so befriedigt, daß er auch im nächsten Jahr nicht zu Haus blieb, als derselbe in Berlin gefeiert wurde. Es widerfuhren dem „schwäbischen Original,“ dessen Namen im Norden einen

guten Klang hatte, große Ehren. Er mußte im Dom und in der Georgenkirche predigen und wurde zur königlichen Tafel gezogen, bei welcher Gelegenheit der volkstümliche General von Wrangel ihn um seine Fürbitte bat und ihn versicherte, er lese schon lange seine Schriften. Barth hatte eigentlich in demselben Jahr wieder einen Besuch in England geplant; aber die Reise nach Berlin, eine solche nach München zu Schubert und ein Gegenbesuch dieses Freundes, sowie dringende Arbeiten hätten ihn aufgehalten. Im nächsten Jahr 1854 wurde der Plan ausgeführt, Dr. Ostertag war sein Begleiter und ihm verdanken wir eine anziehende Beschreibung dieser letzten Reise Barths in das Ausland.

Die Fahrt war stürmisch und ließ Barth die Bitterkeit der Seekrankheit erfahren, aber auf festem Land schien ihm die Jugendkraft noch einmal geschenkt zu sein. Von morgens 5 Uhr konnte er sich mit einer Tasse Kaffee begnügen und dabei durch die Straßen der Weltstadt irren, Sitzungen anwohnen und Geschäfte bereinigen. Und wenn er abends bei seinen Freunden eintraf, ohne den ganzen Tag über einen Bissen gegessen zu haben, so reichte eine kleine Stärkung hin, ihm seine Munterkeit zurückzugeben. Er schrieb vor Schlafengehen noch sein Tagbuch und war am andern Morgen frisch am Werk wie wenn nichts geschehen wäre. Mit Ostertag predigte er abwechslungsweise in den deutschen Kirchen, die Sonntagnachmittage brachte er in den Kreisen der Brüdergemeine zu. Dort spürte er etwas von verwandtem deutschem Geist wehen auch bei den englisch redenden Gliedern. Der alte Seemann, der vierzig Jahre lang das Missionsschiff Harmony

von England nach Labrador geführt hatte, erzählte ihm von seinem Grundbesitz an der Labradorküste, von der Insel Barth, wie es dort so viele Füchse gebe und wie er vor dem kleinen Eiland im Vorbeifahren immer salutiere.

Unter den vielen Anstalten besuchte Barth vielleicht am liebsten die der Judenmission am Palästinaplatz. Unter der jüdischen Kinderschar, die dort eine christliche Erziehung erhielt, ging ihm das Herz auf. Er war kein unbekannter Gast bei den Kindern; „Erzählen Sie uns was!" wurde ihm entgegengerufen, sobald er die große Halle betrat. „Ja," antwortete er, „wenn ihr mir etwas Schönes singt," und nun erklangen aus dem Munde der jüdischen Kinder schöne Zionslieder; er konnte tagelang den lieblichen Gesang, namentlich das Hosianna, nicht vergessen und sang die Weisen oft wie in süßen Träumen vor sich hin. Mehrere dieser Lieder hat er für die Stammheimer Kinder übersetzt und sie erfreuten damit die Gemeinde bei den Jahresfesten.

Weniger wohl war es Barth in einer anderen Gesellschaft. Beim Jahresfest der Wesleyaner steckte ihm ein reicher Fabrikherr, Thomas Farmer, eine Einladungskarte zum Abendessen zu. Barth war nicht schnell genug besonnen, zu danken, da er schon anders über den Abend verfügt hatte, er mußte daher zwei Stunden weit nach dem fürstlichen Landsitz des reichen Engländers fahren. Dort wurde der Gast zuerst in ein Ankleidezimmer geführt, dann in eine kleine Halle, wo Erfrischungen angeboten wurden, und endlich in den hellerleuchteten Saal, der schon von Herren und Damen angefüllt war. Als nun Barth der Frau des Hauses und ihren fünf ver-

heirateten Töchtern vorgestellt war und dann, seinem Schicksal überlassen, im Gedränge stand, da zeigte es sich, daß er zu sehr ein Schwabe war, um sich in solcher Gesellschaft behaglich zu fühlen. Er suchte am Kaminsims Schutz und sichern Rückhalt gegen die flutende Menge, und seine Befangenheit wich erst, als er an zwei Bekannten Deckung fand und seinen Freund Ostertag in der Nähe erblickte.

Einsilbig war er bei solchen Gelegenheiten immer, nur im kleinen vertrauten Kreis taute er auf und ließ seinen Witz sprudeln. Der Zweck dieser letzten englischen Reise war wieder der, dem Verlagsverein Beiträge und Freunde zu gewinnen, und mit der Traktatgesellschaft wegen der Herausgabe einer englischen Übersetzung des Bibelwerks zu unterhandeln. Da jene Gesellschaft schon drei ähnliche Bibelwerke im Verlag hatte, wurde es mit dem letzteren Plane vorerst nichts, dagegen erhielt Barth ziemlich reichliche Beiträge, hauptsächlich von seinen Freunden unter den Quäkern, deren Teilnahme durch die kirchliche Unabhängigkeit des Verlagsvereins und seines Gründers geweckt worden war.

Vor der Abreise sehen wir Barth noch einmal geschäftig durch die Straßen der Weltstadt fahren, ein befreundeter Kaufmann begleitete ihn von morgens 10 Uhr bis in den Abend hinein, von Laden zu Laden. Überall wurden hübsche Kleinigkeiten eingekauft, wie sie damals die unübertroffene englische Industrie erzeugte. Fragte man, wozu er dies alles brauche, so antwortete er: „Wenn man dich darüber fragt, so sage nur, du wissest es nicht.“ Barth wußte es selbst noch nicht, er hatte gerne einen

kleinen Vorrat an solchen Schätzen, um seine Freunde und Besuche zu passender Zeit erfreuen zu können. Für sich selbst lebte er so einfach, daß ihm der Hausrat seiner Mutter ohne viel Neuanschaffungen genügte; zur Freude für andere scheute er sich aber nicht, das sauerverdiente Geld auszugeben.

Über Paris reiste Barth heim. Unter Arbeiten und Festreisen nach Basel und zum Frankfurter Kirchentag ging Sommer und Herbst vollends hin. Am Ende des Jahres zog er aus der Wohnung im Bischof in ein eigenes Haus, das noch heute der Sitz des Verlagsvereins ist. Der Umzug mit soviel Kisten und Kasten brachte den ordnungsliebenden Mann in schweres Gedränge; er kam sich wie eine Schnecke vor, welche ihre Schale verloren hatte, oder wie ein Mann, dem das alte Jahr eine halbe Stunde früher durchgegangen war, ehe das neue gekommen. Das neugekaufte Haus, ein früherer Gasthof, mußte erst hergerichtet werden; Handwerksleute gingen ab und zu und Barth dachte bei ihrem Klopfen und Hämmern: „Mein Herz ist wie ein altes Haus, da geht das Bauen niemals aus.“ Zeller stand mit Rat und That bei, als er aber dem Freunde zum Tapezieren raten wollte, da antwortete er: „Zum Tapezieren komme ich nicht so leicht, weils nicht mein Handwerk ist. Mein Vater war ein Zimmermaler und ich hab ihm hundertmal dabei geholfen, und will ihm nicht die Schmach anthun, seine Methode zu verachten.“

Am besten war in dem neuen Haus für die Sammlung gesorgt, denn die konnte im alten Tanzsaal aufgestellt werden und sah nun viel stattlicher aus. „Der Saal

wird prächtig," schrieb Barth, „und man begreift gar nicht, wo alle die Sachen, für die sogar der große Saal nicht Wände genug hat, bisher gesteckt haben." Die Korrespondenz hatte er noch im Bischof auf das Laufende gebracht, um wenigstens in dieser Beziehung keine Schulden ins neue Haus mitzunehmen, da er sonst Schulden genug hineinbringe, Geld- und Sündenschulden.

Vor Schluß des Jahres erlebte Barth noch die Freude, die biblischen Geschichten neu ausgestattet in einer hundertsten Jubelausgabe herausgeben zu können. Die Zahl der Übersetzungen des Büchleins, deren Veranstaltung sich Barth viel Mühe und Geldopfer kosten ließ, war schon auf 50 gestiegen. „Es ist Sein Werk," sagte Barth in der Vorrede zur Jubelausgabe, „und Ihm gebührt auch allein Dank und Ehre."

25. Im Verkehr mit Freunden.

Barths Bild wäre unvollständig, wenn wir ihn nur in der geistlichen Waffenrüstung uns vergegenwärtigen würden. Rasch und entschieden, den Brüdern oft allzu zuversichtlich, trat er auf, wenn es galt, den Namen des Herrn zu ehren unter den Menschenkindern. Andersdenkenden stellte er ohne viel Umstände die eigene Ansicht entgegen, und im Streit wider den Unglauben konnten seine Worte scharf und seine Feder spitzig werden. Wie er sich aber unter allen Kämpfen und Arbeiten ein zartes, weiches Gemüt, ein liebevolles Herz bewahrt hat, das

erkennen wir am besten, wenn wir ihn im Verkehr mit Freunden beobachten.

Seine Gastfreundschaft hatte keine Grenzen, am liebsten hätte er seine nächsten Freunde immer um sich gehabt, und als Zaremba einige Monate und Missionar Seldenschlo wenigstens mehrere Wochen bei ihm verweilte (1844), da brachte er mit seinen „beiden Russen“ eine glückliche Zeit zu. Der ganze Haushalt war darauf eingerichtet, den Brüdern eine angenehme Herberge zu bereiten, und wenn für gewöhnliche Verhältnisse das Haus übervoll war, hieß es bei Barth doch, „es ist noch Raum da.“ An Georgii 1853 z. B. hatte er sieben Gäste über Nacht und dennoch waren drei Gastbetten leer.

Wenn die Arbeit nicht oft gebieterisch gedrängt hätte, so würde er nie über den großen Zulauf geklagt haben, auch nicht, als die Fremden ihn in seiner Winterruhe störten, weil sie auf den Sprung gekommen waren, daß sie ihn in dieser Zeit am sichersten treffen. Kamen jedoch vertraute Freunde, dann ließ er sich auch durch keine Arbeitsrücksichten die Freude an ihrem Besuch verderben. Voll Vergnügen schrieb er einst einem Freund, er habe nach dem Essen gerade zum Fenster hinausgesehen, um nach dem Wetter auszuschauen, da sei ein gelber Wagen vorgefahren und ein Herr im Pelzrock mit einem Knaben ausgestiegen, beide ihm unbekannt. Und „als die Thüre aufging, wars Ephorus Hoffmann mit seinem Karl . . . Während wir uns noch verwunderten,“ erzählte er weiter, „ging die Thür wieder auf und Zaremba trat herein.“ Schon war die Arbeit für den Nachmittag bestimmt, aber jetzt wurde nicht geschrieben, sondern nur gesprochen, und

Barth freute sich, daß ihm die Freunde einen seiner Schafftage rot angestrichen haben.

Im Jahr 1849 feierte Barth seinen Geburtstag als Fünfziger. Er wollte es ganz in der Stille thun und niemand einladen, weil es doch nicht „der Mühe wert“ sei; aber da stellte sich heraus, wie viele Freunde er hatte. Studiengenossen und Amtsbrüder, Verwandte und ausländische Freunde eilten herbei, dem Jubilar ihre Glückwünsche darzubringen, so daß sein Haus voll wurde. Die Unitätsältestenkonferenz übersandte ihm ein Gratulationsschreiben und das eben erschienene Eskimoprophetenbuch. Wertvolle Geschenke liefen aus der Nähe und Ferne ein. H. Zeller war im Bad Rippoldsau und mußte sich unter die schriftlichen Gratulanten stellen, sprach jedoch die Hoffnung aus, er werde das nächstemal dabei sein, worauf Barth scherzhaft erwiderte: „Dein Bad muß die Lebenskraft in Dir recht gesteigert haben, da du ein andermal, also beim nächsten Jubiläum 1899, dabei zu sein hoffst.“

Nicht so fröhlich ging seine Geburtstagsfeier zwei Jahre später zu Ende. Die Freunde von Stuttgart, welche ihn frühmorgens überraschen wollten, trafen ihn schon an der Arbeit; er hatte sich mit mehreren gelehrten Beratern zur Revision des Handbüchleins der biblischen Altertümer in ein hinteres Zimmer eingeschlossen. Über Mittag mußte die Arbeit ruhen, denn es gab große Gesellschaft, Hoffmann und Prälat von Moser waren darunter. Am Abend des fröhlichen Tages entlud sich aber ein Gewitter in schweren Wolkenbrüchen, unaufhörlich goß der Regen herab und die Nagold rauschte lauter und lauter.

Noch in der Nacht flüchtete man die Bücherballen aus der Hausflur; es war wohlgethan, denn am andern Morgen kannte man die Nagold nicht mehr, sie war zum wilden Strom geworden, der viele Trümmer durchs überschwemmte Thal trug. Barth hatte viele Gäste beherbergt, die nun von der Stadt abgeschnitten waren, er ließ sich aber nicht aus der Fassung bringen, sorgte still für das Nötige und saß dann bald wieder mit einigen Freunden bei der Revisionsarbeit.

Die fleißigen Männer sollten bald durch eine Schreckensnachricht gestört werden; die Wasser hatten ein Haus unterwühlt und neun Personen fanden ihren Tod in dem reißenden Flusse. Inzwischen türmten sich die Hochstämme von mehreren zerrissenen Flößen an der Brücke auf; wich die Brücke, deren Joche die Wassermassen kaum mehr faßten, dann war die ganze untere Stadt durch das Ungestüm der Stämme bedroht. Schon dachte Barth daran, mit seinen Freunden über den Berg zu flüchten, da brach die Sonne durch die Wolken, es hörte auf zu regnen und die Nagold fiel ebenso rasch, wie sie gestiegen war. Durch seine Bekannten erhielt Barth reiche Beiträge zur Linderung der Wassersnot, welche das Nervenfieber im Gefolge hatte. Über 300 Personen erkrankten an demselben, und Barth hat in jenem Herbst von den Trauben, die ihm seine Freunde im Unterland schickten, keine Beere genossen; sie wanderten unversehrt in die Krankenzimmer.

Jene Geburtstagsfeier hatte also ein ernstes Nachspiel erhalten; Barth konnte aber auch in solchen Zeiten das Scherzen nicht ganz lassen, womit er nicht selten Anstoß erregte. Der geistliche Herr, welcher tags zuvor

noch bei ihm zu Tische saß, wurde nämlich am andern Morgen von dem damaligen Posthalter Häring durchs Wasser ans Land getragen, und Barth freute sich nun, daß auch einmal ein Prälat auf einem Häring geschwommen sei. Manche schwere Stunde und saure Arbeit erleichterte Barth sich und seinen Freunden durch seinen köstlichen Humor. Er verstand es aber ebenso gut, mit den Weinenden zu weinen als mit den Fröhlichen sich zu freuen.

Wie herzlich wußte er die Angefochtenen und Betrübten aufzurichten und zu trösten! Hoffmann in Basel hatte seine Gattin verloren (1847) und war selbst körperlich und gemütlich sehr angegriffen; Barth schrieb ihm: „Der Herr stehe Dir mächtig bei, daß Du nicht auch unterliegen müssest. Israels Arzt hat die Praxis noch nicht aufgegeben.“ Und ein andermal: „Die Hoffnung mußt Du schon um Deines Namens willen festhalten! Er hat sich mit einem Fels verglichen, nicht mit einem Sandhaufen.“ Als später wieder ungünstige Berichte über das Befinden des Freundes kamen, da wünschte er ihm: „Der Herr schenke Deinen Nerven Ruhe, Deinen Augen Schlaf, Deinem Herzen Freudigkeit und Deinen Händen neue Kraft. Ich bitte ihn täglich darum.“

Außer Osiander ist Barth wohl mit keinem Freunde so vertraut geworden wie mit seinem lieben „Heiner“, dem jungen Zeller in Nagold. Schon als Effringer Pfarrverweser war er oft ein Gast bei Vater Zeller. Im Herbst 1846 erkannte man, daß sich der letztere zu seinem Heimgang anschickte. „Flackern darf das Glaubenslicht schon, aber nicht auslöschen,“ ließ ihm Barth sagen; oder: „Das

Ankertau darf dünn sein wie ein Bindfaden, wenn es nur nicht reißt.“ Am 20. Februar schrieb Barth noch einmal, als hätte er die Nähe des Abscheidens geahnt, der Herr wisse, wie lange er Öl zugießen und wann er die Lampe erlöschen lassen solle, sein Licht brenne dennoch fort, ob wir im Todesthal oder im Jammerthal wandern. Am folgenden Tage erhielt er die Todesnachricht. Jetzt tröstete er seinen Freund, wenn er auch noch oft das müde Bild seines Vaters in dieser oder jener Ecke des Zimmers suchen werde, so werde ihm doch aus allen Ecken die Freundlichkeit dessen entgegenblicken, der es mit dem Entschlafenen so gut gemacht habe.

Barth lud Zeller ein, zu ihm zu kommen und sich in Calw zu erholen; aber in diesem Stücke wurde er nie mit dem Freunde zufrieden. In scherzhafter Weise grollte er darüber, indem er z. B. in demselben Jahre schrieb: „Es war ganz in der Ordnung, daß Du auch die Reise nach Sindelfingen nicht mitmachtest, da es ja beschlossen ist, mir jede Mitreise abzuschlagen.“ Ähnlich schrieb er vierzehn Tage später: „Sehr ordentlich ists, daß unter den Hindernissen an einer Reise hierher auch eines vorkommt unter dem Titel: Reise nach Wildberg, wo man nämlich schon halbwegs Calw wäre.“ Weil Barth die naturwissenschaftlichen Neigungen seines Freundes so gut kannte, suchte er ihn wiederholt durch die Beschreibung seltener Naturalien nach Calw zu locken und schrieb unter anderem: „Die Labradorpost ist auch angekommen; sie bringt drei Walrosse, viele Steine, Pflanzen, Muscheln u. dergl. mit. Aber alles wird seinen Herrn schon kriegen, ob Er dabei ist oder nicht ...“

Im Jahre 1848 hatte Barth von Zeller eine goldene Brille zum Geburtstag erhalten; der Brief, in welchem der Beschenkte dankt, ist so lebendig geschrieben, als hörten wir Barth mit seinem Freunde reden. Das Schreiben verdient, daß wir es hier ziemlich vollständig wiedergeben, es lautet: „Aber Heinerle, was denkst Du! Einen so in Verlegenheit bringen mit goldenen Sachen in dieser eisernen Zeit, wo ich bereits angefangen habe, alles Gold und Silber aus dem Hause zu schaffen, wo mir seit dem 25. März (Franzosenfeiertag) meine ganze Bagage zur Last ist und ich am liebsten auf Koffer und Reisesack reduziert wäre! Sieh, solche Kleinigkeiten, wie sie mir N. N. zu bringen pflegt, eine Rolle Bindfaden, ein paar Dutzend Zigarren, ein Päckle Tabak, — so etwas macht mir Freude, aber alle wertvollen Sachen schnüren mir den Hals zu. Also nicht zu spät, sondern zu früh!*) Und doch: voriges Jahr oder vor zwei Jahren hätte mir vielleicht eine goldene Brille auch noch Freude gemacht; jetzt aber, da es indessen so deutlich geworden ist, daß die Welt auf dem letzten Loche pfeift, macht mir kein Besitz mehr Freude. Das sage ich gewiß nicht, um Deiner Liebe wehe zu thun oder Deine Gabe herabzusetzen. Aber die letztere ist mir nicht so lieb wie die erstere und die erstere mit oder ohne die letztere gleich wert. Ich, der ich ohnehin schon so lange Dein Schuldner bin, lege es eben nun zum andern und lasse es mit einem herzlichen Vergelts Gott und dank Dir Gott! bewenden, verspreche Dir auch zugleich, daß ich Dir nie ein ähnliches Präsent machen

*) Zellers Geschenk war erst einige Tage nach dem Geburtstag eingetroffen.

will. Wenn Du mich auf acht Tage besuchst, das ist mir lieber als 25 goldene Brillen, durch die man eben auch lauter Elend in der Welt sieht."

Der letztere Wunsch ging nicht sobald in Erfüllung, und weil der Freund verzog, machte Barth selbst einen längeren Besuch in Nagold, der ihm Erholung von seinem angestrengten Arbeiten verschaffte.

Nach dem oben geschilderten 51. Geburtstage schrieb der Gefeierte: „Ich war sehr beschämt und gedemütigt durch die Liebe so vieler Freunde, die ich nicht verdient habe; mein Sprüchlein ist: was ich gelebet habe, decke zu; was ich noch leben soll, regiere du!" Er sprach keine leeren Worte, sondern ernstgemeinte Überzeugung aus, wenn er in demselben Schreiben fortfuhr: „Ich halte mich nicht für eine so bedeutende Person, um auch nur von einem meiner Freunde einen Glückwunsch persönlich oder schriftlich ansprechen zu können." Diese aufrichtige Bescheidenheit, eine Frucht ernster Selbsterkenntnis und Selbstzucht, machte Barth zu dem liebenswürdigen Freund, der nicht über den Bäumen schweben, sondern nur Liebe genießen und erwidern wollte.

Sein Herz war wirklich bei den Freunden; da sehen wir ihn schon in der Morgenfrühe des Neujahrstages 1850 bei der Lampe sitzen, eilig läuft die Feder über das Papier, es gilt seinem lieben Zeller ein glückliches Neujahr zu wünschen und wir lesen in seinem Briefe: „Das Erste, was ich im neuen Jahre früh in der Nacht vor dem Frühstück schreibe, ist der herzliche Wunsch, daß Dir in diesem neubetretenen Lebensabschnitt auch wieder ein reiches Maß von Barmherzigkeit und von Segen zugedacht sein

möge. Der auch im Alter hebt und trägt, bringe Dich auf seinen sicheren Händen von einem Schlagbaum zum andern, bis endlich zur Schlußpforte." Zwei Monate später hören wir ihn wieder mit scherzhaftem Locken zum Besuche in Calw einladen. Er beschreibt dem Blumenfreund, wie vierzehn Tage lang rote, weiße und blaue Hyazinthen am Fenster geblüht und auf ihn gewartet haben, jetzt seien sie welk. Gestern habe er auf einem Spaziergang schon die ersten Maßliebchen und Ehrenpreis gefunden; „sogar die Blümlein wagen sich heraus, nur der Heinerle net." „Erst gestern," fährt Barth in seinem Briefe fort, „sagte Widmann: ‚Wäre nur unsere Staatsverfassung so fest wie der Heinerle!' — Warum? — ‚Der geht nicht aus dem Leim.' Kurz, Du bist zum Sprichwort geworden, zur Fabel und zum Wunder." Bei der Rückkehr von einer Reise traf Barth zu seiner freudigen Überraschung ein gelungenes Bild des schwer beweglichen Freundes an; er bedauerte nur, daß es auf alle die Fragen, die er an ihn zu richten hätte, gar keine Antwort gebe und ihn daher nach seinem Original um so begieriger mache.

Wenn alle Locktöne vergeblich waren, konnte Barth auch eine beleidigte Miene annehmen und seinem Freund klagen, er sehe schon, daß Hopfen und Malz an ihm verloren sei, er lasse sich durch nichts aus seinem Schlupfwinkel herausjagen. „Nächsten Sonntag," fügte er bei, „am 3. März ist in Herrenberg Missionsfest und vormittags predige ich über den Text: Ich bin krank gewesen und ihr habt mich nicht besuchet. Da gäbs nun eine schöne Gelegenheit für Dich, wir haben einen Platz frei."

Barth war nämlich in jenem Winter viel durch Gichtschmerzen heimgesucht und sagte in seiner launigen Weise, am Schreibtisch habe er Bruſtschmerzen, auf dem Spaziergang Kreuz- und Schienbeinschmerzen, auf dem Sopha Achselschmerzen, und im Bett alles zusammen.

Erst im Herbst bereitete Zeller seinem Freund die Freude eines längeren Besuches; es trieb ihn auch die Besprechung einer Lebensfrage, nämlich der Verbindung mit Emilie Conradi, zu seinem vertrauten geistlichen Berater. Barth merkte bald, daß sich Zeller innerlich schon entschieden habe und flüsterte ihm über Tisch die scherzhaften Worte zu: „Deine guten Tage hast Du gehabt — aber Deine besseren kommen.“ Offen sprach er seine Befürchtung aus, es möchte ihm durch die Verbindung seines Freundes etwas von dessen Liebe verloren gehen; bald durfte er aber erfahren, daß die fromme Frau an Zellers Seite gerne in den Calwer Freundeskreis mit eintrat.

An einem schönen Maitag im Jahre 1851 traute Barth das glückliche Paar in der Kirche zu Fellbach, wofür ihm Zeller die Stolgebühren in Gestalt eines Beitrags von 500 Gulden für den Verlagsverein sandte. Der Verein konnte eine solche Gabe gerade notwendig brauchen und Barth wünschte seinem Freund erfreut ein Vergelts Gott! „Doch er hat Dirs schon vergolten im voraus,“ fuhr er fort, „durch das Glück, das er Dir geschenkt hat und von dem mir Dein Brief zu meiner großen Freude eine neue Versicherung bringt und das, wie ich getrost hoffe, nicht wie der „Honig“ in einem Topf abnehmen, sondern wie die Süßigkeit in einer Weintraube

zunehmen wird, soweit ihr beide es ertragen könnt." Als Ehemann kam Zeller fast häufiger nach Calw denn früher, doch stand es Barth auch noch zu lang an und er gebrauchte einmal die List, einen Brief an Werner, in welchem er sich bitter über das Fernbleiben Zellers beschwerte, wie aus Versehen an den letzteren zu adressieren. Das wirkte, Zeller reiste sogleich herbei. Kam er nicht, so mußten Briefe den Verkehr unterhalten, es geschah nichts im Leben Barths, das er nicht ausführlich seinem Freunde mitteilte, und oft that er dies in hübschen Reimen. So hören wir ihn wünschen, als er in Calw immer wieder in seiner Arbeit unterbrochen wurde:

„Ich wollt, ich säß bei euch
Im warmen blauen Stübchen
Und grübe mir daselbst
Ein tiefes Arbeitsgrübchen;
Da brächt mich niemand raus,
Bis alles fertig wär;
So aber seid gegrüßt
Von weitem Sie und Er!"

Barth wußte wohl, daß er an Zeller einen treuen Freund hatte, nicht mit Worten allein, sondern mit der That, auch wenn Besuchsreisen immer seine schwache Seite blieben. Manche Festreise hat er seinem lieben Doktor möglich gemacht, indem er Artikel für die Jugendblätter lieferte, und der Herausgeber schrieb ihm einmal, wenn er wolle, daß die Jugendblätter verdorren, dürfe nur er seine Feder in die Scheide stecken, denn kein anderer Mitarbeiter sei so zuverlässig. Als Barth durch Kündigung seine Mietswohnung verlor und gerade das Gasthaus zum Kronprinzen käuflich war, da hat auch Zeller das Geld

vorgeschossen, um das geräumige Gebäude für seinen Freund zu erwerben.

Zu den nächsten Freunden gehörten noch die ehrwürdigen Pfarrleute in Stammheim. Es ist uns bekannt, wie Barth kein Wetter scheute, wenn er zu Handels oder Bezners Erleichterung predigen konnte. Feierte in Stammheim Vater oder Mutter Handel ihren Geburtstag, so fand ihr Freund in Calw mitten in seinem Arbeitsgedränge doch Zeit zu einem Gratulationsgedicht, und wir verdanken diesen Geburtstagsfeiern einige der besten Gelegenheitsgedichte Barths. Bei der goldenen Hochzeitsfeier des Jubelpaars hielt er die Festpredigt und freute sich, als der alte Handel nach seiner Einsegnung so warm wurde, daß er sich an seine Gemeinde wendete und „sein ganzes Herz mit Löwenstimme ausleerte.“ Scherzhaft schilderte der Hausfreund die Überraschung, welche Handel durch die Ordensverleihung auf diesen Tag zu teil wurde. Die alten Leute saßen nach Tisch nebeneinander auf dem Sopha, beide in die Zeitung vertieft. Er las den Staatsanzeiger, sie den Schwäbischen Merkur. Plötzlich fuhr er auf, hielt ihr sein Blatt hin und rief wie erschrocken: „Da sieh!“ „Was denn?“ fragte sie, meinte, es sei eine Spinne drauf oder so etwas, bis sie endlich merkte, was dort unter den amtlichen Nachrichten stand. Zwei Stunden später kamen die Briefe mit dem königlichen Ehrenzeichen.

Wenn man von Barths Verkehr mit den Freunden redet, so wäre es ein Unrecht, die Kleinen unter seinen Freunden nicht zu nennen, nämlich die Kinder. Für die Kinder hat er die Anstalt in Stammheim gegründet, und wie oft sammelte er im Geist seine jungen Freunde um

sich, ihnen im Kinder-Missionsblatt von dem Werk Gottes in der Heidenwelt oder in den Kinderschriften von seinen wunderbaren Führungen in der Christenheit zu erzählen. Ein Kinderfreund ist er sein Leben lang geblieben und mit Verehrung sahen die Kleinen zu dem Manne hinauf, der so freundlich mit ihnen scherzen konnte. Sein Haushalt war auch für Kinderbesuche eingerichtet, mit eigener Hand konnte er einem Missionskind vor dem Essen das Schutztüchlein umbinden und es war rührend anzusehen, wie er einem solchen jungen Gast die besten Bissen zuschob und ihn nachher auf seinen Händen zum weichen Lager trug.

Der Sonntagabend, an welchem Barth vor der Festwoche in Basel Dr. Ostertag zu besuchen pflegte, war immer eine festliche Zeit für die Missionskinder, welche bei jenem Freunde Aufnahme gefunden hatten. Lange zuvor schauten sie schon die Straße hinab, ob der Erwartete noch nicht komme, und wenn er endlich erschien, führte ihn die junge Schar jubelnd herein. An Händen und Rockschößen hingen sie dem lieben Gaste und richteten dabei sehnsüchtig forschende Blicke nach den gefüllten Taschen, denn das war doch zu einem großen Teil das Geheimnis der Anhänglichkeit und Liebe, daß Barth wußte, wie man mit kleinen Gaben die Herzen der Kinder gewinnt. Seine Feigen und Datteln entschädigten die jungen Verehrer, wenn er im Scherzen mit Kindern vielleicht nach Junggesellen Art zu weit ging und sie zu gerne vor den gefürchteten Leoparden, Gobats Geschenk, führte. Einer der ausländischen Gäste, der schottische Prediger Macleod, welcher Barth in seinem häuslichen

Leben und beruflichen Wirken beobachtet hatte, faßte seine Eindrücke in dem Ausruf zusammen: „Dr. Barth is a king“ (ist ein König). Wollen wir die Quelle wissen, aus welcher Barth diesen königlichen Geist schöpfte, den er auch als Freund unter Freunden bewährte, so müssen wir ihn auf den ersten Kirchentag in Stuttgart begleiten. Am Ende der Festwoche, die meisten Gäste waren schon abgereist, vereinigte sich die gelichtete Schar der Brüder zum letztenmal in der Hospitalkirche; nach herzlichen Gebeten gaben die Versammelten einander den Bruderkuß zum Abschied. Da reichte auch Barth weinend seinem Freund Werner die Hand, als zum Schluß der Vers angestimmt wurde:

Die wir uns allhier beisammen finden,
Schlagen unsre Hände ein,
Uns auf Jesu Marter zu verbinden
Ihm auf ewig treu zu sein!

---

26. Die Schatten werden länger.

Seit Osianders Tod hatte sich Barth selten frisch und wohl gefühlt, nur der starke, rastlose Geist hatte den müden Leib immer aufrecht erhalten. Nachdem aber der treue Arbeiter im Weinberg des Herrn das fünfzigste Lebensjahr zurückgelegt hatte, ließen sich die Beschwerden nicht mehr so leicht vergessen.

Zu Anfang des Jahres 1851 klagte Barth über die Abnahme seiner Kräfte; im vorigen Jahr habe er noch von 6 Uhr morgens bis 9 Uhr abends arbeiten können,

das wolle jetzt nicht mehr gehen, und doch sei das Abladen der Arbeit leichter gesagt als gethan, „denn da hänge alles zusammen wie der katholisch Glaub.“ Zu den Schmerzen in der Hand und auf der Brust waren noch solche in den Achseln gekommen, seine „Epauletten,“ wie er sie spaßhaft nannte. „Die Epauletten werden immer größer,“ schrieb er an Zeller, „und darfst nur einmal probieren, die ganze Nacht auf dem Rücken zu liegen, dann kannst Du Dir vorstellen, wie mir zu Mut ist.“ Am Ende des Jahres hatte er noch das Unglück, auf dem Heimweg von Altburg, wo er seinem Freund Bezner ausgeholfen hatte, auf die kranke rechte Hand zu fallen. Er mußte nun mit verbundener Hand seine Briefe schreiben und klagte: „Kann keine Pfeife stopfen, kein Feuer schlagen, kein Brot schneiden.“ Hausmittel wollten nicht helfen. Monate lang behielt er eine verschwollene Hand, die ihm das Arbeiten sauer machte, so daß er oft mit dem Lied der Brüdergemeine sprach:

Kurz, wären wir nicht gebungen,
Wir ließens sein.

Die Zeit zur Ruhe hielt er noch nicht für gekommen; das Gleichnis von den Pfunden stand ihm vor Augen, von dem er einmal sagte: „Mir ist bei diesem Evangelium besonders wichtig geworden, daß man auch wegen der Faulheit in die Hölle kommen kann.“ Er wollte seine Pfunde nicht im Schweißtuch vergraben, sondern wirken, solange es Tag war, darum kämpfte er gegen alles Selbstbedauern und auch seine Klagen wurden zu Scherzen, indem er z. B. einen Brief an Zeller mit den Worten schloß:

Ade, Ade!
Ich kann nit meh!
Muß so viel Briefe schreiben
Und Korrektur und Agentur
Und andre Uhren treiben.

„So lange nur noch zwei Fasern zusammenhängen, muß ich eben thun, was die Kräfte erlauben, ohne auf die Zukunft zu rechnen.“ So schrieb er an seinen Freund Zeller, und als dieser jene Erklärung eine „falsche Übersetzung seiner Instruktion“ nannte, antwortete er: „Ich beharre auf der Richtigkeit derselben, solange Du mir nicht aus der Schrift ein Gebot nachweisest, daß man sich schonen müsse. Mir ist nur eine einzige Stelle vom Schonen bekannt, und dort ist der Teufel dahinter gestanden.“

Zeller ließ sich nicht sofort abweisen, er suchte seinem Freund dadurch beizukommen, daß er es ihm als eine Pflicht der Selbstverleugnung nahe legte, diese und jene Arbeit dahinten zu lassen. Barth dankte ihm für diesen „unchristlichen Wunsch,“ denn solche Selbstverleugnung wäre in Wahrheit Ungehorsam und auf einen andern guten Rat erwiderte er: „Du kämst mir grad recht! Auch noch eine Stunde früher ins Bett und also eine Stunde länger drin liegen, d. h. wachen und Achselschmerzen haben. Denn früher als sechs Uhr kann ich nicht raus, weils da noch kalt ist und ich meinen Leuten nicht zumuten kann, früher aufzustehen.“

Der „Riesenmut“ war also noch vorhanden, wenn auch die „Riesenkraft“ weichen wollte, aber es sollte noch anders kommen. Im Januar 1852 gestand der unermüd-

liche Mann: „Bisher hatte ich immer Mut und Hoffnung, meine Arbeit doch noch bewältigen zu können, jetzt fängt mir beides an auszugehen.“ Es mußte damals weit gekommen sein mit der gemütlichen Niedergeschlagenheit Barths, denn als seine letzte noch lebende Tante Engelmann in Böblingen starb, schrieb er: „Meine Onkel und Tanten sind nun alle tot. Wollt, ich wärs auch!“ Ein Jahr später starb sein lieber Verwandter Köllner in Kornthal unerwartet schnell und Barth sagte von seinem Heimgang: „Ich war 38 Jahre mit ihm verbunden; die Welt hat nun einen Reiz weniger für mich.“ Er seufzte selbst über die Abnahme seiner Kräfte; namentlich beklagte er sich über sein Gedächtnis, das so reißend abnehme, „wie das Wasser im Kidron in der heißen Zeit.“ Schwindel stellte sich ein, Gesicht und Gehör wurden schwächer; nur „Geschmack geht noch“ fügte der Alternde scherzhaft der Beschreibung seiner Hinfälligkeit bei.

Als ihm Zeller einen bequemen Armstuhl zum Geschenk machte, wehrte er sich nicht mehr so, wie gegen die goldene Brille fünf Jahre zuvor, sondern schrieb dem Geber: „Ich kann sagen, daß dieses Geschenk eine wahre Wohlthat ist, nach der ich mit meinen kranken Achseln schon lange geschmachtet habe und war doch nicht so keck, etwas zu meiner Bequemlichkeit anzuschaffen. Also habt herzlichen Dank für Eure Wohlthat, denn ein Armsessel ist für einen armen Menschen ganz angezeigt.“

Übrigens dürfen wir uns Barth auch in der Zeit seiner Krankheit und Kräfteabnahme nicht oft mit müdem Gesicht im Armsessel ruhend denken. Viel lieber suchte er seine Erholung draußen auf Spaziergängen durch Feld

und Wald. „Kukuk hat gerufen, Heckenschmetzger geantwortet,“ berichtete er von einem „prächtigen“ Gang zur Predigt nach Deckenpfronn, fuhr aber fort: „Ich war so müde, daß ich merke, es ist das äußerste von Fußtour, was ich noch prästiere, 5 Stunden“ (1853).

Sobald der Frühling den „grünen Weg,“ den „Naturfelsen,“ oder „Ogszahn“ und andere Orte, denen er solche originelle Namen gegeben hatte, schneefrei machte, so suchte auch Barth auf seinen Nachmittagsspaziergängen die alten Lieblingsplätze wieder auf und erzählte in den Briefen an Freunde erfreut von den Frühlingsboten, die er belauscht und gesehen habe. „Gestern früh,“ schrieb er 1854, „unter dem Gesang der Drossel über den grünen Weg nach Stammheim spaziert. Lerchen giebts noch nicht; die erste Drossel hörten wir am Mittwoch und fanden da auch das erste Maßliebchen und Schneeglöckchen, die ich gleich dem Heinerle schickte und machte ein Gedicht darüber ins Aprilheft der Jugendblätter.“ Einige Wochen später tröstete er Zeller, der ihm in gedrückter Stimmung geschrieben hatte: „In unsrem Garten stehen jetzt Heiners Lieblingsblumen im Glast, das Immergrün geht auf und die andern klopfen schon lange wie die Kinder am Weihnachtmorgen: „Derfe mer no net komme?“ — Das Klagen kannst Du bleiben lassen und dafür loben und danken!“

Während Barth so mit kindlicher Freude das Erwachen des Frühlings beobachtete, gingen seine Gedanken doch schon hinüber und er traf in demselben Frühjahr die letztwillige Bestimmung, daß seine wertvollen Sammlungen nach seinem Tode in den Besitz des Basler

Missionshauses übergehen sollten. Sie bilden jetzt dort den Hauptbestand der auserlesenen Sammlung, auf deren Sehenswürdigkeit selbst Bädeker die Reisenden aufmerksam macht.

Heftiges Kopfweh erschwerten in jener Zeit dem fleißigen Mann sein Arbeiten und der Umzug ins neue Haus (Herbst 1854) erinnerte ihn an den Vers: „Wir sind hier fremde Gäste und ziehen bald hinaus.“ „O, wie freue ich mich,“ rief er aus, „auf den langen, schönen Traum, der an Glückseligkeit unsre Träume noch übertreffen wird, und noch mehr darin, daß man sich vor dem Erwachen und Aufhören des Traumes nicht zu fürchten hat, weil er nie aufhört und zugleich das hellste Wachen ist.“

Die müdegearbeitete Leibeshütte wurde allmählich immer gebrechlicher. Zu den Gichtschmerzen und den Unterleibsbeschwerden, eine Folge seiner sitzenden Lebensweise, trat auch noch Asthma. „Am meisten Sorge macht mir jetzt meine Engbrüstigkeit,“ schrieb Barth im Dezember 1855, „daß ich schnaufen muß, wie ein alter Mann, und wenn ich von dem langsamen Spaziergang mit Stanger und seiner Frau zur Sägmühle hinaus zurückkehre, fast die Stube nicht mehr erreichen kann, und in der Stube fast ersticke, bis ich mich erholt habe.“ Er schien seinen Zustand bedenklich anzusehen, denn acht Tage später schrieb er: „Bis jetzt habe ich nur Hausmittel gebraucht; am Ende aber werde ich doch zum Arzt müssen. Sag übrigens niemand etwas davon!“

In den Feiertagen ließ sich Barth durch sein Unwohlsein nicht abhalten, für den kranken Handel zu pre-

digen; als er aber am Neujahr 1856 aufwachte, hatte er einen Katarrh und Predigen und Administrieren geschah ihm sauer. „Ich weiß nicht," sagte er, „obs ein Abschiedsgeschenk vom alten Jahr ist, oder ein Antrittsgeschenk vom neuen." Ein Krankheitsjahr hatte für ihn angefangen. Der Katarrh wollte nicht weichen und mit dem „Schnaufen" gings auch nicht besser. In den Briefen heißts unter anderem: „Am Sonntag mußte ich die ganze Nacht husten; am Morgen kam dann das Briefschreiben wieder. Das will mir oft gar nicht schmecken und das Arbeiten wird mir oft saurer, denn sonst. Meine Totalität ist herunter. Ich habe im verflossenen Jahr mehr gealtert, als je in einem früheren."

Jetzt fingen schon die Entsagungen an und der reiselustige Festprediger mußte auf eine Einladung zu einem Missionsfest erwidern, er käme gern, sei aber noch nicht reisefähig, noch nicht so weit, daß ihm eine Reise Erholung wäre. Selbst ein Leidender, hatte er doch noch teilnehmende Liebe für andere Kranke. Wir wissen, wie treu er die priesterliche Pflicht der Fürbitte übte und verstehen seine Worte, wenn er schreibt: „Ich habe gegenwärtig eine Menge Kranker auf meiner Liste."

Das Stillehalten wurde Barths Aufgabe, denn wenn er auch am 3. Februar in Stammheim wieder „mit Kraft und Freudigkeit" reden konnte wie ein Gesunder, am Schreibtisch quälten ihn doch die alten Leiden, und das bedenklichste schien ihm, daß seine Arbeitslust nicht mehr weiter reichte als seine Arbeitskraft. Der schwache Leib wollte also dem starken Willen nicht mehr gehorchen und er sagte seinen Freunden, sie sollten ihn eher zum

Arbeiten ermahnen und seine Weichlichkeit angreifen, statt ihm Schonung zu empfehlen. Auch von einem Gehilfen wollte er noch nichts wissen, sondern blieb bei dem alten Grundsatz: „Solang ich arbeiten kann, muß ich, das ist meine Pflicht; mich zu schonen, damits länger hebt, bin ich nicht berechtigt, noch verpflichtet. Wer anders sagt, der verstehts nicht. Oder soll er mirs aus der Bibel beweisen."

Seinem Zeller konnte er zum Geburtstag (9. Febr.) nur einige „Jelänger jelieber" aus seinem Garten schicken, gern hätte er sich draußen nach weiteren Blumengrüßen des Frühlings umgesehen, aber er war noch nicht über den Garten hinausgekommen. Der Arzt hatte ihm geraten, nicht bis zur Ermüdung zu laufen, und müde war er schon, ehe er anfing. Bald darauf wurde es dem Kranken wieder leichter, so daß er im stande war, in alter Weise in drei Tagen 27 Briefe zu schreiben, sechs Korrekturen und einen „Heuwagen voll Zeitschriften" zu lesen. Aber im April saß er wieder krank am Schreibtisch, während Zeller bei herrlichem Frühlingswetter durchs Neckarthal fuhr, einige Freunde zu besuchen. Gerne hätte ihn Barth begleitet, doch er durfte nicht reisen, hatte peinliche, schlaflose Nächte und tags Arbeit die Fülle. „Gestern dreißig Seiten für die Jugendblätter diktiert," schrieb er am 11. April, „für welche ich diesmal siebzig Seiten selber liefern muß." Den Ermahnungen des Arztes, möglichst der Ruhe zu pflegen, folgte Barth so wenig, als den Bitten seiner Freunde. In demselben Monat ging er noch zu Fuß zur Predigt nach Effringen, und zur Erklärung, daß ihn der dortige Pfarrer die

Treppe hinaufführen mußte, schrieb er einem Freund: „Das kam aber nicht bloß vom Atem her, sondern auch von der Beschwerde der Gicht in den Beinen und von einer kleinen Verstauchung der Ferse, die ich vor vierzehn Tagen durch einen Sprung über ein Mäuerlein herab davontrug.“ Die Maireise nach München konnte für Barth keine Erholung bringen, denn er nahm auch dorthin wieder seine Arbeit mit, saß von 6 Uhr früh bis abends 5 Uhr am Schreibtisch und brachte nur die Abende in Schuberts Familie zu. „Es ist nachher wie vorher,“ klagte er nach seiner Rückkehr, „und ich muß noch länger auf Erleichterung harren. Mein „Schnauf“ ist noch um nichts besser und das Arbeiten geht schwer, nur weil es muß.“

Es wurde allmählich einsamer um Barth, die meisten Amtsbrüder, mit denen er in den gesegneten Konferenzen so oft sich am Worte Gottes erbaut hatte, waren in andere Landesteile zerstreut. Daß sich sein Lebenstag zum Abend neigte, daran wurde er außer der eigenen Hinfälligkeit durch den Heimgang der Freunde erinnert, mit denen er so manches Jahr Freud und Leid geteilt hatte. In den letzten Tagen des Jahres 1850 stand er am Grab seines lieben Bruders Bezner, dessen Kinder er aus der Taufe gehoben hatte. „Er hatte einen schweren Gang,“ sagte er von ihm, bei seinem fortwährenden Gemütsdruck, „aber er hielt fest am Heiland, und in ihm ist er auch gewiß selig entschlafen.“ Einen lieben Verwandten und treuen Gehilfen verlor Barth, als Karl Kübler in Stuttgart im Jahr 1855 vom Herrn abberufen wurde. Über zwanzig Jahre hatte der Ver-

storbene die Versendung der Missionsblätter in Württemberg besorgt. Barth gedachte der vergangenen Zeit und sagte wehmütig: „Im Jahr 1811 war ich bei seiner Hochzeit, und von den 60 Personen, die damals am Tisch saßen, sind jetzt noch drei am Leben."

Ebenso schmerzlich war ihm die Trennung von seinem alten Freund Handel. Dieser hatte noch am Sonntag, dem 15. Juni 1856, selbst die Kinderlehre gehalten, einige Tage nachher erkrankte er schwer am Rotlauffieber. Barth hatte Bremer Besuche aus der Familie Vietor bei sich, als die Nachricht von der Krankheit seines Freundes kam. Mit seinen Gästen ging er am gleichen Abend nach Stammheim hinaus; Handel erkannte ihn mitten in seinen Fieberträumen und begrüßte ihn mit einem freundlichen: „So? So?" Das Bewußtsein entschwand ihm aber sogleich wieder und am folgenden Morgen durfte er schon heimgehen.

Am nächsten Sonntag erwies Barth dem Verstorbenen den letzten Liebesdienst; er hatte ihm noch zu gesunden Zeiten die Vormittagspredigt versprochen und predigte nun über Mal. 2, 6. 7: „Wie der Knecht Christi sich in der Predigt, im Wandel und in der Seelsorge erweist." Nachmittags war die Beerdigung. Barth trauerte um den Entschlafenen und sagte: „Es ist mir schwer zu Mut. Mit Handels Tod schließt sich für mich meine letzte irdische Heimat; fortan stehe ich verwaist da. Der Herr helf uns! Das war der Seufzer des alten Blumhardt in Basel, den ihm Handel oft nachseufzte." In demselben Jahr starb sein lieber Jugendfreund Bunz, den wir als Begleiter Barths beim Aufzug in Dornhan und

Effringen kennen. „Er war wie ein Stück von meiner Familie,“ bezeugte Barth; „aber sie gehen alle fort.“

Wenn er sich im Kreis der überlebenden Freunde umsah, so nahm er mit Wehmut wahr, daß es auch mit den meisten unter diesen schon bergab ging. Jünglingsfrische und Mannesmut war auch bei ihm dahin, und in ruhiger Ergebung schrieb er seinen alten Brüdern: „Alles Flicken an meinem kränklichen Leibe hilft ihm nicht mehr zurecht, denn ein Rock, der durch langes Tragen fadenscheinig geworden ist, läßt sich nicht mehr neu machen.“

27. Letzte Arbeitszeit.

Barth sagte einmal, es gebe Leute, die kein volles Glas sehen können, so gehe es ihm mit seinen Briefen, er könne keinen unbeantwortet liegen lassen. Es ging ihm so noch mit vielen andern Arbeiten, er wollte und konnte sie nicht liegen lassen. Man riet ihm zu einer Badekur, er antwortete, dieser Rat sei leichter zu geben als zu befolgen, weil niemand in seine Arbeit eintreten könne und in vier bis fünf Wochen die Rückstände so anwachsen, daß er nachher durch verdoppelte Thätigkeit den Gewinn der Kur wieder aufheben würde. Doch davon abgesehen, war ihm eine solche privilegierte Faulenzerei zuwider. „Ausruhen kann man noch lange,“ sagte er, „und ich meine immer, es werde uns einmal so vorkommen, als ob das bissel Arbeit, das wir geleistet, zu einer so langen Ruhe in gar keinem Verhältnis stehe.“

So arbeitete er denn im neuen Verlagsvereinshaus im alten Glaubensmut weiter. Wie er denn fertig werde, fragten die Freunde wieder verwundert und erhielten eine ähnliche Antwort wie früher: „1. Bin ich nicht so von Leuten überlaufen und wenns tausend möglich ist, lasse ich auch die nicht vor, die kommen wollen; 2. mache ich alles kurz ab, auch die Briefe; 3. mache ichs resolut ab und düftle nicht lang dran herum.“

Der erste der angegebenen Gründe half ihm mit seiner Jugendschrift „Tres amigos“ fertig zu werden, in welcher er die Lebensgeschichte von drei Schulkameraden schilderte. Er zog sich zu dieser Arbeit im eigenen Haus in die Verborgenheit zurück und verließ dasselbe nur durch die Hinterthüre, welche aus dem Sammlungssaal unmittelbar ins Freie führte. Niemand wurde vorgelassen und er schrieb seine Briefe aus „Nirgendsheim“. Ein zahlreiches Geschlecht von christlichen Jugendschriftstellern war herangewachsen, seit Barth mit seinem armen Heinrich den Reigen eröffnet hatte, darum nannte er sich in der Vorrede nur einen der ältesten Kinderschriftsteller, der keiner Rechtfertigung bedürfe, wenn sein alter Baß von Zeit zu Zeit wieder einmal zwischen die Tenor- und Diskantstimmen der Jüngeren hineinbrumme, habe er doch eigentlich schon im Jahr 1817 angefangen.

Von einer Reise nach Bremen kam Barth im Herbst krank zurück, den Winter über verschlimmerte sich sein Zustand und das Jahr 1856 war, wie wir schon wissen, eine Leidenszeit für ihn. Jetzt hören wir ihn wieder seufzen: „Ich bin sehr beladen und seh's jeden Tag, daß ich nimmer kann wie sonst. Kann nichts mehr erzwingen.“

„Wenn ich nur nicht schlafen müßte," sagte er ein anderesmal, „ich wollte ja gerne die ganze Nacht durch arbeiten, um das einzubringen, was am Tage versäumt wird." Im „Kleeblatt," der Kinderschrift dieses Jahres, wollte Barth auch einmal eine Mädchengeschichte schreiben, er hatte dies unüberlegte Versprechen, wie er es selbst im Vorwort nannte, einer kleinen Leserin gegeben, die sich bei ihm beschwerte, daß er nur von Knaben Geschichten schreibe. Die Erzählung ist ihm nur halb gelungen. — Das Reisen, früher seine Erholung, fing an, für die schwachen Kräfte des Alternden zu beschwerlich zu werden, und er erkannte: „Die beste Ruhe ist für mich geordnete Arbeit daheim, ungestört durch Besuche." Deshalb freute er sich, als der einbrechende Winter ihm für Stille sorgte, denn bei — 10° R. fühlte er sich vor Besuchen sicher. Ein Gang zur Predigt nach Bulach lehrte ihn, daß er im Winter keine Strapazen mehr wagen dürfe, und er sprach den Entschluß aus: „Ich werde mich nun ganz in mein Schneckenhaus zurückziehen und den Deckel darüber ziehen; wenn aber der Heiner kommt und anklopft, so komm ich raus."

Die dringendsten Arbeiten hinderten Barth immer noch nicht, mit einigen seiner nächsten Freunde im regsten Briefwechsel zu stehen; sie erhielten mehrere Briefe wöchentlich und blieben immer auf dem laufenden mit den kleinsten Ereignissen im Leben ihres Freundes. Das war ihm zum Bedürfnis geworden und mußte dem vereinsamten Junggesellen die Gemütlichkeit der Familienbeziehungen ersetzen. Aus diesem Grunde waren die Bitten der Freunde, er möge sich schonen und ihnen weniger schreiben,

vergeblich. Es kamen dann Briefe, die begannen etwa: „Sei nur ruhig, mein liebes Kind, ich schreibe keinen Brief“, und darauf folgten herzliche Worte der Liebe, unvergeßlich für die Empfänger. War einer der Freunde in Not und Bedrängnis, dann traf wohl auch täglich ein Brieflein bei ihm ein. Das Trösten hatte Barth von jeher gut verstanden und nicht verlernt, seit er selbst in einer Leidensschule stand. Er konnte nun aus Erfahrung reden und wir merken seinen Worten das eigene Heimweh an, wenn er der Witwe seines verstorbenen Freundes Weiz schreibt: „Wir werden es beide nicht mehr zu lange machen, bis wir auch hinten drein kommen. Es thut mir doch auch wohl, mir den armen Mann nicht mehr so schwer schnaufend denken zu müssen, sondern volle Züge aus der balsamischen Luft des Paradieses einatmend.“

Ein Zeichen der Kräfteabnahme war es, daß Barth ohne besondere Krankheitserscheinungen zwischen die Arbeit hinein der Ruhe bedurfte. Über Ostern 1857 wollte er daher mit Zeller nach Königsfeld, alles war schon verabredet, da stellten sich solche rheumatische Schmerzen ein, daß aus der Reise nichts wurde. Barth hatte eine „Passionswoche“ im vollen Sinne des Wortes, konnte nicht arbeiten, nicht schlafen und nicht schlucken. Er las in dieser Zeit Lavaters Leben von Geßner und sagte nachher, gegen Lavater sei er in seiner besten Zeit doch nur ein Tagdieb und Faulpelz gewesen.

Nachdem die Arbeiten weggeräumt waren, suchte der Kranke bei Schubert in München Erholung. Im Kreis der Freunde saß er dort in den „öffentlichen Bildungs-

stätten", wie Schubert scherzend die Bierhäuser nannte, lernte in der Akademie Thiersch und Liebig kennen und hatte Audienz bei der Königin; aber „ohne Profit für die Gesundheit" kehrte er nach Calw zurück. Hier erwartete ihn Arbeit genug; die von Pfarrer Weitbrecht verfaßte Glaubenslehre mußte durch den Druck geführt werden, und im Verlagsverein gab es geschäftliche Veränderung, indem derselbe zur besseren Übersicht mit dem seither getrennt verwalteten Missionsblätterverein verschmolzen wurde. Eine neue Inventur des Vereins hatte schon im Jahre zuvor ein befriedigendes Ergebnis gehabt, das Barth seinem Zeller mit den Worten mitteilte: „Du siehst daraus, daß wir nicht gerade Lumpen sind und Dein Kapital hinlänglich sicher steht."

Weil Barth trotz aller Ermahnungen nichts ernstliches für seine schwache Gesundheit that, kamen Stuttgarter Freunde auf den Gedanken, Geldrücksichten seien der Grund davon, und wollten ihm in zarter Weise eine Summe zu einer Badekur in Karlsbad übergeben, wo er Zellers getroffen hätte. Barth dankte für ihre Güte und erwiderte: „Ohne innere Erlaubnis gehe ich nicht und die habe ich nicht. Es ist mir jetzt ganz unmöglich abzukommen und so lange ich noch ein wenig Kraft zur Arbeit habe, muß ich sie fortsetzen, andere mögen darüber urteilen, wie sie wollen. Ich muß eben mit meinem Gewissen hausen."

Statt einer Badereise zog er in gewohnter Weise auf die Missionsfeste und hatte nachher noch Kraft und Freudigkeit genug, zur Allianzversammlung nach Berlin zu reisen. Herrnhut und Berthelsdorf waren liebliche Stationen und Ruhepunkte auf seiner Reise. In letzterem

Ort besuchte er den Bischof Wullschlägel, einen treuen Mitarbeiter der Jugendblätter, den er noch nie gesehen hatte, und begrüßte ihn zu seiner Überraschung mit dem in den Jugendblättern geführten Schriftstellernamen „Seyfried der Ältere."

In Berlin hatte Barth die Allianzversammlung durch Schriftlektion und Gebet zu eröffnen und die Verhandlungen zu leiten. Als der König die 1000 Mitglieder der Allianz auf der Terrasse von Sanssouci nach Nationalitäten und Provinzen geordnet empfing, standen unter Barths Kommando die Württemberger, 11 Mann, die Badenser, Bayern, Pfälzer und Hohenzollern, die er dem König als ein kleines Kontingent aus dem achten Bundesarmeekorps vorstellte. Ein Hoch auf den König und der Gesang von „Ein' feste Burg ist unser Gott" schloß die dreistündige Heerschau über die Allianzversammlung.

Von Krankheitsnot blieb Barth während der schönen Berliner Tage nicht verschont. Einmal mußte er sich von Unterleibsschmerzen übermannt an der Straße auf eine Treppe niedersetzen, da wurde er auf einmal von einem Mann umarmt, es war Fjellstedt, und das freudige Wiedersehen vertrieb rasch alle Schmerzen. Die Kräfte reichten noch, den Stuttgarter Kirchentag mitzumachen, dann drängte aber die Arbeit um so mehr und Barth klagte: „Ich habs schon arg gehabt mit Arbeit, aber so arg noch nie wie gegenwärtig, obgleich auch mein Atem noch nie so bewegt war." Husten und Schlaflosigkeit plagten und schwächten ihn so sehr, daß er „oft nahe zum Weinen hatte." Als das neue Jahr 1858 angebrochen

war, lagen noch Rückstände vom alten auf dem Arbeitstisch und doch strengte ihn schon der erste Arbeitstag so an, daß es ihm vorkam, als wäre er „in der Mitte entzwei gebrochen und nur notdürftig wieder zusammengeleimt.“ Mit Gewalt konnte er nichts mehr durchsetzen, er mußte lernen mit „halbem Dampfe“ zu fahren. Jetzt war die Zeit gekommen, seinen Entschluß, zu arbeiten, „so lange noch zwei Fasern zusammenhalten“, wahr zu machen. Barth blieb seinem Vorsatz treu und drückte seine Entschlossenheit in seiner Weise mit den Worten aus: „Bis daß du wieder zur Erde werdest, pflegte mein alter Schulmeister zu sagen.“

Für den Verlagsverein wäre es wünschenswert gewesen, wenn Barth wieder nach England und Schottland gezogen wäre. Alle Freunde daselbst hatten aufgehört, Beiträge zu schicken, nur von dem Quäker Forster kam noch 1859 die ansehnliche Gabe von 30 Pf. St. Barth achtete seine Schwäche nicht und war zu der anstrengenden Reise bereit, doch getraute er sich nicht mehr allein zu gehen, und weil er keinen Begleiter fand, unterblieb die Sache. Später war er froh, daß nichts aus der Reise geworden war, da ihm bei seinem Maibesuch in München ein Gang durch die Stadt klar machte, daß er nicht mehr nach London tauge. „Ich überzeugte mich,“ schrieb er, „daß ich das Rennen durch die Straßen der großen Metropolis, wie ich es sonst trieb und wie mans zuweilen treiben muß, nicht mehr aushalten könnte, so lange es mit meiner Kurzatmigkeit nicht besser wird.“

Besser wurde es mit den verschiedenen Leiden Barths nicht mehr, eher schlimmer; aber er wußte, wo Kreuz-

träger Trost und Kraft finden können, und sagte in einem Gedicht auf den 84. Geburtstag der Mutter Handel:

„Man hat wohl viel zu klagen; doch mehr zu danken noch;
Man zieht am schweren Wagen, doch in dem Liebesjoch;
Und was uns drückt, das reden wir ihm ins Herz hinein:
Einst wird im schönen Eden auch lange Ruhe sein."

Der Kranke sah endlich ein, daß er für seine Gesundheit etwas Gründliches thun müsse; die Frage war nicht mehr das „Daß", sondern das „Was". Vor einer Badekur graute es ihm wegen der Arbeit, die nachher doppelt drängen würde. Am leichtesten war ihm seither noch das Predigen geworden, aber beim Missionsfest in Herrenberg überfielen ihn auf der Kanzel so heftige Unterleibsschmerzen, daß er rasch schließen und die Kirche verlassen mußte. Er zögerte nun nicht länger, fragte Zeller in Winnenthal um Rat, und folgte seiner Verordnung, eine Kur in Mergentheim zu gebrauchen.

Die genaue Untersuchung des Badarztes verschaffte Barth Gewißheit über den Grund seiner Leiden, indem der Arzt einen unheilbaren Herzfehler und einen doppelten Netzbruch feststellte. Barth meinte, wenn die Selbsterkenntnis der Anfang der Besserung sei, so habe er in der letzteren einen bedeutenden Fortschritt gemacht. Die Ruhe that ihm in dem stillen Bade wohl und er wunderte sich selbst, wie leicht sich ein arbeitsgewohnter Mensch an das Faulenzen gewöhne. „Da sitz ich," schreibt er, „auf meinem Sopha und sehe meine Lektüren an und denke: ihr lieget mir wohl — und mir graut davor, nur so ein einfaches Briefchen zu schreiben. Das dolce far niente liegt mir viel näher an. Was daraus werden soll, wenns so

fortgeht, darüber nachzudenken bin ich zu faul.“ In der Stille merkte der abgearbeitete Mann eben erst, wie müd er war, und doch sträubte er sich noch immer gegen die notwendige Ruhe. Nicht einmal die verordneten vier Wochen hielt er im Bad aus und predigte bald wieder in gewohnter Weise auf den Festen im Lande.

Es war der letzte Sommer, in welchem Barths Wächterruf noch einmal an vielen Orten gehört wurde; er ahnte selbst, daß es nicht so fortgehen könne, und schrieb den Missionsbrüdern in Indien, nicht bloß das Reisen, sondern auch das Arbeiten nach dem seitherigen Maßstab scheine für ihn zu Ende zu sein. Der Mann, der so oft bis zur mitternächtlichen Stunde in Arbeit vergraben am Schreibtisch saß, äußerte am 24. September 1858 über seinen Zustand: „Gehen und stehen kann ich, den engen Atem abgerechnet, noch besser als sitzen, und vor dem Schreibtisch mache ich das Kreuz.“ Wehmütig berichtete er später: „Am Sonntag hielt ich meine letzte Predigt in Stammheim, da mir der Arzt nunmehr auch das Predigen niedergelegt hat.“ Daß dies über seine Kraft gehe, erkannte er selbst, als er nach der Predigt beim Mittagessen etwas erzählen wollte und die Worte, namentlich die Eigennamen, nicht mehr fand: ein schlagartiger Zustand, peinlich für ihn und ängstlich für die Zuhörer. Die Atemnot steigerte sich so, daß der Kranke bei Nacht oft aufstehen mußte und nur durch den Gebrauch von digitalis einige Erleichterung gewann.

Der Tag hatte sich geneigt; Barth lernte „die Briefe liegen und die Freunde brummen zu lassen.“ In Gott getrost hören wir ihn sagen: „Meine Kraft ist gebrochen

und ich bereue es nicht, daß ich durch zu sehr angestrengte Arbeit diesen Zustand herbeigeführt habe. Nach Ruhe begehre ich nicht und will gerne das bischen Kraft, das noch übrig ist, im Dienst der Sache Christi verzehren, aber viel wirds nicht mehr sein.“ — An diesem Orte dürfen wir noch einmal daran erinnern, was Barth in späteren Jahren fast bis zum letzten Atemzug für die Mission gearbeitet hat.

Seine vielseitige Begabung und seine weitgreifenden Berufsarbeiten behielten in der Liebe zur Mission ihr starkes Zentrum. Wie die Wanduhr in seinem Studierzimmer dreierlei Zeit angab, so schlug auch sein Herz für das Werk des Herrn unter allen Völkern. Seine Sammlung gab dem Beschauer ein Bild der fremden Welt, in welcher ihr Eigentümer im Geiste lebte, er konnte aber seinen Gästen noch unmittelbarere Beweise seiner weiten Beziehungen geben; das deuten uns die Worte eines Engländers an, welcher in einer der Maiversammlungen rühmte, Barth habe ihn mit Wein vom Libanon, Renntierzungen von Labrador, Datteln von Kairo, Feigen von Smyrna und Mandeln aus Jerusalem bewirtet.

Ihren Dank für das, was sie sahen und genossen, konnten die Fremden dem „Missionar“ erstatten, der in der Sammlung stand, einer Figur nach Art der Negerbüchsen gearbeitet, welche mit höflichem Nicken für jede Gabe dankte. Eine Zeit lang schien der höfliche Mann die Pflicht der Dankbarkeit vergessen zu haben; er rührte sich nicht mehr. Als die Büchse geöffnet wurde, erklärte sich das Rätsel. Ein freigebiger Missionsfreund hatte zwei Zehnguldenscheine hineingeschoben und dadurch den Missionar aus der Fassung gebracht. Als das Hindernis

entfernt war, fing er wieder an Komplimente zu machen so anständig wie je.

Für die äußeren Bedürfnisse der Mission hatte Barth ein warmes Herz und regte emsig seine Feder, damit er beim Jahresfest vom Ertrag der Missionsblätter eine ansehnliche Gabe überreichen konnte mit den bescheidenen Worten: „Von einem alten papiernen Handlanger." Weil er selbst reichlich gab, hatte er die Freudigkeit, auch andere zu Opfern aufzurufen. Das Defizit im Jahr 1852 legte ihm die Worte in den Mund: „Gott gebe, daß diese Schmach von uns weggenommen werde, daß man das Missionshaus verpfänden mußte. Ich schäme mich von Herzen für alle, welche im Stand gewesen sind, das zu verhindern! Unser Jesus hat unsere Schulden bezahlt, bezahlen wir ihm auch die Seine!"

Eifrig forderte Barth zur Gründung von Kreuzervereinen auf, weil er in dieser Sammelweise, die zum Kollektenverein führte, eine ergiebige Einnahmequelle ahnte. Als man in Basel mutlos werden wollte und vom Reduzieren der Arbeit sprach (1855), war es wieder Barth, der seine Stimme erhob und erklärte, ehe man alle zugänglichen Thüren aufgestoßen, alle erlaubten Mittel benützt habe, dürfe man nicht zurückgehen.

Dem Tapfern läßt es Gott gelingen, das durfte Barth auch in der eigenen Arbeit für die Mission erleben. Die Spötter lästerten und viele Fromme hatten ihre ängstlichen Bedenken, als Barth überall Missionsfeste einrichtete, er aber ging in Glaubensmut seinen Weg, und nach Jahr und Tag waren die Missionsfeste so besucht, daß z. B. in Leonberg am 20. Juli 1851 stundenlang

sowohl innerhalb als außerhalb der Kirche gepredigt werden mußte; sie wurden so zahlreich, daß Barth auf den Jakobifeiertag desselben Jahres sechs Einladungen zu verschiedenen Festen erhielt. Im folgenden Jahr nahm dann freilich die Zahl der Festgäste wieder ab, aber es war teure Zeit, und Barth sagt uns, daß damals viele den Batzen Reisegeld nicht aufzutreiben wußten oder zu schwach waren vom vielen Hungerleiden, um den Weg in die Stadt zu machen. Bis er beinahe vor Schmerzen auf der Kanzel umfiel, folgte er dem Ruf zu den Missionsfesten. Er stellte sich bei seinen Festreden die Aufgabe, nicht bloß die tote Masse durch Schilderungen und Anekdoten wie durch galvanische Schläge zu lebensähnlichen Zuckungen zu erwecken, sondern das wirklich Lebendige zu anhaltender Arbeit zu vereinigen. Am liebsten reiste er zum Jahresfest nach Basel; das war jedesmal eine wirkliche Festreise für ihn, vollends wenn sich unterwegs noch Freunde anschlossen und die Gesellschaft mit jeder Tagreise zahlreicher wurde, so daß wir es dem Gastwirt in Oberndorf nicht hoch anrechnen dürfen, wenn er Barth mit dem gleichnamigen Afrikareisenden verwechselte und unterthänig als „den großen Reisenden" bediente.

Keine drohenden Gefahren konnten ihm die Missionsfreudigkeit an solchen Tagen rauben. Auf einem der letzten Feste, das er in Basel mitfeierte, verglich er in der Generalkonferenz die Mission mit einem Schiff auf stürmischer See und sprach: „Das St. Elmsfeuer lodert schon auf der Spitze des Mastes. Auf einem gewöhnlichen Schiff würde der Kapitän aufstehen und mit dem Sprachrohr seine Befehle geben, die Segel einzuziehen.

Auf unsrem Missionsschiff ist dieser Ruf noch nicht erschollen und ich bin froh darüber; unser Kapitän hat noch nicht gerufen: „Segel ein!“ Er will, daß wir fahren, so lange es möglich ist.“ Solche Worte mußten die Niedergeschlagenen und Zaghaften anfrichten, umsomehr, da sie von einem Mann kamen, der für seine eigene Person die Ermahnungen zur Schonung mit der Inschrift am Seehaus zu Bremen zurückwies: „Navigare necesse est, vivere non est“ (Schiffahren muß sein, leben muß nicht sein).

„Vorwärts!“ lautete die Losung des opferfreudigen Missionsmannes, der selbst sein Leben im aufreibenden Berufe gering achtete. Sanken die Schnitter im heißen Arbeitsfeld in das Grab, so hat er um sie geklagt und geweint. Er weinte mehrere Stunden fort, als die Nachricht von Gottfried Weigles Tod in Mangalur kam (1855); aber auf dem letzten Jahresfest, dem er in Basel anwohnte (1860), rief er, selbst schon ein gebrochener Mann: „Freunde, es ist um nichts schade, was um Jesum geopfert wird.“

Durch das Calwer Missionsblatt sammelte Barth eine Missionsgemeinde, die nicht bloß auf die Fortschritte dieser oder jener Gesellschaft sah, sondern mit Teilnahme das Kommen des Reiches Gottes an allen Enden der Erde verfolgte. In diesem Blatt erschien 1855 eine der ersten Karten, welche im Innern Afrikas eine große Seenregion andeutete. Rebmann, der Entdecker des afrikanischen Schneeberges Kilima Ndscharo, hatte sie Barth zugeschickt mit den Worten: „Ich wünsche, daß das Calwer Missionsblatt die Ehre haben möge, in einem seiner Bilder die

erste Karte vorzulegen, auf der das Herz des Weltteils, die viel genannte terra incognita, endlich einmal enthüllt vor Augen liegt. Dem Calwer Blatt gebührt vor allen andern dieser Ruhm." Beinahe wäre aber Preußen in demselben Jahr dem Missionsblatt verschlossen worden, da dieses durch ein Versehen auf die Liste der steuerbaren Blätter gesetzt und von jedem Exemplar 18 Sgr. Stempelsteuer verlangt wurde, während der ganze Abonnementspreis nur 10 Sgr. betrug. Erst als sich Barth in einem Schreiben unmittelbar an den König wendete, wurde das Blatt wieder freigegeben.

Mit den Vorstellungen von der Nähe der letzten Zeiten hing es zusammen, daß Barth aufmerksam jede Bewegung unter dem jüdischen Volke beobachtete und es freudig begrüßte, wenn eine Sehnsucht nach dem gelobten Lande unter denselben zu erwachen schien. Außer der Person des Antichrists und jener „Orientierung" Israels glaubte er alle Zeichen der letzten Zeit schon zu erkennen. Mit der Mission, welche die Jerusalemsfreunde durch den geistlichen Bau des Tempels in Palästina ausführen wollten, konnte er sich nicht befreunden. Streiten wollte er mit den Anhängern dieser Sekte nicht, weil ihre Sache „keinen besseren Gehilfen habe als die Ignoranz und keinen gefährlicheren Feind als das Ignorieren." Die Leiter des „Tempels" Chr. Hoffmann und Chr. Paulus waren auf dem Weg nach Neuweiler seine Gäste, er ließ sich aber mit ihnen in keine Erörterungen ein. In großer Angst auf ihren Besuch hatte er den Herrn um den Geist des Friedens gebeten und es gelang ihm, jeden Streitpunkt zu vermeiden, während er mit den

Gästen vom neuen Jerusalem sprach und ihnen Wein vom alten Jerusalem aufwartete. Nichts war dem Friedensmann so zuwider, als Unduldsamkeit und Uneinigkeit der Christen. Es that ihm wehe, wenn ein Missionar mit einem Bruder, der einer andern Konfession angehörte, nicht zum Abendmahl gehen wollte; wenn der eine die Kaste angriff, der andere sie duldete. Auf dem Kirchentag in Stuttgart (1857) vertrat er daher die Ansicht, man solle die Mission nicht vom konfessionellen, sondern vom unierten Standpunkt aus treiben.

28. Der Feierabend.

Einen „Feierabend“ im vollen Sinn des Worts wollte sich Barth nicht gönnen, er war entschlossen, wie die Engländer sagen, im Harnisch zu sterben, und nur zunehmende Krankheitsbeschwerden nötigten ihn, die fleißigen Hände allmählich sinken zu lassen. Im Januar 1859 schrieb er den indischen Brüdern, er könne nur sehr wenig arbeiten und müsse jede Überschreitung büßen. Er wolle dankbar sein, wenn er nur noch eine Weile langsam und unvollständig für Gottes Reich fortarbeiten dürfe, weil so viel Versäumtes nachzuholen und Entworfenes auszuführen sei.

Der Verlagsverein aber war in jener Zeit selbst im Gedränge, da er zwei empfindliche Verluste erlitt. Im indischen Aufstand ging eine Auflage der biblischen Geschichte mit 3000 Exemplaren durch Feuer vollständig zu=

grund; glücklicherweise wurde eine Abschrift der Übersetzung gerettet. Dies war leider nicht der Fall, als die Übersetzung des Bibelwerks ins Armenische, welche dem gelehrtesten Kenner der Sprache, Missionar Lennep in Tokat zur Revision übergeben war, samt dessen Haus verbrannte. Der Fürst von Schönburg, der freigebige Gönner des Verlagsvereins, der 2000 fl. zu jener armenischen Übersetzung gegeben hatte, war inzwischen gestorben. Wenn nicht seine Erben alle von ihm versprochenen Beiträge freiwillig ausbezahlt hätten, so wäre der Verlagsverein in große Verlegenheit gekommen. Glänzend waren seine Geschäftsverhältnisse darum noch lange nicht, und Barth mußte arbeiten, schon um seine Existenzmittel zu erwerben, denn daß Barth, während er seine Lebenskraft im Dienst des Herrn verzehrte, keine Kapitalien gesammelt hat, brauchen wir wohl kaum zu versichern.

Da saß der gebrechliche Mann zwischen Bergen von unbeantworteten Briefen, von denen er sagte, wenn er in der Ebene wohnte, könnten sie ihm eine Gebirgslandschaft ersetzen. Hier stand eine Flasche Ratanhiatinktur, dort ein Topf voll Jodsalbe, beides zum Einreiben; auf dem Rücken ein Pechpflaster, vorn auf dem Herzen ein Fontanell, morgens Pillen, abends Digitalistinktur. „Ich muß mich immer gewaltig zusammennehmen," sagte der Kranke, „daß ich nichts vergesse"; und wenn er morgens dennoch mit Schwindel und Brustschmerzen aufstand, nahm er sich vor, durch Nichtbeachtung damit fertig zu werden und dem Doktor nichts davon zu sagen, sonst verschreibe er ihm „einen großmächtigen Kolben Arznei," und damit sei er genug geplagt.

Jetzt wurde es Barth zweifelhaft, ob er mit seiner gebrochenen Kraft noch zum Zeugen in die antichristliche Zeit taugen werde, und er war bereit, entkleidet und nicht überkleidet zu werden. An seinen chiliastischen Hoffnungen hatte er nämlich unbeirrt festgehalten und ließ sichs nicht verdrießen, bis zu seinem Ende warnend zu rufen: „Brüder, es wird Abend! Wer noch etwas auf dem Feld liegen hat, der möge es hereinholen, ehe das Gewitter vollends ausbricht.“ In einen Wortstreit über diese oder andere Ansichten ließ er sich nicht gern ein. Wollte etwa ein Gast mit ihm anbinden, indem er fragte, ob er an die Wiederbringung glaube, so schnitt er alle Erörterung ab mit der kurzen Antwort: „Wenn sie in der Bibel steht, so glaube ich dran, wenn sie nicht drin steht, so glaube ich nicht dran.“ Ein anderesmal konnte er dem Streit ein Ende machen durch die Frage: „Weißts gewiß?“ Antwortete nun der andere: „Ja!“ so erwiderte Barth: „Und ich weiß es auch gewiß!“ oder sagte der Gefragte: „Nein!“ so antwortete Barth: „Aber ich weiß es gewiß!“

Der Frühling, dessen erste Spuren der Naturfreund jedes Jahr in kindlicher Freude begrüßte, schien seine schwindende Kraft noch einmal zu beleben. Am Osterfest wanderte er sogar wieder nach Stammheim, um dort trotz dem ärztlichen Verbote zu predigen. „Die Vögel sangen nach Herzenslust und der Anblick der Berge im ersten Frühlingsgrün, wie man sie das ganze Jahr nicht wieder sieht, war reizend.“ Einige Monate lang konnte Barth wieder ohne ärztliche Behandlung weiterarbeiten; er fuhr „mit gerefften Segeln, um nicht aufs neue wieder in Quarantäne zu kommen.“ Ergreifend war sein kräftiges

Zeugnis bei der Generalkonferenz des Basler Missionsfestes (S. 285 f.), als er aber nach mehrstündigem Sitzen in der Kirche seine Kraft schwinden fühlte und aufstehen wollte, wäre er beinahe zu Boden gefallen. Inspektor Josenhans bemerkte seine Schwäche, und auf seinen Wink führte der aus Indien zurückgekehrte Missionar Dr. Gundert den Erschöpften ins Freie hinaus; es war derselbe Mann, der bald darauf Barths Mitarbeiter und der Fortsetzer seines Werkes wurde.

In Calw erwartete den müden Kranken eine unruhige Zeit; der Sommer war heiß und die Bäder waren voll, des gastfreien Doktors Haus wurde auch nicht von Besuchen leer. „Die halbe Welt," sagte er, „ist jetzt auf der Wanderschaft und stiehlt der andern halben, die daheim bleiben muß, die Zeit." Als er daher „wieder ein wenig schnaufen" konnte und „die Blätter mit Ach und Krach zustande gebracht waren," flüchtete er selbst in die Stille. Mit Freund Werner suchte er den alten Schubert, der sich eben erst von einer Krankheit erholt hatte, in seinem friedlichen Sommerhaus, dem sogenannten Bäckerhäuschen, in Pähl auf. Mit wehmütiger Freude begrüßte der ehrwürdige achtzigjährige Schubert seinen frühgealterten Freund, der erst sechzig Jahre zählte; beide Männer fühlten wohl, daß sie im letzten Abendsonnenschein ihrer irdischen Wallfahrt wanderten. Hätte Barth seinen Zustand nicht schon vorher gekannt, die schweren Tage und Nächte in Pähl würden ihn von seiner Hinfälligkeit überzeugt haben. Nachdem er auf einem Spaziergang einen Erstickungsanfall bekommen hatte, folgten peinliche, schlaflose Nächte. Schon um 2 Uhr sah ihn sein

Freund Werner mühsam sich ankleiden, er mußte in seiner Bangigkeit auf einem Stuhle sitzend den Tag erwarten.

Die Rückkehr zur Arbeit konnte das Leiden nur verschlimmern. Manche elende Nacht brachte der Kranke zum größeren Teil im Lehnstuhl zu. Er sah ein, daß er ernstliche Schritte thun mußte, um eine Hilfe an die Seite zu bekommen, und schrieb am 1. Oktober: „Es wird allmählich Zeit für mich, mein Päcklein zu schnüren, nicht um etwas mitzunehmen, sondern um alles in Ordnung zurückzulassen.“ Ein neues Leiden suchte ihn im Jahr 1860 heim, da er anfing, oft von Kopfweh geplagt zu werden. In Paris hatte Barth einst eine Tochter Bunsens kennen gelernt, die von einem polnischen Magnetiseur von fünfzehnjähriger Lähmung geheilt worden war. Zu einer ähnlichen Kur nahm er jetzt in seiner Krankheitsnot seine Zuflucht. Nach den brieflichen Verordnungen eines Wiener Arztes rieb er sich auf Herz und Rücken mit magnetisiertem Wasser ein und trank täglich solches. Die Hauptsache war wohl eine strenge Diät, infolge welcher Barth zur Verwunderung seiner Freunde das Rauchen, das er seit Studentenzeiten her stark betrieben, mehrere Monate ganz unterließ. Wie sich denken läßt, hatte die seltsame Kur keinen Erfolg.

„Mein Päcklein ist bald gemacht,“ schrieb Barth an Freunde, „ich habe auch nichts, was mir den Heimgang schwer macht, denn ich weiß, daß mein Erlöser lebt und meine Schuld erlassen ist.“ Die beste Arznei für den Kranken war es, daß nach Ostern sein Gehilfe Dr. Gundert bei ihm eintraf; jetzt konnte er ruhiger sagen: „Ich befleißige mich des Faulenzens.“ Im Laufe des Sommers

begann er auch äußerlich seine Hütte abzuschlagen, indem er den größeren Teil der Sammlung, welche ihm so viel Freude bereitet hatte, nach Basel schickte. Er hatte sie ja der Missionsanstalt vermacht, entschloß sich aber, sie noch bei Lebzeiten abzutreten, damit die Basler Sammlung im neuen Missionshaus nicht eine vorläufige unzweckmäßige Aufstellung erhalte, sondern von Anfang an mit den reichen Geschenken aus Calw zusammengeordnet werde.

In Basel, in Durlach und Stuttgart redete Barth im Lauf des Sommers auf den Missionsfesten ohne Furcht vor den Folgen. Aber die Dosen von digitalis mußten verdoppelt werden, um der Aufregung entgegen zu wirken, und sie verhinderten nicht, daß Barth von Brustschmerzen übermannt auf dem Nagolder Missionsfest mitten im Vortrag abbrechen mußte, nachdem er schon vormittags gepredigt hatte. Vergeblich wurden zehn Blutegel angesetzt, ein Mittel, das einige Wochen später zum zweitenmal angewendet wurde. Der frisch geschriebenen Erzählung „Das Schloß im See,“ welche im Herbst entstand, merkt man jedoch nichts davon an, daß ihr leidender Verfasser von Brustschmerzen und nervösem Kopfweh gequält, mit geschwollenen Füßen am Schreibtische saß.

Eine kleine Kraft, aber guten Mut brachte Barth in das Jahr 1861 hinüber. Klein war er geworden in der Schule der Trübsal, und der ernsten Selbstzucht und Selbsterkenntnis, die er immer zu üben suchte, hatte er schon in dem Jahre zuvor in den Jugendblättern einen rührenden Ausdruck in Reimen gegeben. In einem „reumütigen Rückblick“ lesen wir dort das Bekenntnis:

Hab dies und jen's begonnen,
Genippt an manchem Bronnen . . .,
Wie hab ich es verborgen
Mit Mühen und mit Sorgen,
Daß mir die volle Ladung fehlte,
Daß ich zu große Flagge wählte!

Allein das Vertrauen auf Gottes Gnade bewahrte dem hinfälligen Kranken, der jede Stunde auf den Ruf des Herrn bereit sein mußte, den freudigen Geist, die Zierde des leidenden Christen: „Wo sechse essen, da langts auch noch für den siebenten,“ sagte er heiter, als eine neue Krankheit im Anzug schien, und einen Brief an Zeller, in welchem er klagte, sein Gedächtnis sei „nicht mehr löchricht, sondern ein pures Loch,“ schloß er mit den scherzenden Worten: „Wenn aber vieles andere bricht, vergeß ich doch den Heiner nicht.“ Die Quelle, aus welcher der Leidende diesen fröhlichen Mut schöpfte, verrät er uns, wenn er ein anderesmal schreibt: „Gut gehts jedenfalls, weil nach des Herrn Willen.“ Für diese Welt war seine einzige Hoffnung, der Herr möge mit den Leiden auch seine Geduld vermehren, für jene wollte er nur um ein kleines „Biegele“ (schwäbisch für Winkel) bitten, wo einer, der gern ums Lösgeld selig wär, unterschlupfen könne.

Eine schmerzliche Verleugnung war es für Barth, als er zum erstenmal um seiner Schwachheit willen auf die Basler Festreise verzichten mußte. Weinend sah er seinem Mitarbeiter Gundert nach, als dieser ohne ihn fortfuhr. In Basel vermißte man den langjährigen Festgast, dessen Worte voll Missionsliebe und Missionsglaube die Festversammlung so oft zu edler Begeisterung hingerissen

hatten. Die Generalkonferenz schickte dem kranken Freund zum Zeichen ihrer Teilnahme ein Telegramm mit den Worten: „Gruß der Generalkonferenz. Um den Abend wird es licht sein.“ Die ganze Gemeinde hatte durch einmütiges Aufstehen diesen Gruß zu dem ihrigen gemacht. Der gewissenhafte Schriftforscher schrieb darüber an Zeller: „Ich konnte den Thränen nicht wehren, obgleich der Spruch unrichtig erklärt und falsch angewendet ist, denn jetzt ists bei mir nicht licht, sondern düster.“

Die letzte Erholung und irdische Freude genoß Barth in Lichtenthal bei Baden-Baden. Weil die milde Luft dieses Kurorts ihm bei einem kurzen Besuch im Sommer Erleichterung gebracht hatte, zog es ihn im Herbst wieder dorthin. Es war still geworden in dem lieblichen Oosthal, die Badgäste waren schon abgereist, aber der warme Sonnenschein, das saftige Grün der Matten und der feierliche Ernst der Tannenwälder darüber — alles war noch da. Barth durfte auch hier nicht vollständig ruhen, er mußte sich sein Reisegeld verdienen und schrieb die „himmlische Prinzessin.“ Aber die Arbeit floß ihm noch einmal leicht; heiter, voll unerschöpflichen Witzes verkehrte er mit seinen Freunden Weitbrecht und Ostertag, die ihm in seiner Einsamkeit Gesellschaft leisteten. Selbst die Dichtergabe war ihm wiedergeschenkt, und seine wehmütigen Gedanken „beim Wasserfall von Geroldsau“ sprach er in dem tief empfundenen Gedicht aus:

„Wasserbach, wo kommst du her? Aus der Bergschlucht droben;
Machte mir den Kopf so schwer, Bin fast ganz zerstoben.
Über Stufen von Granit Warf man mich hernieder,
Schlugen mir in Staub und Gischt Alle meine Glieder.

Wenn ich von den Stufen sprang Fröhlich und verwegen
Und im Frühlings-Thatendrang Als ein Bogenregen
Unterm Regenbogen durch, Der die Brücke spannte,
Munter wie ein junger Knab' Immer abwärts rannte, —

O was hab ich da gehofft Drunten in dem Thale!
Träumte mir im stillen oft Lauter Siegesmale!
Und was fand ich, als ich kam? Arbeit in der Mühle,
Wiesen wässern, schwarze Wasch, Andre niedre Ziele.

Wenn ich zu der Heimat Höh Als Kaskade steige,
Und die Kraft erlahmen seh, Und mich wieder neige,
O wie wird mein Herz so schwer! Immer weiter wall ich,
Und in Kurzem in den Rhein Und ins Meer dann fall ich.

Bächlein, sei mit deinem Los Doch einmal zufrieden:
Ist das Glück nicht schön und groß, Welches dir beschieden?
In der Jugend Irisschein, Arbeitslast nach Kräften,
Und am Ende süße Ruh, Ruhe nach Geschäften!"

In Calw folgten wieder schwere Leidenstage und der Kranke sehnte sich heim, um nicht länger unthätig „unter dem alten Eisen" liegen zu müssen, und doch gestand er auch, er habe immer noch genug zu lernen, so daß sein Heiland alle Ursache habe, ihn länger in der Leidensschule zu lassen. Im Winter 1861—62 glaubte Barth den Frühling nicht mehr zu erleben. Wie es einem gesunden Menschen zu Mut sei, schrieb er an seinen kranken Freund Seeger, das wisse er schon lang nicht mehr und er sehne sich nach den Frühlingslüften auf den Hügeln der Ewigkeit. Die Digitalistropfen, das letzte Linderungsmittel, wollten ihre Wirkung versagen, und Barth brachte wieder manche schlaflose Nacht unter Atemnot im Sessel zu. Leichter wurde es ihm im Frühling und Sommer; er konnte noch die Herausgabe des vierten Bändchens

seiner kleineren Erzählungen vorbereiten und die Korrektur einer grönländischen Übersetzung des alten württembergischen Spruchbuches besorgen. „Das hätt ich anno „Neune“ nicht geglaubt,“ sagte er, „daß mich anno 62 das württembergische Spruchbuch noch bugsieren würde.“ Am Ostertag predigte er sogar wieder in Stammheim über das Thema: „Wie der Unglaube die Leute so dumm macht;“ es war das letztemal, daß der mutige Bekenner auf einer Kanzel stand. Auf die Festreise nach Basel mußte er natürlich wieder verzichten, kaum daß es ihm nach Nagold zu Zeller reichte; er sandte wenigstens einen telegraphischen Gruß an die Generalkonferenz mit den Worten seines Lieblingsliedes: „Die Fahne Christi weht, Wohl dem, der bei ihr steht!“

Am 31. Juli feierte er noch einmal seinen Geburtstag im Kreis vieler Freunde; diese ahnten wohl, daß es die letzte Geburtstagsfeier sein werde, darum hatten sie bei dem lieben Kranken angefragt, ob sie kommen dürfen. Barth war nicht mehr der Mann, dessen Geist nie ruhte und mit seinem Funkensprühen die Gesellschaft belebte und beherrschte. Still, mit vorwärtsgebeugtem Körper saß er keuchend im Lehnstuhl und ließ gerne andere für sich reden. Seine Gedanken kehrten in die Zeit seiner Kindheit zurück, die ihm auch den Stoff zur letzten Jugendschrift gegeben hatte, und als er keine Besuche mehr vor sich ließ, verlangte er oft: „die Person soll kommen!“ so nannte er scherzend seinen Bruder, der um seiner schwachen Begabung willen die Kehrseite des geistreichen Mannes bildete. Barth hatte immer mit aufopfernder Liebe für ihn gesorgt und ihn zuletzt in sein Haus aufgenommen.

Indessen war sein Atem immer kürzer geworden, und am 26. August schrieb er seinem todkranken Freund Reihlen in Mannheim: „Ich habe alle Hoffnung und Aussicht auf eine baldige Nachfahrt und ein Wiedersehen in den Friedenshütten, wo man nicht mehr pressieren und den andern Morgen wieder abreisen muß. Dort können wir ruhig ein paar Jahre bei einander sitzen.“ Im September suchte er noch einmal Erleichterung in Lichtenthal. Waldesgrün und herbstlicher Sonnenglanz erfreuten sein Auge und regten ihn zu seinen letzten Gedichten an; die meiste Zeit mußte er aber nach Atem ringend unter dem offenen Fenster zubringen. Keine Klage kam über seine Lippen, er wurde immer stiller und schweigsamer, und die eingelaufenen Briefe blieben uneröffnet liegen! das Alte, sagte er, wisse er schon, und Neues wolle er nicht mehr hören.

Kränker als er gegangen war, kam Barth von Lichtenthal heim; doch konnte er noch am Oktoberheft der Jugendblätter arbeiten. Am 27. September, König Wilhelms Geburtstag, war er mit seinem Freund Werner und mit Verwandten aus Kornthal zusammen. Als guter Württemberger erhob er bei Tisch sein Glas zum Trinkspruch auf den König. Bald darauf verabschiedeten sich die Gäste, Barth winkte ihnen vom Fenster aus noch nach; kaum waren sie fort, so brach er unter einem Schlaganfall zusammen. Jetzt mußte er ganz Feierabend machen; seine rechte Seite blieb gelähmt und mit Erstickungsanfällen kämpfend flehte er oft um ein seliges Stündlein. Aber noch in dieser Zeit der äußersten Schwäche ließ er nicht ab, für seinen Beruf und die Sache des Reiches

Gottes zu sorgen. Noch am 31. Oktober diktierte er einen Brief an vermögliche Freunde, in welchem er es als seinen letzten Wunsch aussprach, sie möchten den Druck der englischen Übersetzung des Bibelwerkes, welches keine englische Buchhandlung in Verlag nehmen wollte, unterstützen. Dieser letzte Wunsch wurde erfüllt und die Übersetzung mit solchem Beifall aufgenommen, daß bald eine zweite Auflage nötig war.

Der Kranke saß meist in seinem Lehnstuhl; wenige Freunde hatten mehr Zutritt. Einer redete von den Kronen, welche auf die Gläubigen warten; „nichts da," antwortete Barth, „aus Gnaden selig werden, das ist genug." Als Widmann nach seiner Glaubensgewißheit und Hoffnung des ewigen Lebens fragte, antwortete er kurz: „Es langt" (= es reicht). Am 12. November abends 4 Uhr, während er sich von seinem Gehilfen Weitbrecht anders legen lassen wollte, traf ihn zum zweitenmal der Schlag, und sanft entschlummerte er mit dem Seufzer: „Ach Gott!" unter dem Gebet seines Mitarbeiters.

Es war ein langer Leichenzug, der sich am 15. Nov. 1862 von Calw nach Möttlingen bewegte. Dort hatte sich der Entschlafene sein letztes Ruheplätzlein gewünscht in demselben Grabe, in welchem seine Mutter und seine frommen Amtsvorgänger Groß und Machtholf ruhten. Wo der Zug die Markung eines Dorfes überschritt, da stand die Schuljugend bereit, dem lieben Kinderfreunde unter Gesang das letzte Geleite zu geben. In dankbarer Liebe zogen die Möttlinger dem Sarge ihres Seelsorgers entgegen, der sich in alter Anhänglichkeit die Ruhestätte in ihrer Mitte gewählt hatte.

Am Grabe sang die Trauerversammlung: „Aller Gläubigen Sammelplatz“ und nach einem Gebet des Ortsgeistlichen Dorsch wurde der Sarg eingesenkt unter dem Gesange: „Ei wie so selig schläfest du!“ In der Kirche redete nach dem Wunsch des Entschlafenen sein Freund, Pfarrer Werner, über den Lehrtext des Tages Joh. 14, 3: „Und ob ich hinginge, euch die Stätte zu bereiten, so will ich doch wieder kommen, und euch zu mir nehmen, auf daß ihr seid wo ich bin.“ Er sollte nicht von dem Verstorbenen reden, sondern nur Christum verkündigen; das that er unter vielen Thränen.

Es sind nun nahezu 25 Jahre, daß der müde Pilger zur Ruhe eingegangen ist, aber sein Gedächtnis lebt unter uns fort; auf dem Werke das er begonnen, ruht Gottes Segen, und seine Gestalt steht vor uns unter der Zahl derer, welche durch den Glauben großes gethan haben. „Solcher Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach!“

Des Harfners Heimwehlied.

Aus dem armen Heinrich.

Dort wo die Felsen schauen Hinein ins weite Meer,
Und Rebenhügel bauen Um goldne Saaten her;
Wo neben der Zitrone Die Mandel rötlich blüht,
Der Heimat zu die Rhone Mit stolzen Wogen zieht:

Dort barg einst meine Hütte, Von Immergrün umlaubt,
In dunkler Bäume Mitte Ihr schattenreiches Haupt:
Der frische Südwind wehte Dem Mittag Kühlung zu;
Es wurde zum Gebete Des Abends milde Ruh.

Froh wuchsen in der Stille Die Kindlein mir heran;
Es hatte seine Fülle Der Himmel aufgethan.
Befreit von aller Plage, Durch keinen Neid getrübt,
Verlebten wir die Tage Stets liebend, stets geliebt.

Da brausten schwere Stürme Im fernen Norden auf;
Die Mauern und die Türme Zerbrach ihr wilder Lauf;
Und auch die kleine Hütte, Verdeckt von grünem Laub
In dunkler Bäume Mitte, Ward — ach, der Stürme Raub!

Die teuren Kindlein fanden Im Blumenbeet ihr Grab,
Die Gattin lag in Banden Und welkte früh hinab.
Und als ich heimgekehret Zum blutbesäten Land,
So war die Flur verheeret, Die Hütte stand in Brand.

Da sanken mir die Arme, Da stockte mir das Herz
Von unnennbarem Harme, Von ungeheurem Schmerz.
Nur eines war verschonet, Nun eines war noch mein,
— Die Harfe, sonst gewohnet, Den Lobgesang zu weihn.

Jetzt tönet sie nur Klage, Nur Wehmut ist ihr Lied,
Seit ich am düstern Tage Vom Schmerzensorte schied.
Einst lernt sie wieder danken, Wann vor des höchsten Thron
Die Palmen sie umranken, Der Überwinder Lohn.

Die Hütte, die gefallen, Wird droben zum Palast!
Zur Heimat darf ich wallen, Zum Bürger wird der Gast,
Wann aus den Blumenbeeten Die Kindlein auferstehn,
Und in dem ewgen Eden Die Mutter wieder sehn.

Abendlied.

Aus dem armen Heinrich.

Sonne willst du fliehen Mit dem schönen Strahl?
Nach dem Meere ziehen Über Berg und Thal?

Abendglocken singen Von der Türme Dach
Mit gewaltgem Schwingen Dir den Abschied nach.

Und die Hände heben Zum Gebet sich all;
Die Gebete schweben Auf zum Glockenschall.

Auch die jungen Raben, Eh sie gehn zum Nest,
Bringen ihre Gaben Zu dem Dankesfest.

Mit den Freudetönen Hebt vom Krankenbett
Sich gepreßtes Sehnen, Das um Ruhe fleht.

Alle diese Reigen, Wenn dein Strahl nun sinkt,
Auf zum Throne steigen, Wie dein Licht verblinkt.

Noch erhellt dein Blitzen Auf dem Turm den Kranz,
Und der Berge Spitzen Mit dem Purpurglanz.

Hoch an der Kapelle Glüht der Fenster Pracht
In der goldnen Welle, Tief bis in die Nacht.

Und von deinem Scheine, Noch das Blümchen trinkt,
Eh am stillen Raine Es in Schlaf versinkt.

Seht! sie ist geschieden, Läßt uns in der Nacht;
Doch wir sind im Frieden; Der im Himmel wacht.

Wird nicht hinter Meeren, Wo sie auf jetzt geht,
Frohen Klang sie hören? Freudiges Gebet?

Wird sie morgen wieder Dort im Osten wach,
Tönen Abendlieder Übers Meer ihr nach.

Du, o Gott der Wunder! Der im Himmel wohnt,
Gehest nicht so unter Wie die Sonn, der Mond.

Wollest doch uns senden, Herr! Dein ewig Licht,
Daß zu Dir wir wenden Unser Angesicht!

Missionslied.

Der Du in Todesnächten Erkämpft das Heil der Welt,
Und dich als den Gerechten Zum Bürgen dargestellt;
Der Du den Feind bezwungen, Den Himmel aufgethan:
Dir stimmen unsre Zungen Ein Hallelujah an!

Im Himmel und auf Erden Ist alle Macht nun Dein,
Bis alle Völker werden Zu deinen Füßen sein;
Bis die von Süd und Norden, Bis die von Ost und West
Sind deine Gäste worden Bei deinem Hochzeitfest.

Noch werden sie geladen, Noch gehn die Boten aus,
Um mit dem Ruf der Gnaden Zu füllen dir ein Haus.
Es ist kein Preis zu teuer, Es ist kein Weg zu schwer,
Hinauszustreun dein Feuer Ins weite Völkermeer.

Dann werden die Gebeine Im Knochenfeld erweckt,
Und von dem lichten Scheine Ihr Leuchter angesteckt.
Die Strahlen überdunkeln Des Halbmonds Schimmerlicht,
Der Minarete Funkeln Entschwindet dem Gesicht.

Fern an der Knechtschaft Strande Erwacht ein Durst nach Licht,
Und aus dem engen Bande Manch tiefer Seufzer bricht.
Da fahren tausend Funken In schwarzer Sklaven Herz;
Wer von dem Licht getrunken, Wird frei vom Todesschmerz.

Und hoch am starren Norden, Wo ewger Schnee noch ruht,
Da ist es warm geworden Durch dieses Feuers Glut;
Die Herzen sind zerflossen, Das Eis ist aufgetaut;
In knospenreichen Sprossen Sich mild der Sommer baut.

So ziehen deine Flammen Wie Sonnen um die Welt;
Getrenntes fließt zusammen, Das Dunkle wird erhellt;
Und wo dein Name schallet, Du König Jesus Christ,
Ein selig Häuflein wallet Dahin, wo Friede ist.

So sammle deine Herden Dir aus der Völker Zahl,
Daß viele selig werden Und ziehn zum Abendmahl!
Schließ auf die hohen Pforten! Es strömt dein Volk heran;
Wo noch nicht Tag geworden, Da zünd dein Feuer an!

Zum Abschied der Missionsbrüder.

Zieht fröhlich hinaus Zum heiligen Krieg,
Durch Nacht und durch Graus Erglänzet der Sieg.
Ob Wetter auch toben, Erschrecket nur nicht,
Blickt immer nach oben: Bei Jesu ist Licht!

Und ob auch das Herz Sich dunkel umzieht
Mit trübendem Schmerz, Der Friede entflieht;
Wenn Mißmut und Zagen Die Freudigkeit bricht:
O stillet die Klagen, Bei Jesu ist Licht!

Wenn rings um euch bang Die Götzennacht steht,
Und würds euch zu lang, Bis daß sie vergeht:
So sei euer Hoffen Nach oben gericht,
Der Himmel bleibt offen, Bei Jesu ist Licht!